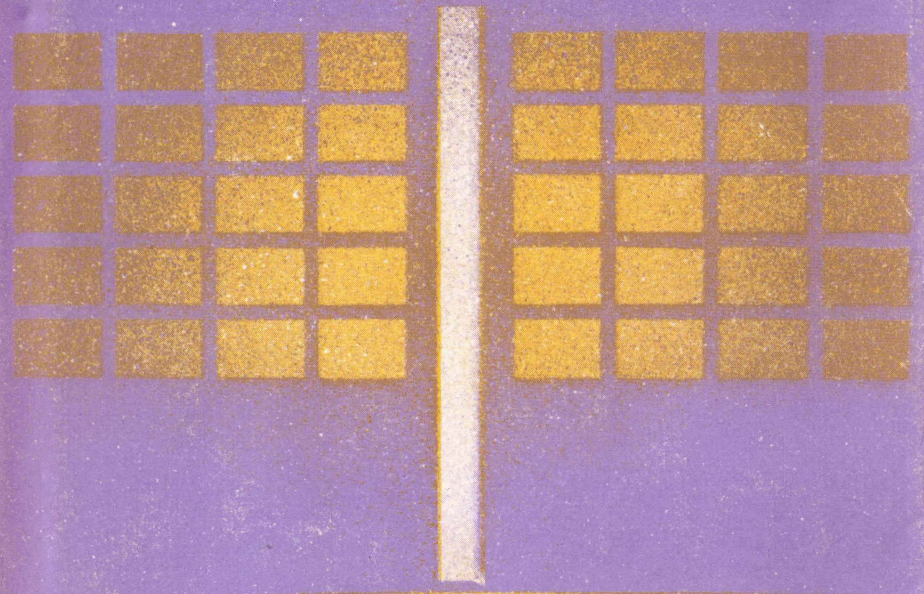
ISBN 3-351-01496-1

SHIMAZAKI TŌSON / AUSGESTOSSEN

SHIMAZAKI TŌSON

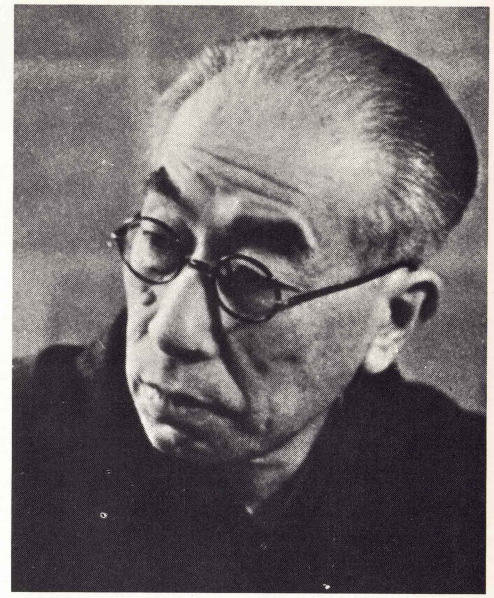
AUSGESTOSSEN



Roman

„Gib niemals deine Herkunft preis!“ hat ihn der Vater beschworen. Und an dieses Gebot hält sich Ushimatsu lange Zeit. Nur unter Bewahrung des Geheimnisses kann er studieren und als Lehrer wirken, denn er gehört der pariaähnlichen Volksschicht der Eta an, einer gesellschaftlichen Randgruppe in Japan. Er weiß, sobald seine Abstammung kund wird, ist er ein aus der Menschengemeinschaft Ausgestoßener, ein Verfemter, ein Unreiner. In diesem Versteckspiel glaubt er sich auf Schritt und Tritt verfolgt und jeden Augenblick durchschaut. Aus Furcht vor Entdeckung sucht er Zuflucht in der Abgeschiedenheit des Lotosblütentempels, wo er dem Mädchen O-Shio begegnet, doch auch hier findet er keine innere Ruhe. Gequält von Schuldgefühlen und verstrickt in Gewissensnöte, bricht er schließlich unter dramatischen Umständen sein Gelöbnis und offenbart seine Herkunft. Nach dem schonungslosen Geständnis fühlt er sich befreit, und es scheint ihm, die Tempelglocke künde vom Heraufdämmern eines lichten Lebensmorgens.

Schutzumschlagentwurf Renate Möller



Der japanische Dichter, Novellist und Romancier Shimazaki Tōson (1872 bis 1943) wurde als Sohn eines Dorfältesten in Magome (Präfektur Nagano) geboren. Er besuchte von 1887 bis 1891 eine Schule der presbyterianischen Kirche. Bereits mit seinem ersten Gedichtband, „Junges Grün“ (1897), erwarb er sich bleibenden Ruhm als hervorragender romantischer Liebes- und Naturlyriker. Nach 1901 widmete sich Tōson ausschließlich der Prosa. Sein Roman „Ausgestoßen“ (1906), der als eine der bedeutendsten kritisch-realistischen Leistungen der japanischen Literatur gewertet wird, leitete den Naturalismus in Japan ein und gilt als Wendepunkt im Prosaschaffen des Landes. Auf dieses große Erstlingswerk folgten die Romane „Frühling“ (1908), „Die Familie“ (1910/11), „Neues Leben“ (1919) und „Vor Tagesanbruch“ (1929–1935).

SHIMAZAKI TŌSON / AUSGESTOSSEN

SHIMAZAKI TŌSON

AUSGESTOSSEN

SHIMAZAKI TŌSON
AUSGESTOSSEN

Roman

Deutsch von Jürgen Berndt

Aufbau-Verlag

Titel der japanischen Originalausgabe: Hakai
Die Übersetzung folgt der vom Autor 1906
als Privatdruck herausgebrachten Erstausgabe des Romans
Mit einem Nachwort von Jürgen Berndt

1. Auflage 1989
© Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1989
(deutsche Übersetzung)
Ausgabe mit Genehmigung von Orion Literary Agency, Tōkyō
Der Vertrieb ist nur in der Deutschen Demokratischen Republik
und in den sozialistischen Ländern gestattet
Einbandgestaltung Renate Möller
Bestellnummer 614 073 8
01250

ISBN 3-351-01496-1

AUSGESTOSSEN

1. KAPITEL

1

Im Rengeji, dem Lotosblütentempel, wurden auch Zimmer vermietet. Segawa Ushimatsu hatte sich nach dem plötzlichen Entschluß, seine bisherige Bleibe zu verlassen, für das Eckzimmer im Obergeschoß des Priesterhauses entschieden. Der Rengeji war einer der mehr als zwanzig alten schlichten Tempel, die es in dem Städtchen Iiyama des Kreises Shimominochi gab. Er gehörte zur Sekte der Wahren Lehre. Vom Fenster aus bot sich über ein paar große Ginkgobäume hinweg ein schöner Blick auf Iiyama. Das Städtchen, ein Zentrum des Buddhismus im bergigen Shinshū, träumte vor sich hin, als wäre die Zeit in ihm stehengeblieben, und alles – angefangen von den Häusern in ihrer fremdartigen nördlichen Bauweise mit den Schindeldächern und den tief herabgezogenen Traufen, die im Winter Schutz vor dem Schnee boten, bis hin zu den hier und dort aufragenden Tempelbauten und dem Geäst der Bäume –, alles schien in einen Schleier von Weihrauch gehüllt. Wenn etwas beim Blick aus dem Fenster besonders ins Auge sprang, so war es allein das weißgetünchte Gebäude der Schule, an der Ushimatsu unterrichtete.

Ushimatsu wollte unbedingt umziehen, weil dort, wo er jetzt wohnte, etwas geschehen war, was ihn tief beunruhigte. Wäre die Beköstigung nicht so billig gewesen, hätte sich allerdings kaum jemand mit dem Zimmer hier im Tempel zufriedengegeben. Die Wände waren zwar mit Tapeten beklebt, aber der Ruß hatte sie längst geschwärzt. Eine grobgezimmerte Schmucknische, ein auf einfaches Papier aufgezogenes Rollbild und ein altes Holzkohlebecken – mehr bot das Zimmer in dieser weltfernen stillen Klause nicht. Alles machte doch einen recht trostlosen Eindruck auf den Volksschullehrer Ushimatsu.

Wo er jetzt wohnte, hatte sich folgendes zugetragen: Vor etwa einem halben Monat zog ein begüterter Mann namens Ohinata aus der Gegend von Shimotakai mit seiner Begleitung ein, um

sich ein wenig von der Reise auszuruhen, bevor er sich in das Krankenhaus von Iiyama begab. Was er nach ein paar Tagen auch tat. Anfangs ging dort alles gut. Er hatte ein Zimmer erster Klasse. Doch kaum war er wieder soweit hergestellt, daß er, gestützt auf eine Krankenschwester, den langen Korridor auf und ab wandern konnte, fiel er mit dem Aufwand, den er trieb, den anderen auf, und vielleicht war es aus bloßem Neid, daß nun jemand das Gerede aufbrachte: »Das ist ein Eta! Ein Unberührbarer!« Augenblicklich machte es in den meisten Krankenzimmern die Runde, und die Patienten gerieten in hellen Aufruhr. Erregt streiften sie die Ärmel hoch und drohten dem Klinikdirektor: »Werfen Sie ihn raus! Und zwar auf der Stelle, sonst haben Sie uns die längste Zeit hier gesehen!« Selbst Gut und Geld richten gegen verbohrte Vorurteile nichts aus. Eines Abends wurde Ohinata in einen Tragstuhl gesetzt und im Schutze der Dunkelheit aus dem Krankenhaus wieder in die Herberge zurückgebracht, und der Klinikdirektor erschien jetzt täglich, um ihn zu behandeln. Nun aber empörten sich die Gäste. Als Ushimatsu eines Tages abgespannt und müde vom Unterricht nach Hause kam, schrie alles: »Frau Wirtin, schmeißen Sie ihn hinaus!« Einige ganz Schamlose ergingen sich in Schmährufen: »Unreiner! Unreiner!« Ushimatsu bebte vor Zorn: Ein Unreiner, was ist das? Ohinata tat ihm leid. Er beklagte diese mit nichts zu begründende menschenunwürdige Behandlung, und der Gedanke an das traurige Schicksal der Eta ließ ihn nicht mehr los – Ushimatsu war selber ein Eta, ein Unberührbarer, ein Unreiner!

Jeder erkannte in Ushimatsu sogleich einen jener prächtigen jungen Leute, wie sie zwischen den Felsen in der Gegend um Sakuchiisagata heranwachsen – seinem ganzen Äußeren nach war er ein echter Mann aus dem Norden Shinshūs. Mit einundzwanzig Jahren, im Frühling seines Lebens, hatte er mit dem Lehrerdiplom in der Tasche als Bester seines Jahrgangs das Seminar in Nagano verlassen. Hinausgestoßen in die Welt, war er sogleich hierher, nach Iiyama, gekommen. Das war vor drei Jahren, und jeder im Städtchen kannte ihn nur als eifrigen jungen Lehrer. Daß er seiner Herkunft nach ein Eta war, wußte niemand.

»Ja, und wann beabsichtigen Sie einzuziehen?« fragte ihn die

Frau, die mit dem Hauptpriester des Tempels zusammenlebte, als sie das Zimmer betrat. Sie war um die Fünfzig. Bekleidet mit einem braunen, kleingemusterten Überwurf, in ihren schmalen weißen Händen eine Gebetsschnur, stand sie vor Ushimatsu. Sie war zwar eine Nonne, hatte aber keinen kahlgeschorenen Kopf, und ihr galten nach der Sitte dieser Gegend alle Ehren einer »Hausherrin«. Für eine Frau ihres Alters war sie nicht ungebildet, und nach ihrer Ausdrucksweise zu urteilen, hatte sie offenbar längere Zeit in der Großstadt gelebt. Die Güte stand ihr im Gesicht geschrieben, während sie mit tonloser Stimme ein Gebet vor sich hin murmelte und auf eine Antwort ihres Gegenübers wartete.

Ushimatsu überlegte. Morgen oder gleich heute abend, hätte er am liebsten gesagt. Doch im Moment reichte sein Geld nicht einmal mehr für den Umzug. Vierzig Sen, das war alles, was er besaß. Damit ließ sich schlecht umziehen. Außerdem war noch die Miete für sein jetziges Zimmer zu zahlen. Es half nichts, er mußte sich gedulden, ob es ihm paßte oder nicht, denn sein Gehalt bekam er erst übermorgen.

»Sagen wir, ja, sagen wir, übermorgen nachmittag.«

»Übermorgen?« staunte die Frau.

»Warum verwundert Sie das?« In Ushimatsus Augen blitzte es plötzlich auf.

»Na ja, aber haben wir übermorgen nicht erst den Achtundzwanzigsten? Mich verwundert das nicht weiter. Ich dachte nur, Sie würden am Monatsersten einziehen.«

»Hm, so ist es wohl allgemein üblich. Ich möchte aber schnell den Umzug hinter mir haben«, warf Ushimatsu möglichst arglos hin und wechselte mit Bedacht das Thema. Der Vorfall in seiner Herberge hatte ihn in tiefster Seele aufgewühlt. Er fürchtete sich davor, in dieser Richtung etwas gefragt zu werden und dann darüber reden zu müssen. Allem, was mit den Eta in Zusammenhang stand, versuchte er stets auszuweichen.

»Namu Amida Butsu – Gelobt sei der Buddha Amida«, betete die Frau still vor sich hin und drang nicht weiter in ihn.

2

Es war fünf Uhr, als Ushimatsu den Lotosblütentempel verließ. Da er sich gleich von der Schule aus auf den Weg gemacht hatte, lief er noch wie im Dienst herum: im abgetragenen Anzug, beschmutzt mit Kreide und Staub, unter dem Arm ein Bündel Bücher und Hefte, die Frühstückstasche über der Schulter und Holzsandalen an den Füßen. Mit beklommenem Herzen – einer Art Scham, wie sie viele Arbeiter empfinden, wenn sie unter Leute kommen – lenkte er seine Schritte in Richtung des Takajō-Viertels, in dem er wohnte. Die Dächer glänzten nach einem herbstlichen Regenschauer in der Abendsonne. Auf den nassen Straßen wimmelte es von Menschen. Hin und wieder blieben einige stehen und drehten sich nach ihm um. Manche tuschelten miteinander. Der eine oder andere setzte eine verächtliche Miene auf, als hätte er gerade gesagt: Ist das nicht ein Lehrer? Und dann läuft er so herum! Bei dem Gedanken, darunter könnten auch Väter und Brüder seiner eigenen Schüler sein, schämte und ärgerte sich Ushimatsu zugleich. Er war mit einemmal sehr verdrossen und beschleunigte seine Schritte.

Seit kurzem gab es in der Hommachi-Straße eine neue Buch- und Zeitschriftenhandlung. Auf Plakaten pries sie in dicken Pinselstrichen ihre Neueingänge an. »Bekenntnisse« – las Ushimatsu. Daneben stand: »Verfasser Inoko Rentarō«, und sogar der Preis war angegeben. Die Zeitungen hatten das Buch schon vor einer ganzen Weile angekündigt, und Ushimatsu hatte mit Ungeduld auf den Tag seines Erscheinens gewartet. Er blieb stehen. Allein der Name des Verfassers versetzte ihn in freudige Erregung. Ein paar Jungen kramten in den Auslagen vor dem Laden. Sie schienen nach neuen Zeitschriften zu suchen. Ushimatsu vergrub die Hände in den Taschen seiner ausgeblichenen Hose und ging vor der Buchhandlung ein paar Schritte auf und ab. Verstohlen ließ er seine Barschaft klimpernd durch die Finger gleiten. Die vierzig Sen reichten, um das Buch zu kaufen, aber dann würde er bis übermorgen ohne einen einzigen Sen auskommen müssen. Und der Umzug wollte auch vorbereitet sein. Von solcherlei Gedanken im Zaum gehalten, war er schon im Weitergehen. Doch

kurz entschlossen kehrte er wieder um, schob den Vorhang an der Ladentür beiseite und griff nach dem Buch. Die »Bekenntnisse« waren auf grobem, leicht stinkendem Papier gedruckt und hatten einen gelben Umschlag. Dem Buch war sofort anzusehen, daß man es so billig wie möglich hergestellt hatte, damit es auch ärmere Leute in die Hand bekämen. Heutzutage lesen viele junge Menschen, um sich zu bilden, und gerade diejenigen im Alter von Ushimatsu werden es nicht müde. Wie sollte ausgerechnet er da verzichten! Der Drang nach Wissen ist wie eine Art Hunger. Er konnte nicht länger widerstehen, holte seine vierzig Sen hervor und kaufte das ersehnte Buch. Jetzt war zwar sein letztes Geld dahin, aber was bedeutete das schon bei der Gier seines Geistes!

Er hielt die »Bekenntnisse« in den Händen – allerdings war ihm doch ein wenig beklommen zumute, als er nun seiner Behausung zustrebte und ganz unvermutet zwei Kollegen auf der Straße begegnete. Mit dem einen, nämlich Tsuchiya Ginnosuke, war er schon vom Lehrerseminar her befreundet. Der andere war noch sehr jung und hatte gerade erst als Praktikant in der Schule angefangen. Ihrem Schlenderschritt nach zu urteilen, gingen die beiden nur ein wenig spazieren.

»Bist ja ganz schön spät dran«, sagte Ginnosuke und trat, mit seinem Spazierstock klappernd, auf Ushimatsu zu. Ginnosuke musterte in seiner offenherzigen kameradschaftlichen Art Ushimatsu, weil ihm sofort aufgefallen war, daß in den Augen seines Freundes, in denen sonst immer ein fröhlicher Glanz lag, jetzt eine unbeschreibliche Unruhe flackerte. Er scheint nicht ganz auf dem Posten zu sein, dachte Ginnosuke. Als er dann hörte, Ushimatsu sei auf der Suche nach einem neuen Zimmer gewesen, sagte er lachend und ohne Argwohn: »Nach einem neuen Zimmer? Du ziehst aber ziemlich oft um. Da drüben hast du dich doch erst vor kurzem einquartiert.« Im selben Augenblick bemerkte er das Buch, das Ushimatsu vor der Brust hielt. »Zeig mal!« Schon streckte er die rechte Hand danach aus, nachdem er sich mit einer flinken Bewegung den Spazierstock unter den Arm geklemmt hatte.

»Bitte.« Ushimatsu reichte es ihm mit einem Lächeln.

»Aha! Die ›Bekenntnisse‹!« sagte der Praktikant, der inzwischen an Ginnosukes Seite getreten war und einen raschen Blick auf das Buch geworfen hatte.

»Immer noch versessen auf alles, was der große Inoko schreibt!« ließ sich nun wieder Ginnosuke vernehmen, während er den gelben Umschlag betrachtete und flüchtig in das Buch hineinschaute.

»Richtig, in der Zeitung war es ja schon angekündigt – das also ist es! Ehrlich gesagt, viel her macht es nicht. Aber dir ist das bestimmt egal, denn du liest ihn nicht nur mit Leidenschaft, du betest ihn ja geradezu an.« Er lachte lauthals. »Wo du sowieso schon dauernd von ihm sprichst, können wir uns nun wohl erst recht wieder auf einiges gefaßt machen.«

»Red nicht so ein dummes Zeug!« entgegnete Ushimatsu, lächelte und nahm das Buch wieder an sich.

Schwaden von Abendnebeln senkten sich herab. Hier und dort flammten die ersten Lichter auf. Wahrscheinlich werde er übermorgen in den Lotosblütentempel umziehen, hatte Ushimatsu zu seinen Kollegen gesagt und sich von ihnen verabschiedet. Als er sich nach ein paar Schritten umsah, stand Ginnosuke nach wie vor am Straßenrand und blickte ihm unverwandt nach. Und er schien sich noch immer nicht vom Fleck gerührt zu haben, als Ushimatsu sich nach gut fünfzig Metern zum letztenmal umschaute. Doch der Rauch aus den Herden, auf denen das Abendessen bereitet wurde, begann nicht nur den Himmel über der Stadt zu verhüllen, sondern auch die Gestalt des Freundes.

3

Ushimatsu war nicht mehr weit von seinem Quartier entfernt, als der Himmel vom Klang der Glocken widerhallte. Die Abendandacht in den Tempeln hatte begonnen. Dicht vor der Herberge schallten ihm Warnrufe entgegen. Laternenschein fiel auf die dämmrige Straße. Eine Sänfte wurde herausgetragen. Nun verläßt der Reiche also in aller Heimlichkeit das Haus, dachte Ushimatsu voller Mitgefühl. Denn er hatte, während er still vor dem Tor stand, den Diener des reichen Mannes aus dem Norden er-

kannt. Ohinata selber war ihm, obwohl sie unter demselben Dach gelebt hatten, nicht ein einziges Mal zu Gesicht gekommen. Nur den Diener hatte er öfter mit Medizinflaschen in der Hand kommen und gehen sehen. Dieser Mann, so groß, daß er bis zu den Wolken hinaufzureichen schien, war die Ergebenheit selber, als er sich jetzt mit gerafftem Kimono um seinen Herrn kümmerte und den Trägern seine Anweisungen gab. Auch er war ein Eta und obendrein von niederem Stand. Scheu und unterwürfig verbeugte er sich im Vorübergehen vor Ushimatsu, ohne auch nur im entferntesten zu ahnen, daß dieser der gleichen Volksgruppe angehörte. Die Wirtin stand am Eingang und verabschiedete den Gast mit einem »Leben Sie wohl!« In der Herberge herrschte offensichtlich große Unruhe. Heftige Worte fielen. Schmähungen wurden mit Absicht so laut gerufen, daß sie auch noch draußen zu hören waren. »Haben Sie nochmals herzlichen Dank! Alles Gute für Sie«, beeilte sich die Wirtin zu sagen. Aber eine Antwort bekam sie nicht. Ushimatsu verharrte schweigend, bis die Sänfte seinen Blicken entschwunden war.

»Recht geschieht ihm!« Das war der letzte Triumphgesang der Leute drinnen in der Herberge.

Als Ushimatsu, leicht erblaßt, ins Haus trat, traf er die Bewohner noch immer auf dem langen Korridor an. Außerstande, ihre Gefühle im Zaum zu halten, liefen die einen mit ärgerlich hochgezogenen Schultern herum, andere stampften auf den Boden, daß die Dielen knarrten. Einige ganz Blasierte streuten Salz in den Garten, um eine symbolische Säuberung zu vollziehen. Die Wirtin holte Feuersteine hervor und schlug damit Funken, um, wie sie sagte, ein reinigendes Feuer zu entzünden.

Mitleid, Entsetzen und tausenderlei Gedanken stürmten auf Ushimatsu ein. Aus dem Krankenhaus gejagt, aus der Herberge vertrieben, grausam behandelt und gedemütigt – mußte da der Mann, der stumm in seiner Sänfte saß, vor Verbitterung nicht in Tränen ausbrechen? Doch Ohinatas Schicksal, das ist das Schicksal aller Eta und schließlich auch mein eigenes, dachte Ushimatsu. Wie kam es eigentlich, daß er seit den Tagen am Lehrerseminar von Nagano bis heute dahingelebt hatte wie alle anderen auch, gleichmütig und ohne ein Gefühl von Angst und Gefahr?

Jetzt aber mußte er an seinen Vater denken. Er sah ihn vor sich, wie er die Rinder am Fuße des Eboshi-Gipfels hütete und das verlassene Dasein eines Einsiedlers führte, und er sah auch die Weiden vor sich und die Hütte des Hirten. »Vater! Vater!« rief er tonlos und wanderte ruhelos in seinem Zimmer auf und ab. Plötzlich erinnerte er sich wieder der Worte seines Vaters.

Damals, als Ushimatsu von zu Hause fortgegangen war, hatte ihm der Vater in tiefer Sorge um die Zukunft des einzigen Sohnes mancherlei mit auf den Weg gegeben und von der Herkunft ihrer Familie gesprochen: Sie seien nicht wie die meisten Eta, die an der alten, von Tokyo nach Kyoto führenden Reichsstraße lebten, Abkömmlinge von Koreanern, Chinesen und Russen oder anderen Fremdstämmigen, die es von Inseln, die kaum jemand auch nur dem Namen nach kannte, an Japans Küsten verschlagen hatte; ihre Blutslinie gehe vielmehr auf einen Samurai zurück, der in alten Zeiten seinem Fürsten davongelaufen sei; in bitterer Armut habe die Familie immer gelebt, aber sich nie etwas zuschulden kommen lassen. Dann hatte er gemeint: Wenn sich ein Eta überhaupt Hoffnung machen könne, es draußen im Leben zu etwas zu bringen, bleibe ihm nur ein einziger Weg, nämlich seine Herkunft unter allen Umständen zu verheimlichen.

»Was dir auch immer widerfährt, welchen Menschen du begegnest, nie darfst du davon sprechen. Vergißt du im Zorn oder Kummer jemals diese Mahnung, bist du schon im nächsten Augenblick aus dieser Welt verstoßen.« Das war es, was sein Vater ihm ans Herz gelegt hatte.

So einfach war das Geheimnis seines Lebens und so kurz das Gebot seines Vaters: Verrate niemandem deine Herkunft! Aber unbefangen, wie er damals war, hatte er kaum hingehört und nur gedacht: Was redet da der Alte! Ganz erfüllt von der Freude, endlich studieren zu dürfen, war er davongeflogen und hatte in einer Zeit schöner Traumbilder das väterliche Gebot fast vergessen. Doch der Jüngling war mit einemmal zum Manne geworden, und jetzt begriff er auch, wer und was er war. Er kam sich vor, als sei er aus dem fröhlichen Nachbarhaus vertrieben worden und müsse nun sein eigenes trauriges Heim beziehen. Am liebsten hätte er sich vor sich selber versteckt.

4

Ushimatsu streckte sich auf die Fußbodenmatten, lag eine Weile reglos da und grübelte vor sich hin, doch schließlich übermannte ihn die Müdigkeit, und er schlief ein. Als er plötzlich aufschreckte und sich im Zimmer umsah, verbreitete eine Lampe, die er selber nicht angezündet hatte, ihr trübes Licht, und in einer Ecke stand auch schon das Tischchen mit dem Abendessen darauf. Ushimatsu hatte noch immer seinen Anzug an. Es schien ihm, als hätte er eine ganze Stunde geschlafen. Draußen hörte er es regnen. Er setzte sich auf und zog, während er einen Blick auf den gelben Umschlag des gerade erworbenen Buches warf, das Eßtischchen zu sich heran. Doch kaum hatte er den Deckel vom Reistopf gehoben und an dem aus den Resten anderer Töpfe zusammengekratzten Inhalt gerochen, stieß er einen Seufzer aus und schob das Tischchen sofort wieder beiseite. Er zündete sich seine letzte Zigarette an und schlug die »Bekenntnisse« auf.

Die Ideen Inoko Rentarōs brächten, so hieß es, »die neue Pein« derjenigen zum Ausdruck, die in der heutigen Welt die unterste Gesellschaftsschicht bildeten. Man sagte ihm aber auch nach, daß sich keiner selber so sehr in den Mittelpunkt rückte wie er. Manch einer nahm ihm das übel. Tatsächlich haftete allem, was er schrieb, scheinbar etwas Krankhaftes an. Und er war offenbar nicht imstande, über etwas zu reden, ohne es auf sich selbst zu beziehen. Aber das, was er schrieb, zeugte von männlicher Standhaftigkeit, bewies eine feine Beobachtungsgabe und besaß eine hohe Überzeugungskraft. Das war das Besondere an ihm, und jeder, der einmal etwas von ihm las, spürte es sogleich. Inoko hatte die Lebensumstände der Armen, der Arbeiter und der »Neubürger« studiert und bemühte sich nicht nur unverdrossen, nach den reinen Wassern, die in den untersten Schichten der Gesellschaft flossen, zu graben, sondern dies alles dem Leser auch nahezubringen, indem er es von verschiedenen Seiten beleuchtete und das, was ihm schwer verständlich zu sein schien, ständig wiederholte, und zwar so lange, bis er sich sicher sein konnte, es dem Leser tief ins Bewußtsein gegraben zu haben. Er behandelte die Probleme nicht so sehr aus philosophischer oder ökonomischer Sicht. Vor-

rang hatte für ihn das Psychologische. Und seine Sätze baute er so, daß sich die Gedanken wie Felsen aneinanderreihten. Doch gerade in dieser Nacktheit lag jene Kraft, die den Leser mitriß.

Aber das allein war es nicht, weshalb Ushimatsu alles, was Inoko schrieb, begierig verschlang. Am tiefsten berührte ihn, daß dieser Mann, dieser neue Denker und Kämpfer, ein Eta war, und vor allem aus dem Grund verehrte er ihn heimlich als sein großes Vorbild. Erst unter seinem Einfluß war in ihm helle Empörung erwacht: Es ist ungerecht, uns derart zu verachten, obwohl wir Menschen sind wie alle anderen! Ushimatsu ließ sich kein Buch und keinen Aufsatz von Inoko entgehen. Und je mehr er von ihm las, desto deutlicher spürte er, wie er, geführt von seinem Vorbild, einer neuen Welt entgegenstrebte. Unversehens hatte der schmerzhafte Prozeß des Selbsterwachens als Eta in Ushimatsu eingesetzt.

Das neue Buch begann mit dem Satz: »Ich bin ein Eta, ein Ausgestoßener.« In lebendigen Bildern schilderte es die Unwissenheit und das Elend der Menschen dieser Volksschicht. Es erzählte auch von vielen aufrechten Männern und Frauen, die man nur deshalb, weil sie als Eta geboren waren, verstoßen hatte. Inoko beschrieb die eigene Seelenpein, die fernen Erinnerungen an Freud und Leid, das Streben nach der Freiheit des Geistes, die ihm am Ende versagt blieb, das Zunehmen der quälenden Zweifel an dieser Gesellschaft voller Disharmonie und dann den Beginn eines neuen Lebens, der wie ein Blick in den Morgenhimmel erschien – und das tat er in einer Art, daß man den empörten Schrei eines aufbegehrenden Mannes deutlich zu hören vermeinte.

Das neue Leben – das hatte sich für Inoko mehr zufällig eröffnet, gleichsam durch ein Stolpern. Er stammte aus Takatō im Süden Shinshūs. Man hatte ihn zum Dozenten für Psychologie an das Lehrerseminar von Nagano berufen – weit vor Ushimatsus Zeit am Seminar –, als eines Tages ein paar Studenten, die ebenfalls im südlichen Shinshū zu Hause waren, unterderhand verbreiteten, er käme aus einer alten Eta-Familie. »Unter den Dozenten ist ein Eta!« Diese Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Lehranstalt und löste bei allen Bestürzung aus.

Die einen verwiesen auf die Persönlichkeit Inokos, andere auf sein Aussehen und sein Wissen. »Das kann kein Eta sein!« sagten sie und bestanden darauf: »Das ganze Gerede ist eine Lüge!« Aus Neid und Eifersucht rief ein Teil der Kollegen aber auch: »Rauswerfen! Rauswerfen!« Wären doch diese hartnäckigen rassischen Vorurteile nicht! Dann hätte es weder das Judenmassaker in Kischinjow noch das in Europa umgehende Wort von der »gelben Gefahr« gegeben. In dieser Welt hat sich die Vernunft verkrochen, *weil die Unvernunft regiert. Wie sollte sich da jemand* finden, der aufstand und sagte: Es ist ungerecht, einen Eta, nur weil er ein Eta ist, davonzujagen! Als Inoko schließlich fortging, nachdem er sich offen zu seiner Herkunft bekannt und von seinen vielen Freunden verabschiedet hatte, vergoß niemand aus Mitgefühl eine Träne um ihn. Damals, beim Verlassen des Lehrerseminars, hatte er auch der Wissenschaft, die nur um der Wissenschaft willen betrieben wird, den Rücken gekehrt.

Das Geschehen jener Tage war in den »Bekenntnissen« ausführlich beschrieben. Tief ergriffen, schlug Ushimatsu das Buch zwischendurch immer wieder zu und schloß die Augen. Das Lesen wurde ihm zur Qual. Aber Mitleid ist etwas Seltsames. Mitunter versperrt es den Zugang zu einem tieferen Verständnis. Und Inoko wollte nicht erbauen, sondern vielmehr zum Nachdenken anregen. So löste sich Ushimatsu denn innerlich von dem Geschriebenen und las es nur noch mit dem Blick auf sein eigenes Leben.

Wenn Ushimatsu bisher eine friedvolle Zeit gehabt hatte, dann lag es vor allem an der Umgebung, in der er aufgewachsen war. Geboren wurde er in Mukai, dem Eta-Viertel von Komoro, und zwar in einer Familie, die als Oberhaupt von etwa vierzig verstreut im Hochland von Kitasaku lebenden Eta-Familien galt. Bis zu den Umwälzungen im Jahre 1868 hatten seine Vorfahren als Gefangenenwärter und Polizeihäscher gedient, und seinem Vater war als Belohnung für die Aufsicht, die er über die anderen Familien zu führen hatte, das Zahlen von Steuern erlassen. Obendrein erhielt er von der Regierung noch eine Zuwendung an Reis. Er war ein Mann, der wußte, was er wollte, und er versäumte nicht, den siebenjährigen Ushimatsu in die Schule zu schicken, obwohl

es der Familie immer schlechter ergangen war und sie in die Gegend von Chiisagata hatte umziehen müssen. Ushimatsu besuchte die Dorfschule in Nezu, wo er wie jedes andere Kind behandelt wurde. Niemand verfiel darauf, daß der nette neue Schüler der Sohn eines Eta sein könnte. Der Vater hatte sich im Tal von Himekozawa niedergelassen. Ein Onkel und dessen Frau waren mit ihnen dorthin gezogen. In dieser Gegend wußte niemand um ihre Herkunft, und warum sollten sie von sich aus darüber reden. Sie gewöhnten sich ein, und der junge Ushimatsu war der erste, der die alten Zeiten vergaß, und zwar so gründlich, daß ihm dann, als er zum Studium nach Nagano ging, die Geschichten um die eigenen Vorfahren wie Märchen erschienen.

Jetzt aber lebten die Erinnerungen an die Vergangenheit in Ushimatsu wieder auf. Er dachte an die entsetzliche Angst, die er bis zu seinem sechsten und siebenten Lebensjahr ausgestanden hatte, wenn er von den anderen Kindern verhöhnt und mit Steinen beworfen wurde. Er entsann sich auch noch dunkel der Zeit, da sie in Komoro wohnten, und auch an die Mutter, die gestorben war, ehe sie von dort fortzogen. »Ich bin ein Eta, ein Ausgestoßener!« Welch einen Aufruhr verursachte dieser eine Satz in Ushimatsus jungem Herzen. Die »Bekenntnisse« ließen ihn seinen eigenen Schmerz nur noch stärker empfinden.

2. KAPITEL

1

Am Achtundzwanzigsten eines jeden Monats gab es Gehalt. An diesem Tag heiterten sich die Mienen aller in der Schule auf. Sobald die große Glocke das Ende des Unterrichts verkündete, räumten die Lehrer schnell die Bücher weg und verließen ihre Klassenräume. Eine Weile danach wimmelte es auf den Fluren noch von Scharen übermütiger Kinder. Sie schlenkerten ihre Frühstücks- und Schuhbeutel hin und her und machten sich, leinene Taschen über die Schultern gehängt oder nur ein Bündel mit den Schulsachen auf dem Rücken, laut schwatzend auf den

Heimweg. Auch Ushimatsu hatte seinen Unterricht in der vierten Oberklasse beendet und eilte zwischen den links und rechts an ihm vorbeirennenden Schülern hinüber ins Lehrerzimmer.

Der Direktor hielt sich im Empfangszimmer auf. Er war erst nach Einführung von Kreisinspektoren in das Schulsystem nach Iiyama versetzt worden, war also später als Ushimatsu und Ginnosuke hierhergekommen, hatte sozusagen in die Schule hineingeheiratet, und die beiden jungen Leute waren gleichsam seine Schwäger. An diesem Tag hatte der Kreisschulinspektor gemeinsam mit ein paar Stadtverordneten der Schule einen Besuch abgestattet und, geführt vom Direktor, kurz in alle Klassen hineingeschaut. Die Hinweise, die er dabei gegeben hatte, betrafen die Anleitung der Lehrer, die tägliche Erfüllung des Lehrplans, die Reparatur von Tafeln, Tischen und Stühlen und Hygienemaßnahmen wegen der unter den Schülern weitverbreiteten Trachome, vor allem aber die Formen der Kindererziehung. Nachdem der Direktor mit seinen Gästen wieder ins Empfangszimmer zurückgekehrt war, erging man sich in einem allgemeinen Geplauder. Weiße Schwaden von Zigarettenrauch zogen durch den Raum, und Tee sollte anscheinend auch noch gereicht werden, denn der Schuldiener lief geschäftig hin und her.

Erziehung – das bedeutete nach Ansicht des Direktors das strikte Befolgen von Vorschriften. Die Hinweise des Inspektors waren für ihn Befehle eines Vorgesetzten. Militärische Disziplin für die Kinder – das war sein Prinzip, von dem alles bestimmt wurde. Exakt wie ein Uhrwerk – das war sein Wahlspruch, seine Lehre, die er den Schülern verkündete, und auch der Geist, in dem er die Lehrer unterwies. Was junge, mit der Wirklichkeit noch wenig vertraute Pädagogen zu sagen hatten, hielt er für schmückendes, aber nutzloses Beiwerk des menschlichen Daseins.

Es war ihm gelungen, sein Prinzip mit Erfolg durchzusetzen, zumindest mit einem Erfolg für sich selber, denn ihm war die Goldene Ehrenmedaille mit der Aufschrift »Für hervorragende Verdienste« verliehen worden. Dieses Erinnerungsstück fürs ganze Leben lag jetzt auf dem Tisch im Empfangszimmer. Voller Bewunderung betrachteten die Stadtverordneten die Medaille

und wogen dabei insgeheim den Feingehalt an Gold, den Durchmesser und das Gewicht und die Höhe des dafür zu veranschlagenden Geldwertes ab. Ihr Urteil lautete: Achtzehnkarätig, ein Zoll, knapp eine Unze, macht etwa dreißig Yen. In der Urkunde dazu war von der Verbesserung der Bildungseinrichtungen und von dem nicht geringen Beitrag für das gesamte Erziehungswesen in der Präfektur die Rede. Zum Schluß hieß es: »Nach dem Paragraphen acht der Anordnung zur Ordensverleihung werden diese Verdienste mit der Überreichung der Goldenen Ehrenmedaille gewürdigt.«

»Herr Direktor, mit Verlaub, das ist nicht nur eine Ehre für Sie persönlich, sondern für alle, die sich in unserem Shinshū die Erziehung der Kinder angelegen sein lassen«, sagte der Stadtverordnete mit dem weißen Bart, und der mit der goldenen Brille ergänzte: »Aus diesem Anlaß würden meine Freunde und ich gern einen Schluck auf Ihr Wohl trinken. Darf ich mir deshalb gestatten, Sie für heute abend in das Restaurant ›Miura‹ einzuladen? Auch Sie, Herr Inspektor, sind uns selbstverständlich herzlich willkommen.«

»Aber ich bitte Sie, meine Herren! Mit Ihrem Wohlwollen bringen Sie mich in arge Verlegenheit«, erwiderte der Direktor höflich und erhob sich von seinem Stuhl. »Mir ist zwar eine Ehre zuteil geworden, wie sie für einen Pädagogen größer kaum sein kann, und ich freue mich natürlich darüber, aber wenn ich es recht bedenke, habe ich nichts Besonderes geleistet. Deshalb beschämt mich die Verleihung der Goldenen Ehrenmedaille geradezu.«

»Bei allem Respekt vor Ihrer Bescheidenheit, Herr Direktor, aber jetzt sind Sie es, der uns, die wir als Abgesandte zu Ihnen gekommen sind, in Verlegenheit bringt«, warf der dritte Stadtverordnete, ein Mann von hagerer Gestalt, händeringend ein.

»Ein so üppiges Festmahl, das Sie meinen, ablehnen zu müssen, wird es nicht werden«, fügte der Weißbärtige in bittendem Ton hinzu.

Die Augen des Direktors glänzten vor Stolz und Freude. Er streckte die Brust heraus und bog die Schultern weit zurück, als könnte er sein Glücksgefühl nicht länger beherrschen. Schließlich wandte er sich an den Kreisschulinspektor:

»Was meinen Sie dazu?«

»Die Herren haben uns mit so freundlichen Worten eingeladen«, antwortete der Inspektor großmütig lächelnd. »Da wäre es sehr unhöflich, ihnen ihre Bitte abzuschlagen.«

»Sie haben recht... Wenn ich also die Ehre habe, Sie heute abend zu sehen, dann fassen Sie es aber auch als eine Gelegenheit für mich auf, Ihnen meinen ergebensten Dank abzustatten«, sagte der Direktor mit einer tiefen Verbeugung.

Wer sich in den Verhältnissen auf dem Lande nicht auskennt, wird das Verhalten des Direktors kaum verstehen. Doch wenn jemand an eine Schule in der Provinz geht, dann muß er sich so untertänig und ängstlich besorgt zeigen wie der Direktor. Wollte er ständig den edlen Idealen, von denen er einst in den Räumen der Universität träumte, nachhängen und danach trachten, alles Niedere zu meiden, würde er wohl nicht einen einzigen Tag lang Schuldirektor bleiben. In den Häusern der Mächtigen den Leuten, ob aus traurigem oder freudigem Anlaß, nach dem Munde reden; sich bei einem Gastmahl zwischen dem shintōistischen und dem buddhistischen Priester plazieren; ein wenig auch dem Gebräu der Gegend den rechten Geschmack abgewinnen und sich des örtlichen Dialekts, ohne daß es komisch klingt, bedienen – darüber vergißt er dann das, was er einmal gelernt hat, ganz von selbst und gewöhnt sich sogar an den Umgang mit den Dümmsten. Gemeinhin gilt der Pädagoge als weise, der sich mit den Stadtverordneten und ähnlichen Leuten verbündet und zielstrebig seine eigene Stellung festigt.

Die Gäste nahmen ihre Hüte, und der Direktor geleitete sie hinaus. Am Schulportal verabschiedete man sich mit den Worten:

»Also versäumen Sie nicht, den Herrn Inspektor mitzubringen. Und Sie kommen bitte gleich von der Schule aus ins Restaurant.«

»Ja, gewiß. Und nochmals herzlichen Dank!«

2

Der Direktor rief nach dem Schuldiener, daß es durch die langen Flure hallte. Die Schüler waren nach Hause gegangen, die Fenster der Klassenräume geschlossen. Auch der Sportplatz war verwaist. Ringsum herrschte tiefe Stille, die nur von einem gelegentlichen Lachen im Lehrerzimmer und hin und wieder von ein paar getragenen Harmoniumtönen in einem Raum im oberen Stockwerk unterbrochen wurde.

»Ja, was steht zu Diensten?« fragte der Schuldiener, der mit schlurrenden Schritten herbeigeeilt kam.

»Es tut mir leid, aber laufen Sie doch mal schnell zum Rathaus hinüber und holen Sie das Geld. Alle warten schon.«

Nachdem der Direktor dem Schuldiener dieses aufgetragen hatte, begab er sich wieder in das Empfangszimmer. Der Kreisschulinspektor hatte sich inzwischen eine Zigarette angezündet und sich in eine Zeitung vertieft.

»Entschuldigen Sie bitte vielmals«, sagte der Direktor und rückte seinen Stuhl neben den des Inspektors.

»Sehen Sie mal, hier in der ›Shinano-Rundschau‹!« meinte der Inspektor leutselig. »Ausführlich wird darüber berichtet, daß Ihnen die Medaille verliehen wurde und was für ein vorbildlicher Pädagoge Sie sind. Außerdem ist der volle Text der Urkunde abgedruckt und Ihr Lebenslauf auch.«

»Das mit der Auszeichnung hat wirklich viel Aufsehen erregt«, sagte der Direktor voller Befriedigung. »Wo ich auch hinkomme, überall ist gleich die Rede davon. Selbst Leute, von denen man es gar nicht erwarten würde, wissen darum und gratulieren mir.«

»Na, wunderbar!«

»Doch ohne Ihre Bemühungen . . .«

»Lassen wir das«, fiel ihm der Inspektor ins Wort. »Das beruht schließlich auf Gegenseitigkeit.« Er lachte. »Das wichtigste ist, daß Ihnen als unserem Kandidaten die Ehre zuteil wurde. Und das ist es doch, was Sie erfreut, nehme ich an.«

»Nicht nur mich, auch Katsuno hat sich sehr darüber gefreut.«

»Mein Neffe? Ja, ja, ich weiß. Er hat mir einen langen Brief geschrieben. Als ich ihn las, habe ich das glücklich lächelnde Gesicht des jungen Mannes förmlich vor mir gesehen. Er schätzt Sie sehr.«

Der, den der Inspektor seinen Neffen nannte, war erst vor kurzem nach bestandenem Examen an die Schule gekommen. Katsuno Bumpei hieß er. Der Direktor, fast genauso neu wie er, zog ihn vor, wo immer er konnte, um ihn für sich zu gewinnen. Doch wenn man eine Rangfolge aufstellte, dann stand Ushimatsu ganz obenan. Eigentlich genoß er bei den Schülern ein größeres Ansehen als der Direktor. Nach ihm kam Ginnosuke. Daran war nichts zu rütteln. Für Bumpei blieb nur ein dritter Platz, mochte sich der Direktor auch noch so sehr für ihn verwenden.

»Das ganze Gegenteil davon ist Segawa. Den läßt das völlig kalt.« Der Direktor hatte die Stimme gesenkt.

»Segawa?« Der Inspektor runzelte die Brauen.

»Ich darf Ihnen das mal erzählen. Wenn ein Fremder die Auszeichnung bekommen hätte, könnte man das noch verstehen, aber wie die Dinge liegen, sollte man meinen, daß selbst ein Segawa sich für mich freut. Finden Sie nicht? Doch weit gefehlt! Er hat es mir zwar nicht ins Gesicht gesagt, und davor würde er sich auch schön hüten, aber er soll geäußert haben, daß es grundverkehrt ist, wenn ein Pädagoge die Goldene Ehrenmedaille bekommt und darum gleich ein Gewese gemacht wird, als hätte er einem Teufel den Kopf abgeschlagen. Gut, man kann darüber denken, wie man will, eine Würdigung bleibt es doch wohl trotzdem. Bloß für Segawa und seinesgleichen bedeutet das anscheinend nichts. Die Medaille stellt nur ein äußerliches Zeichen dar. Gewiß. Und insofern ist wenig daran gelegen. Ihren Wert erhält sie erst durch das, was dahintersteht.« Er lachte. »So ist es doch, nicht wahr?«

»Wie kommt dieser Segawa eigentlich auf solche Ideen?« fragte der Inspektor seufzend.

»Vielleicht ist das der Lauf der Zeit, und wir hinken ein bißchen hinterher. Aber das Neue muß ja nicht immer auch gut sein.« Der Direktor lachte spöttisch. »Ehrlich gesagt, Segawa und Tsuchiya machen mir auf ihre Weise das Leben ziemlich schwer. Man muß

Gleichgesinnte um sich haben, und es muß Einmütigkeit in der Erziehungsarbeit herrschen, sonst wird es nichts. Mir wäre wohler, wüßte ich Katsuno an der Spitze.«

»Wenn Sie das so unglücklich macht, dann ändern Sie es doch!« meinte der Inspektor und sah seinem Gegenüber bedeutungsvoll in die Augen.

»Sagen Sie mir bitte wie?« ereiferte sich der Direktor.

»Versetzung an eine andere Schule zum Beispiel! Und auf den leeren Platz – da kommt einer, der Ihnen lieber ist.«

»Ja, aber ... Versetzung ohne rechten Grund ... wenn man das nicht ganz geschickt anpackt ... Segawa ist nämlich sehr beliebt bei den Schülern.«

»Freilich, ›Raus mit dir!‹ kann man schlecht zu jemandem sagen, der sich nichts hat zuschulden kommen lassen. Aber wird es zu fein eingefädelt, dann fällt es erst recht auf.« Der Inspektor wechselte den Ton. »Es steht mir natürlich nicht zu, meinen Neffen zu loben, aber ich glaube, er könnte Ihnen eine große Stütze sein. Nach meiner Auffassung nehmen die beiden sich nichts. Ich weiß überhaupt nicht, was ist denn eigentlich Besonderes an dem Segawa, weshalb hat er einen so guten Stand bei den Schülern? Die Ehrung eines anderen bedenkt er mit Hohngelächter, na schön! Bloß, wovor hat denn einer wie er überhaupt noch Achtung?«

»In erster Linie wohl vor den Ideen eines Inoko Rentarō.«

»Was? Dieses Eta?« Der Inspektor verzog das Gesicht.

»Ja«, sagte der Direktor und stieß einen tiefen Seufzer aus. »Wenn man sich überlegt, daß junge Menschen das lesen, was solche Leute wie Inoko schreiben, dann kann einem angst und bange werden. Das ist ungesund, einfach ungesund ... All die neuen Bücher jetzt, die verderben die Jugend nur. Sie sind schuld daran, wenn ein Mann geistig verkrüppelt und sich wie ein Verrückter gebärdet. Ach, ich weiß auch nicht, aber ich glaube, unsereiner versteht die Jugend von heute nicht mehr.«

3

Plötzlich klopfte es an der Tür. Sofort verstummten die beiden Männer. Es klopfte noch einmal. »Herein!« rief der Direktor, erhob sich von seinem Stuhl und ging zur Tür. Der Inspektor wandte sich um, und während er mit den Augen dem Direktor folgte, dachte er: Vielleicht haben die Stadtverordneten jemand geschickt. Aber da erschien in der Tür ein älterer Lehrer, ihm folgte Ushimatsu. Überrascht blickte der Direktor den Inspektor an.

»Herr Direktor, stören wir bei einer Beratung?« fragte Ushimatsu. Mit einem leichten Lächeln erwiderte der Angesprochene: »Nein, nein! Eine Beratung ist es eigentlich nicht... Wir haben nur ein bißchen miteinander geplaudert.«

»Entschuldigen Sie, aber Kollege Kazama möchte den Herrn Kreisschulinspektor persönlich um etwas bitten«, sagte Ushimatsu, um gleich zu ihrem Anliegen zu kommen.

Kazama Keinoshin war ein kränkelnder Lehrer, über den die Zeit hinweggegangen war. Seinen Jahren nach hätte er gut und gern der Vater von Ushimatsu, Ginnosuke und den anderen jungen Burschen sein können. Gekleidet in einen schwarzen, mit dem Familienwappen verzierten baumwollenen Haori über dem angeschmutzten Kimono und den grobseidenen Hakama, trat er ängstlich auf den Inspektor zu. Ältere Menschen verzagen ohnehin schnell, und als ihm der Inspektor nun auch noch ziemlich kühl begegnete, verlor Kazama seinen letzten Mut und brachte kein Wort heraus.

»Sie wünschen mich zu sprechen. Bitte!« drängte der Inspektor in forschem Ton.

Kazama druckste weiter herum, bis der Inspektor langsam ungehalten wurde, seine Uhr aus der Tasche zog und mit den Schuhen wippte.

»Worum geht es? – Ja, wenn Sie nichts sagen, kann ich Ihnen auch nicht helfen.« Ungeduldig erhob er sich von seinem Stuhl.

Nun wurde Kazama das Reden erst recht schwer.

»Wissen Sie... Es ist nur eine bescheidene Anfrage.«

»Hm.«

Wieder wurde es still im Zimmer. Eine ganze Weile fiel kein Wort. Mitleidig betrachtete Ushimatsu den zitternd und mit hängendem Kopf dastehenden Kollegen. Der Inspektor schien mit seiner Geduld am Ende zu sein.

»Ich habe es eilig. Wenn Sie mich etwas fragen wollen, dann tun Sie es bitte!«

Ushimatsu konnte es nicht länger mit ansehen.

»Kollege Kazama, nun sagen Sie es doch endlich! Sie wollten sich darüber beraten lassen, wie es mit Ihnen nach Ihrem Ausscheiden aus der Schule weitergehen soll, nicht wahr?« Und zum Inspektor gewandt, fuhr Ushimatsu fort: »Vielleicht darf ich dann eine Frage an Sie richten. Ist es möglich, dem Kollegen Kazama eine Pension zu gewähren?«

»Nein, natürlich nicht«, warf der Inspektor mit eisiger Stimme hin. »Lesen Sie doch mal selber in den Ausführungsbestimmungen zum Erlaß über die Volksschulen nach!«

»Ja, ja, ich weiß, die Bestimmungen.«

»Ach, Sie meinen wohl, ich könnte mich über die Bestimmungen einfach hinwegsetzen? Wenn jemand aus dem Schuldienst ausscheiden will, weil er sich aus gesundheitlichen Gründen den Aufgaben nicht mehr gewachsen sieht, dann ist das seine Sache, und es steht mir überhaupt nicht zu, ihn davon abzuhalten. Eine Pension aber bekommt nur, wer volle fünfzehn Dienstjahre nachweisen kann. Bei Herrn Kazama sind es erst vierzehn Jahre und sechs Monate.«

»Es fehlt nur ein halbes Jahr. Und da sollte sich wirklich keine Hilfe finden lassen?«

»Macht man das einmal, geht das endlos so weiter. – Und Sie, Herr Kazama, geben als Grund für Ihr Ausscheiden persönliche Probleme an. Persönliche Probleme! Nun nennen Sie mir mal jemanden, der keine persönlichen Probleme hat. Die Hoffnung auf eine Pension geben Sie besser auf. Nutzen Sie fortan die Ruhe, damit Sie bald wieder gesund werden.«

Nach diesem abschlägigen Bescheid gab es nirgendwo mehr ein rettendes Eiland. Bekümmert blickte Ushimatsu den Kollegen an und sagte zu ihm:

»Versuchen Sie es noch einmal. Bitten Sie den Herrn Kreisschulinspektor!«

»Nein, ich habe schon verstanden. Wozu soll ich noch bitten? Ich werde Ihre Worte beherzigen, Herr Kreisschulinspektor, und mir keinerlei Hoffnungen machen.«

In dem Moment meldete sich der Schuldiener, der mit einem schweren Bündel in der Hand aus dem Rathaus zurückgekommen war. Der Inspektor nutzte die Gelegenheit, griff nach seinem Hut und verließ, vom Direktor begleitet, das Zimmer.

4

Die Männer und Frauen des Kollegiums hatten sich in dem großen Lehrerzimmer eingefunden. Es war Sonnabend und obendrein ein Tag, der mehr Anlaß zur Freude bot als der Gedanke an den morgigen Sonntag. Die meisten von ihnen fühlten sich zerschlagen und abgespannt nach dem langen tagtäglichen Dienst und dem Unterricht in den Klassen mit den vielen Schülern, zumal sie nur ungern Lehrer waren. Einige haßten sogar die Kinder. Die jungen Praktikanten, die nach einem einjährigen Kursus im Schreiben, Lesen und Rechnen an die Schule gekommen waren und gerade erst gelernt hatten, wie man eine Zigarette raucht, blickten recht fröhlich drein, weil sie meinten, das Leben noch vor sich zu haben. Diejenigen aber, denen das Alter bereits zu schaffen machte und deren Bart das einzige Zeichen ihrer Würde war, boten ein jammervolles Bild, wie sie, in Gedanken versunken, neidisch auf die Jungen, vor sich hin starrten. Unter den Wartenden gab es auch ein paar, die sich schon ausmalten, wie sie sich hernach gehörig einen genehmigen würden, um sich für die Mühen eines ganzen Monats zu entschädigen.

Als Ushimatsu und Kazama ins Lehrerzimmer hinübergingen, kam ihnen der Schuldiener entgegen.

»Herr Kazama, der Wirt vom ›Sasaya‹ möchte Sie sprechen. Er wartet schon eine ganze Weile.«

Damit hatte Kazama offenbar nicht gerechnet. Er lachte gequält und fragte:

»Bitte? Der Wirt vom ›Sasaya‹?«

Das »Sasaya« war eine Schenke am Stadtrand von Iiyama, wo die Bauern gern einen Schluck nahmen. Dort also sucht der alte Kazama Zuflucht, um das irdische Jammertal zu vergessen, sagte sich Ushimatsu. Schon das verlorene, bittere Lächeln Kazamas verriet alles: Der Wirt wollte die Trinkschulden von ihm eintreiben, und um ganz sicher zu gehen, hatte er sich am Gehaltstag eingestellt.

»Na ja, in die Schule hätte er ja nicht gleich zu kommen brauchen«, sagte Kazama wie zu sich selber und fügte, halb zum Schuldiener gewandt, hinzu: »Dann soll er weiter warten.«

Daraufhin traten beide ins Lehrerzimmer.

Die Strahlen der Oktobersonne fielen durch die Fensterscheiben und tauchten den von Tabakrauch erfüllten Raum in helles Licht. Eine Gruppe Lehrer stand unten an dem Brett mit den Mitteilungen, eine andere neben der Stundentafel, und hier wie dort wurde lebhaft debattiert. Ushimatsu verharrte an der Tür und schaute sich um. Sein Blick fiel auf Katsuno Bumpei, den Neffen des Kreisschulinspektors. An die graue Wand gelehnt, unterhielt er sich mit Ginnosuke.

Bumpei trug einen funkelnagelneuen Anzug, dazu eine dezente Krawatte. Sein ganzes Auftreten war von einer Gewandtheit, die auf jeden Eindruck machen mußte. Und dann das schöne glattgekämmte schwarze Haar, die blutvollen Backen, der männlich scharfe Blick, dem nichts zu entgehen schien! Wie anders hingegen Ginnosuke – kurzgeschorener Schädel, rotes, fleischiges Gesicht, seine ungenierte Art zu sprechen und zu lachen, die Ärmel hochgekrempelt! Die neugierigen Augen der Lehrerinnen richteten sich ausnahmslos auf Bumpei.

Ushimatsu neidete ihm sein Äußeres nicht. Unruhig machte ihn nur, daß der Neue aus derselben Gegend stammte wie er. Und bei der geographischen Lage Komoros wäre es gar nicht verwunderlich, wenn Bumpei irgendwann und irgendwo einmal von der Familie Segawa würde reden hören. Allerdings wird heutzutage wohl kaum noch einer davon sprechen, aber wer weiß schon, wie der Zufall manchmal spielt! Die Welt, die so weit erscheint, kann mitunter sehr klein sein. Und sollte eines Tages jemand sagen, das »Oberhaupt« der Eta, das war doch der und der, dann wird Bum-

pei der letzte sein, der es überhört, argwöhnte Ushimatsu und sagte sich: Ich muß vor ihm auf der Hut sein! Besorgt sah er die Saat des Unheils keimen.

Inzwischen hatte der Direktor das Geld abgezählt. Es brauchte nur noch verteilt zu werden. Ushimatsu half ihm dabei, ging von Tisch zu Tisch und händigte jedem das Oktobergehalt aus.

»Tsuchiya, hier, ein Geschenk für dich!« Ushimatsu übergab Ginnosuke ein paar Rollen Fünfzig-Sen-Kupfermünzen, einige Silberstücke und Banknoten.

»Oho, eine schöne Menge Kupfer«, lachte Ginnosuke. »Hoffentlich krieg ich die überhaupt weg. – Du, Segawa, jetzt kannst du doch umziehen.«

Auch Ushimatsu lachte, entgegnete aber nichts. Bumpei neben ihm hakte sofort ein:

»Du ziehst um? Wohin?«

»Segawa geht heute abend unter die Vegetarier.«

Ushimatsu versteckte sich hinter einem Lachen und zog sich schnell an seinen eigenen Tisch zurück.

Geld gab es jeden Monat, und doch verklärten sich jedesmal aufs neue die Gesichter der Lehrerinnen und Lehrer, wenn sie ihr Gehalt in Empfang nahmen. Nichts heiterte sie mehr auf als ein Blick auf die Frucht ihrer Arbeit. Der eine ließ die Silbermünzen in der Papiertüte klingen, ein anderer wickelte das Geld in ein Tuch und tat so, als könnte er das Bündel kaum noch anheben, und eine Lehrerin strich sich, verschämt lächelnd, über die rotbraune Kimonoschärpe, hinter der das Geld steckte.

Plötzlich erhob sich der Direktor mit gewichtiger Miene von seinem Stuhl. Alle sahen gespannt auf. Der Direktor räusperte sich, verkündete in einem sehr formellen Ton das Ausscheiden Kazamas und schlug vor, am dritten November nach der Veranstaltung aus Anlaß des kaiserlichen Geburtstages den altverdienten Pädagogen mit einer kleinen Feier zu verabschieden. »Einverstanden!« schallte es im Chor zurück. Kazama fuhr in die Höhe und verbeugte sich dankbar, aber er brachte nicht den Mut zu einem einzigen Wort auf, sondern setzte sich gleich wieder.

Bald darauf begann der allgemeine Aufbruch. Während die anderen Lehrer Kazama noch umringten und ihm Trost zusprachen,

griff Ushimatsu nach seinem Bündel und verschwand. So suchte Ginnosuke den Freund denn vergeblich, als er hinaus auf den Korridor rannte, vom Korridor hinüber ins Empfangszimmer, von dort in den Raum des Schuldieners und weiter bis ins Treppenhaus.

5

Ushimatsu hatte es eilig gehabt, in sein Quartier zu kommen. Seit er sein Gehalt in Händen hielt, fühlte er sich wieder sicherer. Der ganze gestrige Tag war für ihn sehr bedrückend gewesen. Er hatte sich keinen Besuch im öffentlichen Bad leisten und sich nicht einmal eine Zigarette kaufen können. Sein einziger Gedanke war: Wärst du bloß erst im Lotosblütentempel! Wem ist schon zum Lachen zumute ohne einen Pfennig Geld in der Tasche! Aber das war vorbei. Fröhlich steckte er sich jetzt eine Zigarette an, nachdem er die Miete bezahlt und alles soweit vorbereitet hatte, daß er sofort aufbrechen konnte, sobald der Mann mit dem Karren da war.

Der Umzug sollte so unauffällig wie möglich vonstatten gehen. Ein bißchen bange machte ihm der Gedanke, was die Wirtin wohl von seinem plötzlichen Wohnungswechsel halten würde. Angenommen, sie käme darauf, daß ihm ihr Haus verleidet worden sei, weil zwischen ihm und dem hinausgeworfenen Ohinata irgendwelche Beziehungen bestünden und er deshalb ausziehe – was dann? Wenn sie ihm was vorjammern, ihn in die Zange nehmen und ihn fragen würde: Warum verlassen Sie uns? Was sollte er antworten? Das war es, was ihn beunruhigte. Mußte er denn wirklich unbedingt umziehen? Ein ungeschicktes Wort, und schon wäre eine Lawine im Rollen. Es hat sich eben so ergeben – das würde vielleicht als Antwort genügen. Er grübelte und rang mit seinen Zweifeln und Ängsten, aber dann erwies sich, daß seine Sorgen umsonst gewesen waren. Die Wirtin, gewöhnt an vielerlei Gäste, erwartete gar keine Auskünfte von ihm. Inzwischen war auch der Karren gekommen. Sein bißchen Habe, Büchergestell, Tisch, Reisekorb und Bettzeug, war schnell aufgeladen. Ushimatsu nahm eine Laterne in die Hand und verließ, begleitet von den Abschiedsgrüßen der Wirtin, die Herberge.

Als er nach ein paar hundert Schritten einen kurzen Blick zurück auf seine bisherige Bleibe warf, entfuhr ihm unwillkürlich ein tiefer Seufzer der Erleichterung. Die Straße war schlecht, der Karren kam nur langsam voran. Ushimatsu trottete hinter ihm drein, sann über die Wechselfälle des Lebens nach und haderte mit seinem Schicksal. Ein seltsames Gefühl, von dem er nicht recht wußte, ob er es Verlassenheit, Betrübnis, Lächerlichkeit oder sonstwie nennen sollte, bemächtigte sich seiner. Erinnerungen bedrängten ihn und wühlten ihn auf.

Es war ein öder Tag, der an den nahen November gemahnte. Feuchte Herbstluft lag wie ein feiner Dunstschleier über der Stadt. Die Weiden am Straßenrand streuten gelbliche Blätter auf den Boden.

Plötzlich schallte Ushimatsu lauter Gesang entgegen. Pfeifen- und Trommelklang mischte sich mißtönend darunter. Eine Papierfahne flatterte der ausgelassenen Jungenschar voran, die wie eine Musikkapelle dahermarschiert kam. Was waren das für Kinder? – Aha, Schüler der Grundklasse! Ein Betrunkener torkelte laut singend und ohne Scheu vor den Blicken der Passanten hinter ihnen her. Schon von weitem erkannte Ushimatsu an dem schleppenden Gang den gerade aus dem Schuldienst ausgeschiedenen Kazama.

»He, Segawa! Gucken Sie mal! Das ist meine Truppe.« Kazama wies auf die Jungen und blies Ushimatsu seinen nach reifen Dattelpflaumen riechenden Atem ins Gesicht. Als die Jungen bemerkten, daß Kazama auf sie zeigte, überschütteten sie ihn mit johlendem Gelächter. »Achtung!« rief er zum Spaß im Kommandoton. »Alle mal herhören! Bis heute war ich euer Lehrer. Ab morgen bin ich es nicht mehr. Dafür mache ich dann den Dirigenten in eurer Kapelle. Einverstanden? Also, alles klar!« Er lachte aus vollem Halse, aber schon im nächsten Augenblick rannen ihm Tränen übers Gesicht.

Die Kinder jubelten ihm in ihrer Einfalt zu und marschierten im Gleichschritt an ihm vorüber. Kazama blieb stehen und blickte ihnen gedankenverloren nach. Schließlich besann er sich und sah Ushimatsu an.

»Ich begleite Sie ein Stück.« Er zitterte am ganzen Leibe. »Sa-

gen Sie mal, Segawa, es ist noch gar nicht dunkel, und Sie laufen hier mit einer Laterne herum?«

»Ich?« Ushimatsu lachte. »Ich ziehe gerade um.«

»Sie ziehen um? Wohin?«

»In den Lotosblütentempel.«

Als Kazama Lotosblütentempel hörte, verstummte er. Eine Zeitlang hing jeder seinen eigenen Gedanken nach.

»Wissen Sie«, brach Kazama das Schweigen, »Sie sind zu beneiden. Stimmt doch? Sie haben das Leben erst vor sich. Ich möchte auch noch mal so jung sein wie Sie. Ist einer alt und gebrechlich geworden wie ich, dann ist es vorbei mit ihm.«

6

Langsam rollte der Karren dahin. Ushimatsu und Kazama folgten ihm, hin und wieder ein paar Worte wechselnd. Dicht vor einer Kreuzung blieb der Mann mit dem Karren plötzlich stehen, atmete in der Kühle tief durch und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Der Himmel über der Stadt hatte sich mit einem grauen Dunstschleier überzogen. Nur im Westen glühte noch ein schmaler gelblicher Lichtstreifen. Schneller als sonst neigte sich der Tag. Unversehens brach die Dämmerung herein. Aber vorerst brannten nur vor einem Haus die Laternen. Über seinem Eingang stand deutlich zu lesen »Restaurant Miura«.

Die laute Fröhlichkeit im Obergeschoß des Restaurants ließ die beiden unten auf der Straße ihre Beklommenheit und Einsamkeit nur noch stärker empfinden. Drinnen schien man bester Laune zu sein. Wie hoch es herging, verrieten die lebhaften Schatten, die sich gegen das Licht abhoben. Shamisen-Töne drangen durch die papierbespannten Schiebefenster nach draußen und zwischendurch auch erregende Trommelwirbel. Schrille rhythmische Rufe untermalten von Zeit zu Zeit den Gesang. Und dann eilte eine Geisha mit geschürztem Kimono, begleitet von einem Mann, der ihre Shamisen und andere Utensilien trug, an den beiden vorüber ins Gasthaus. Aus dem schallenden Gelächter waren deutlich die Stimmen des Direktors und des Kreisschulinspektors

herauszuhören. Dort oben hatte man über das Essen und Trinken offenbar alles andere vergessen.

»Die amüsieren sich ganz schön«, murmelte Kazama. »Eine große Gesellschaft. Ist heute was Besonderes los?«

»Wissen Sie denn nicht?« fragte Ushimatsu verwundert.

»Nein, aber was weiß ich überhaupt!«

»Na, man feiert unseren Direktor.«

»Hm . . . hm . . . ach so.«

Das Lied war beendet. Man klatschte und prostete sich zu. Ushimatsu und Kazama hatten genug von dem Gekreische der Mädchen und sahen zu, daß sie an dem Restaurant »Miura« vorüberkamen.

Der Mann mit dem Karren war unbemerkt von ihnen schon weitergezogen. Mit jedem Schritt, den sie hinter sich brachten, wurde auch der Trommelklang leiser und leiser. Kazama stieß einen Seufzer nach dem anderen aus. Zwischendurch lachte er laut auf wie einer, der völlig verzweifelt ist. Als er dann noch vor sich hin sang: »Einem Traum gleicht diese flüchtige Welt . . .« und dabei den Ton nicht traf, wurde auch Ushimatsu ganz kläglich zumute, und er versank in Schweigen.

»Nicht mal den richtigen Ton erwischt man mehr . . . Und der schöne Rausch ist auch verflogen«, jammerte Kazama und gab Laute von sich, die sich wie das Winseln eines Tieres anhörten.

Der alte Mann tat Ushimatsu leid, und er fragte ihn schließlich:

»Wie weit wollen Sie mich noch begleiten?«

»Ich? Ich bringe Sie bis zum Tor des Lotosblütentempels.«

»Bis zum Tor?«

»Ja, bis zum Tor. Aber warum ich Sie nur bis zum Tor begleite, das ahnen Sie nicht. Und ich will es Ihnen jetzt auch nicht erklären. Wir kennen uns zwar schon ziemlich lange, aber nähergekommen sind wir uns eigentlich erst heute. Irgendwann mal würde ich mich gern in aller Ruhe mit Ihnen unterhalten.«

Am Tor der Tempelumfriedung machte Kazama kehrt und ging davon.

Die Frau des Priesters hieß Ushimatsu an der Haustür willkommen. Shō, der Tempeldiener, hatte Ushimatsus Habe schon

abgeladen und hinauf in das obere Stockwerk getragen. Der Geruch von geröstetem Fisch zog aus der Küche durch das ganze Haus und mischte sich mit dem Duft von Weihrauch, was Ushimatsu als sehr fremdartig empfand, weil er mit dem Tempelleben nicht vertraut war. Ein junger Priester ging an ihm vorbei hinüber zur Haupthalle, wohl um dem Buddha eine Opfergabe darzubringen. Die Schiebefenster im oberen Stock waren mit neuem Papier bespannt. Dadurch wirkte das Zimmer viel freundlicher als bei der Besichtigung vor zwei Tagen. Das Bad war auch schon für ihn bereitet, und zwar ein Gesundheitsbad, wie die Hausfrau sagte, denn sie habe getrocknete Rettichblätter hineingetan, erklärte sie ihm. Als Ushimatsu nach dem Bad vor dem Eßtischchen saß und sich den appetitlichen Geruch der Miso-Suppe in die Nase steigen ließ, fühlte er sich innerhalb der alten Wände dieser einsamen Priesterklause zu seiner eigenen Überraschung wie von Familienwärme umgeben.

3. KAPITEL

1

Ginnosuke wußte nicht um Ushimatsus Herkunft. Sie waren seit dem Besuch des Lehrerseminars in Nagano eng miteinander befreundet und paßten auf ihre Art gut zusammen. Wenn Ushimatsu die graue Landschaft von Sakuchiisagata schilderte, hatte Ginnosuke von seiner Heimat an den Ufern des Suwa-Sees erzählt, und wenn Ushimatsu über Geschichte sprach, was er mit Vorliebe tat, dann hatte Ginnosuke über das Sammeln von Pflanzen, seine Lieblingsbeschäftigung, geredet. Diese gemeinsamen Gespräche im Internat hatten sie zusammengeführt. Die Erinnerungen daran waren noch frisch und lebendig. Sobald Ginnosuke an Ushimatsu dachte, mußte er auch an die alten Tage denken, und es bedrückte ihn, wie Ushimatsu sich verändert hatte. Und wie sehr hatte er sich seit damals verändert, als sie im selben Essenraum des Internats am selben Gemisch aus Gerstengraupen und Reis gerochen hatten! Diese Schwermut und dieser Trüb-

sinn! Sein Blick, sein Gang, sein Reden – alles zeugte davon, daß ihm sein heiteres Wesen abhanden gekommen war. Warum gab er sich so verschlossen? Ginnosuke fand keine Erklärung dafür. Da stimmt etwas nicht, sagte er sich und nahm sich vor, ein ernstes Wort mit dem Freund zu reden.

Der Tag nach Ushimatsus Umzug in den Lotosblütentempel war ein Sonntag. Am Nachmittag machte sich Ginnosuke auf den Weg, um Ushimatsu zu besuchen. Bumpei schloß sich ihm an. Als sie die bemoosten Steinstufen emporstiegen, erhob sich vor ihnen die Haupthalle, umsäumt von den Stengeln verblühender Herbstgräser. Links lag das Glockenhaus und rechts das Wohngebäude. Vervollständigt wurde die Tempelanlage durch eine sechseckige Sutrenhalle. Die geschweiften Ziegeldächer, die Säulen im festländischen Stil, die weißen Wände, alles erzählte von der einstigen Erhabenheit und ihrem Verfall. Unter dem herbstlich gefärbten Ginkgobaum kehrte Shō, der Tempeldiener, den Rükken gekrümmt, eifrig das herabgefallene Laub zusammen. »Wir möchten zu Herrn Segawa«, sagte Ginnosuke, woraufhin Shō sich mit übertriebener Höflichkeit verbeugte, den Besen hinwarf und mit bloßen Füßen zum Wohnhaus hinübereilte, um Ushimatsu zu rufen. Aber da hörten sie schon seine Stimme. Sie richteten ihren Blick in die Höhe. Ushimatsu hatte seinen Kopf zum oberen Fenster dicht neben dem Ginkgobaum weit hinausgesteckt.

»Kommt rauf!«

2

Ushimatsu führte Ginnosuke und Bumpei die düstere Treppe hinauf. Die Strahlen der Herbstsonne fielen durch das Laub des Ginkgobaums in das Zimmer und tauchten alles, die nachgedunkelten Tapeten an den Wänden, das Rollbild und die in der Schmucknische aufgestapelten Bücher und Zeitschriften, in einen gelben Schimmer. Kühle Luft strömte durch das Fenster herein und trug einen Hauch angenehmer Frische in die alte Priesterklause. Als Ushimatsu gewahr wurde, daß die »Bekenntnisse«, in denen er gerade gelesen hatte, noch aufgeschlagen auf

dem Tisch lagen, verbarg er das Buch rasch in einer Ecke, bevor er seinen Gästen statt Sitzkissen eine weiße Decke anbot.

»Du ziehst ganz schön oft um«, meinte Ginnosuke und ließ seinen Blick durch das Zimmer schweifen. »So was scheint leicht eine Manie zu werden, von der man nicht wieder loskommt. Wenn ich mir das hier ansehe, warst du da vorher nicht besser dran?«

»Weshalb bist du überhaupt umgezogen?« fragte nun auch Bumpei.

»Es war mir in der Herberge einfach zu laut«, antwortete Ushimatsu möglichst gelassen. Seine Miene indessen verhehlte nur schlecht, wie bestürzt er in Wirklichkeit war.

»Ruhiger ist es hier im Tempel, das will ich glauben«, sagte Ginnosuke und fuhr unbekümmert fort: »Übrigens, dort, wo du vorher gewohnt hast, soll ja ein Eta rausgeschmissen worden sein.«

»Ja, das wird überall erzählt«, pflichtete ihm Bumpei bei.

»Weißt du, ich habe hin und her überlegt«, nahm Ginnosuke wieder das Wort, »und da kam mir der Gedanke, vielleicht hat dich so eine alberne Kleinigkeit wie die mit dem Eta dermaßen mitgenommen, daß du dort nicht mehr länger bleiben wolltest.«

»Wie soll ich das verstehen?« fragte Ushimatsu.

»Da sieht man mal wieder, wie verschieden wir beide sind«, sagte Ginnosuke und lachte. »Ich habe vor ein paar Tagen in einer Zeitschrift zufällig etwas über einen Geisteskranken gelesen. Eines Tages lag eine tote Katze vor seinem Haus. Irgend jemand hatte sie da hingeworfen. Und als der Mann den Kadaver erblickte, ging ihm das so sehr an die Nerven, daß er Knall und Fall, ohne sich mit seiner Frau zu beraten, in ein anderes Haus zog. Da hast du's. Wenn einer nicht ganz richtig im Kopf ist, genügt schon eine achtlos weggeworfene tote Katze, um sich nach einer neuen Bleibe umzusehen.« Er lachte. »Womit ich nicht gesagt habe, daß du es am Kopf hast. Aber daß dir was fehlt, sieht man dir auf den ersten Blick an, wenn du es selber auch bestimmt nicht wahrhaben willst. Sowie ich vom Rausschmiß dieses Eta hörte, kam mir gleich wieder die Geschichte mit der Katze in den Sinn. Jawohl, das ist es, habe ich mir gesagt. Deshalb wollte er dort weg.«

»Du redest wieder was zusammen«, wehrte Ushimatsu ab, lehnte sich zurück und lachte. Ja, er lachte, aber lustig hörte es sich nicht an.

»Das ist nicht zum Lachen!« Ginnosuke musterte Ushimatsu. »Du siehst wirklich schlecht aus... Du solltest mal zum Arzt gehen.«

»Wieso denn? Ich bin nicht krank«, erwiderte Ushimatsu lächelnd.

»Ich sag dir nur eins.« Ginnosuke wurde ernst. »Es gibt viele, die krank sind, ohne es zu ahnen. Mit dir ist ganz bestimmt was nicht in Ordnung. Du hast selber zugegeben, daß du nachts nicht schlafen kannst. Dir fehlt was... Ich seh es dir doch an.«

»So? Ist mir das anzusehen?«

»Ja, das ist es! Wahnvorstellungen, Wahnvorstellungen – und Trugbilder, weil einem die Nerven einen Streich spielen. Bei jenem Mann war es eine Katze und bei dir dieser ›Neubürger‹. Was am Ende dasselbe bleibt. Daß jemand eine tote Katze wegwirft, ja, was ist denn dabei? Und daß ein Eta rausgeschmissen wird – ist das nicht etwas ganz Gewöhnliches?«

»Das ist eben das Schlimme an dir«, widersprach Ushimatsu. »Für dich ist immer sofort alles klar. Und dann kann einer sagen, was er will, du hörst nicht mal mehr hin.«

»So ganz unrecht hast du nicht«, mischte sich Bumpei ein.

»Bloß das mit deinem Umzug kam eben reichlich Hals über Kopf«, meinte Ginnosuke. Doch dann schlug er einen anderen Ton an. »Na ja, arbeiten kann man hier bestimmt besser.«

»Und außerdem wollte ich schon immer mal das Leben in einem Tempel kennenlernen«, entgegnete Ushimatsu.

In dem Augenblick brachte das Mädchen Kesaji – ein im Norden Shinshūs weitverbreiteter Name – einen Teekessel mit heißem Wasser.

3

Nur wenige dürften so viel Geschmack am Tee finden wie die Leute in Shinshū. Die Vorliebe für dieses Getränk gehört zu den Eigenarten im Leben der Menschen in dieser kalten Bergregion.

Es gibt viele Familien, die am Tag vier-, fünfmal zusammenkommen, um sich am Tee zu laben. Ushimatsu bildete da keine Ausnahme. Ohne viele Umstände brühte er einen starken Tee und reichte ihn seinen Gästen. Während er seinen eigenen Becher zum Munde führte und den würzigen Duft der Teeblätter in vollen Zügen genoß, heiterte sich seine Stimmung im Nu auf. Er fühlte sich wie zu neuem Leben erweckt und begann, nachdem er den Teebecher abgesetzt hatte, von seinen ersten Erfahrungen im Tempel zu erzählen.

»Gestern abend habe ich gleich gebadet. Nach all den Anspannungen war das ein herrliches Gefühl. Als ich das Fenster aufschob, standen die Astern davor in voller Blüte, und ich dachte bei mir: Sich wohlig im Wasser auszustrecken und dem Zirpen der Zikaden zu lauschen, das ist wirklich Tempelatmosphäre, wie man sie genießen kann. Alles war so ganz anders, als ich es bisher in meinen Quartieren erlebt hatte. Ja, wie soll ich sagen, mir war, als wäre ich plötzlich wieder zu Hause.«

»Das kann ich mir gut vorstellen, nichts ist so freudlos wie eine gewöhnliche Herberge«, sagte Ginnosuke und zündete sich eine neue Zigarette an.

»Aber an manches werd ich mich erst gewöhnen müssen«, fuhr Ushimatsu fort. »Vor allem an die vielen Ratten. Ich war ganz erschrocken.«

»Ratten?« fragte Bumpei und rutschte ein Stückchen näher an die anderen heran.

»Bis an mein Kopfkissen sind sie gestern nacht gekommen. Normalerweise ekelt man sich vor Ratten, stimmt's? Mir war auch nicht gerade wohl dabei, und heute morgen habe ich der Hausherrin davon erzählt. Ihr werdet kaum glauben, was sie mir geantwortet hat. ›Statt sich Katzen als Rattenfänger zu halten‹, hat sie gesagt, ›ist es barmherziger, die Ratten zu füttern und alles der Natur zu überlassen. Solange man ihnen zu fressen gibt, tun sie niemandem etwas zuleide. Sie werden sehen, wie artig die Ratten in unserem Tempel sind.‹ Und das stimmt. Die Ratten haben überhaupt keine Scheu vor Menschen und laufen hier selbst am hellichten Tag herum. In so einem Tempel ist wirklich manches anders als draußen.«

»Komisch!« Ginnosuke lachte. »Die Hausherrin scheint eine ziemlich verdrehte Person zu sein.«

»So verdreht ist sie gar nicht. Sie ist religiöser als die meisten Menschen, ja. Aber sie macht kein Hehl daraus, daß sie mit dem Priester zusammenlebt. Eine richtige Nonne ist sie also nicht, eine Hausfrau aber auch nicht, ich meine, sie ist nicht einfach nur die Frau des Priesters. Mehr kann ich nicht sagen, denn ich erlebe zum erstenmal so eine Frau, die ihre Tage in einem Tempel der Wahren Lehre hinbringt.«

»Und was gibt es hier noch für Leute?« fragte Ginnosuke.

»Einen jungen Priester, das Hausmädchen und außerdem Shō, den Tempeldiener. Das war der, der den Garten gefegt hat, als ihr gekommen seid. Aber Shō nennt ihn niemand. Er heißt bei allen der ›Einfältige‹. Zu seinen Aufgaben gehört es, fünfmal am Tag die Glocke zu läuten, bei Sonnenaufgang, morgens um acht, mittags um zwölf, bei Sonnenuntergang und abends um zehn.«

»Und der Hauptpriester, ich meine den Tempelherrn, was ist mit dem?« Wieder war es Ginnosuke, der fragte.

»Der ist zur Zeit nicht da.«

So unterhielt man sich eine Weile, bis Ushimatsu schließlich noch O-Shio, Kazamas Tochter, erwähnte und den beiden erzählte, daß sie hier im Tempel bei dem Priesterpaar lebe.

»Was? Kazamas Tochter?« staunte Bumpei und streifte die Asche von seiner Zigarette ab. »Ist das etwa die, die neulich auch auf dem Schultreffen war?«

»Ja, genau die«, antwortete ihm Ushimatsu und überlegte. »Ginnosuke, sag mal, die muß doch, ein Jahr bevor wir an die Schule kamen, ihr Examen gemacht haben?«

»Das könnte sein.«

4

An diesem Tag war man in der Küche des Lotosblütentempels mit dem Zubereiten einiger besonderer Gerichte sehr beschäftigt. Es jährte sich nämlich der Todestag des vormaligen Hauptpriesters. Der jetzige Tempelherr hatte es zur Sitte gemacht, einmal im Monat zum Gedenken an seinen Vorgänger eine Messe abzuhalten und ein schmackhaftes Mahl auftragen zu lassen. Weil nun auf

diesen Sonntag der dreiunddreißigste Todestag fiel, wurde das Lieblingsgericht des vormaligen Hauptpriesters gekocht, Reis mit Maronen. Ein Schälchen davon sollte dem Buddha dargebracht werden. Aber auch den neuen Mieter wollte man damit bewirten. Sogar die Frau des jungen Priesters war gekommen, um zu helfen. Nachdem die Hausherrin alles vorbereitet hatte, überließ sie die Küche den anderen und begab sich hinauf in Ushimatsus Zimmer, denn sie plauderte gern ein bißchen. In ihren Augen waren Ushimatsu, Ginnosuke und Bumpei noch die reinsten Kinder. Trotz ihrer Betulichkeit konnte sie gut mit jungen Menschen umgehen und wußte eine Menge zu erzählen, auch über religiöse Dinge. Von der alljährlichen Feier am siebenundzwanzigsten Dezember, dem Tag, an dem der Gründer ihrer Sekte starb, sprach sie und von dem alten Brauch, daß an diesem Wintertag alle Männer und Frauen der Gemeinde in der Buddhahalle zusammenkämen und im Gedenken an den heiligen Shinran den Abend verbrächten. Ausführlich beschrieb sie die Zeremonie des Totenamtes: »Es werden eine Predigt gehalten, eine Sutra verlesen, dazu einige Abschnitte aus dem Lebensbericht des Stifters, und um Mitternacht wird ein gemeinsames Mahl eingenommen. Namu Amida Butsu – Gelobt sei der Buddha Amida«, murmelte die Hausherrin mehrmals vor sich hin und kam dann auf Kazama und sein Ausscheiden aus dem Schuldienst zu sprechen.

Nach ihren Worten hatte der jetzige Tempelherr für Kazama getan, was er nur konnte. »Keinoshin, laß das Trinken!« habe er ihn wieder und wieder ermahnt. Aber Kazama mochte noch so sehr in sich gehen und noch so viele Eide schwören, den Alkohol zu meiden, es dauere nie lange, bis man ihn wieder in der Schenke finde. Er sei sich im klaren darüber, wie sehr es ihm schade. Doch er könne es einfach nicht lassen. Aus Scham vor sich selber getraue er sich gar nicht mehr in den Tempel. Wenn er wüßte, wie viele Tränen O-Shio schon um ihren unglückseligen Vater vergossen habe! »Und nun ist es dahin gekommen, daß er aus dem Schuldienst ausscheiden muß«, seufzte die Frau.

»Jetzt begreife ich!« entfuhr es Ushimatsu. »Gestern bei meinem Umzug hat er mich bis ans Tor begleitet. Und dann hat er gesagt, daß er mir vorerst nicht verraten werde, warum er keinen

Schritt weiter mitkomme, hat auf der Stelle kehrtgemacht und ist ohne Gruß davongegangen. Er war ziemlich betrunken.«

»Was? Bis ans Tor hat er Sie begleitet? Das kann doch nicht wahr sein, daß einer gleich die eigene Tochter vergißt, auch wenn er noch so betrunken ist. Nein, er wollte ihr sicherlich den Anblick ersparen.« Wieder seufzte die Frau.

Das Plaudern über dies und das hatte Ginnosuke bisher daran gehindert, das zu tun, wozu er hergekommen war. Ohne mit Ushimatsu ernsthaft gesprochen zu haben, gehe ich nicht nach Hause; sollte man uns zum Essen einladen, rede ich eben hinterher mit ihm, und wenn es darüber Nacht wird! dachte Ginnosuke. Er machte sich große Sorgen um den Freund.

Das Essen wurde ihnen gegen alle Gewohnheit unten im Gästezimmer serviert. Die Abendandacht schien vorüber, denn es bediente sie der junge Priester in weißem Kimono. Der Schein der Öllampe drang durch die weihrauchgeschwängerte Dunkelheit und tauchte alles unter der hohen Decke in ein eigentümliches Licht. An der riesigen Wand hing eine gelbliche Robe, die sicherlich dem Hauptpriester gehörte. Die seltsame Atmosphäre des Zimmers amüsierte die jungen Leute. Vor allem Ginnosuke lachte manchmal hell auf. Und weil sein Lachen bis in die Küche hinüberschallte, hielt es die Hausherrin dort nicht länger; sie gesellte sich zu Ushimatsu und seinen Gästen. Schließlich setzte sich auch O-Shio zu ihnen und lauschte an der Seite der Hausherrin der Unterhaltung.

Jetzt lebte Bumpei plötzlich auf. Es war seine Art, sich in Gegenwart von Frauen vor Eifer fast zu überschlagen. Selbst seine Stimme klang anders als vorhin, da sie sich zu dritt in Ushimatsus Zimmer unterhalten hatten. Wenn er, begeistert von sich selbst, über allerlei Dinge redete und das Leuchten in seinen Augen seiner natürlichen Liebenswürdigkeit noch eine besondere Note verlieh, nahm er sofort jeden für sich ein. Immer wieder blickte er zu O-Shio hinüber, die mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte, während sie ab und zu an ihrem Kimono zupfte oder sich über ihr lang herabwallendes Haar strich.

Ginnosuke hatte für all das kein Auge. Unvermittelt fragte er:

»Als Sie Ihr Examen machten, waren wir noch nicht an der Schule, wir sind erst im Jahr danach gekommen, stimmt's?« Er sah O-Shio fragend an. Auch die Hausherrin richtete ihren Blick auf das Mädchen.

»Ja«, antwortete O-Shio, und ein rosiger Hauch überzog ihre Wangen. Dieser Anflug von Verschämtheit unterstrich erst recht ihre mädchenhafte Unschuld.

»In der Schule gibt es ein Foto von Ihrem Examensjahrgang«, fuhr Ginnosuke in heiterem Ton fort. »Verglichen mit damals sind aus Ihnen allen wirklich hübsche junge Damen geworden. Dabei waren einige, als wir hierherkamen, noch richtige kleine Rotznasen.«

Ein fröhliches Lachen erfüllte den Raum. O-Shios Wangen färbten sich tiefrot. Nur Ushimatsu blieb selbst jetzt mit sich allein. Er hatte sich neben der Lampe zurückgelehnt und grübelte vor sich hin.

5

»Finden Sie nicht auch«, sagte Ginnosuke, der Hausherrin zugewandt, »daß Segawa sehr bedrückt aussieht?«

»Ja, schon...«, antwortete sie und neigte den Kopf leicht zur Seite.

»Vorvorgestern war es«, setzte Ginnosuke erneut an und blickte zu Ushimatsu hinüber, »du hattest dir das Zimmer hier angesehen... du erinnerst dich, wir trafen uns auf der Hommachi-Straße – wie weit weg du mit deinen Gedanken warst! Ich bin eine Weile stehengeblieben und habe dir nachgeblickt. Wie mir da zumute war, kann ich dir schlecht beschreiben. Du hattest die ›Bekenntnisse‹ von Inoko Rentarō in der Hand. Weißt du, was mir in dem Moment durch den Kopf gegangen ist? Nun liest er schon wieder was von diesem Inoko, habe ich gedacht, wenn er sich das bloß nicht gleich wieder so zu Herzen nimmt! Du solltest solche Bücher lieber nicht lesen.«

»Wieso?« Ushimatsu richtete sich auf.

»Weil du dich zu sehr davon beeinflussen läßt.«

»Warum auch nicht? Was hast du gegen Einflüsse?«

»Gar nichts, solange sie einen aufrichten und nicht bedrücken.

Ich sag dir bloß eins, seitdem du die Sachen von dem Inoko liest, hast du dich völlig verändert. Inoko ist ein Eta, und für einen Menschen in seiner Lage halte ich sein Auftreten für so abwegig nicht, aber einer, der kein Eta ist, braucht es ihm nicht gleich nachzutun ... der braucht sich doch nicht derart vor Kummer zu verzehren.«

»Soll das heißen, daß man mit den Armen und Geknechteten kein Mitgefühl haben darf?«

»Wer redet denn von dürfen! Ich finde das sogar edel. Aber wenn man sich wie du darin verrennt, dann wird es gefährlich. Warum liest du nur noch solche Sachen? Warum grübelst du dauernd vor dich hin? Was beschäftigt dich denn so sehr?«

»Mich? Nichts Besonderes. Jedenfalls wohl auch nichts anderes als euch.«

»Aber da muß doch irgendwas sein.«

»Was heißt ›irgendwas‹?«

»Ohne Grund verändert sich ein Mensch nicht derart.«

»Hab ich mich denn so verändert?«

»Ja, das hast du. Damals im Lehrerseminar warst du ganz anders, fröhlich und ausgelassen. Von Natur aus bist du nämlich gar nicht schwermütig. Du machst dir nur zu viele Gedanken. Guck doch mal in eine andere Richtung! Tu was, um dich aufzuheitern! Ich wollte schon lange mit dir darüber reden. Glaub mir, ich mache mir Sorgen um dich. Wenn du dich nicht wohl fühlst, dann geh zum Arzt. Jeder sollte sich erst mal um sich selber kümmern.«

Es wurde still im Zimmer. Ushimatsu war wieder weit weg mit seinen Gedanken. Er starrte mit leerem Blick vor sich hin. Blässe überzog sein Gesicht.

»Was ist mit dir?« Erschrocken musterte Ginnosuke den Freund. »Hat es dir die Sprache verschlagen?«

Statt zu antworten, lachte Ushimatsu, um nicht zu zeigen, wie betroffen er war. Ginnosuke fiel in das Lachen ein. Die Hausherrin und O-Shio hatten gespannt zugehört und dabei abwechselnd von einem zum anderen geblickt.

»Ginnosuke, hast du die ›Bekenntnisse‹ schon gelesen?« nahm Bumpei das Gespräch wieder auf.

»Nein, noch nicht«, antwortete Ginnosuke.

»Aber etwas anderes von diesem Inoko? Ich kenne keine einzige Zeile von ihm.«

»Moment mal, ja, das eine Buch hieß ›Die Arbeit‹ und das andere ›Moderne Geistesströmungen und die Gesellschaft der Erniedrigten‹. Segawa hat sie mir geborgt. Stellenweise sind sie ganz interessant, gut und überzeugend geschrieben.«

»Wo hat dieser Inoko eigentlich studiert?«

»Soweit ich weiß, am Höheren Lehrerseminar in Tōkyō.«

»Mir hat einer erzählt, als er in Nagano unterrichtete, soll er einmal in seinen Heimatort zu einem Vortrag eingeladen worden sein, weil man dort stolz darauf war, daß die Eta solch eine Persönlichkeit hervorgebracht haben. Er ist auch hingefahren, aber kein Gasthaus wollte ihn aufnehmen, und er wußte nicht, wohin. Das hat ihn so gekränkt, daß er beschloß, seine Dozentur in Nagano aufzugeben. – Ob das alles stimmt, weiß ich nicht. Jedenfalls scheint er nach seinem Weggang von Nagano ja fleißig weitergearbeitet zu haben. Daß so einer von den ›Neubürgern‹ abstammt, ist kaum zu glauben!«

»Ich finde das auch erstaunlich.«

»Mir bleibt es unbegreiflich, wie sich einer aus diesem niederen Volk so hoch in die Geisteswelt aufschwingen konnte.«

»Er soll allerdings lungenkrank sein, und vielleicht macht es die Krankheit, daß er es so weit gebracht hat.«

»Er soll lungenkrank sein?«

»Ja, und Kranke nehmen alles sehr ernst. Sie haben den Tod ständig vor Augen und denken eben viel nach. Wenn du dir anguckst, was Inoko geschrieben hat, dann ist dir manchmal, als will er dich bestürmen. Und gerade das ist bezeichnend für Lungenkranke. Es gibt eine ganze Menge Leute, die dank dieser Krankheit Bedeutendes geleistet haben.«

»Hahaha! Tsuchiya Ginnosuke – der große Physiologe!«

»Du brauchst gar nicht zu lachen. Die Krankheit ist nämlich eine Art Philosoph.«

»Dann heißt das, nicht der Eta hat solche Sachen geschrieben, sondern die Krankheit hat sie ihm diktiert.«

»Hast du vielleicht eine bessere Erklärung? Denn daß ein ganz

gewöhnlicher ›Neubürger‹ solche Ideen hervorbringt, ist schwer vorstellbar.« Ginnosuke lachte.

Während dieses Dialogs zwischen Ginnosuke und Bumpei hatte Ushimatsu schweigend dagesessen und in das Licht der Lampe gestarrt. Die Qualen, die er litt, verliehen seinem sonst so jugendfrischen Gesicht jetzt erst recht einen Ausdruck tiefer Schwermut.

Sobald Tee eingeschenkt wurde, kam man auf andere Dinge zu sprechen. Der Tempelherr befand sich auf einer Reise, und die Hausherrin begann einiges über ihn zu erzählen, um die Gäste zu zerstreuen. Der junge Priester saß im Nebenzimmer an einen Pfeiler gelehnt und war eingenickt. Aus dem Garten vor der Küche hallte es dumpf herüber; Shō, der Einfältige, stampfte dort offenbar Reis. Die Nacht senkte sich hernieder.

6

Nachdem seine Gäste gegangen waren, lief Ushimatsu in seinem Zimmer auf und ab, als könnte er des Aufruhrs in seinem Herzen nicht länger Herr werden. Er versuchte, sich an alles, was an diesem Tag gesprochen worden war, an jedes Wort der Unterhaltung zwischen Ginnosuke und Bumpei und an die feinsten Regungen in ihren Gesichtern zu erinnern, und glaubte am ganzen Leibe zu zittern. Die Verhöhnung seines Vorbildes traf ihn am meisten. Da ist einer ein Eta, und schon gilt er nichts mehr! Allein der Gedanke an diese Unvernunft empörte ihn. Selbst die heißesten Tränen, die ehrlichsten Argumente und die leidenschaftlichsten Ideen scheinen gegen dieses böse Vorurteil machtlos zu sein! So werden denn viele ehrbare Eta, ohne daß die Welt je von ihnen erfuhr, lebendig begraben.

Ushimatsu legte sich zu Bett, aber er war viel zu erregt, um Schlaf zu finden. Den Kopf auf dem Kissen, die Augen geöffnet, überdachte er sein Leben. Die Ratten kamen wieder. Bei dem Geraschel auf den Binsenmatten wollte sich der Schlaf erst recht nicht einstellen. Ushimatsu zündete die Lampe an und schraubte den Docht so weit herunter, daß nur auf das Kopfkissen ein schwacher Lichtschein fiel. Wie die kleinen Tiere, Schatten

gleich, auftauchten und verschwanden, durch die dunklen Ecken des Zimmers huschten, ohne sich um den Menschen zu scheren, und ihre langen Schwänze hin und her bewegten – das war widerlich, zugleich aber auch komisch, und ihr Fiepen unterstrich noch die tiefe Einsamkeit der Herbstnacht in diesen alten Wänden.

Ein Gedanke jagte den anderen, doch keiner befreite ihn von seinen Sorgen. Er hatte besonders vorsichtig sein wollen, aber waren dadurch nicht erst recht Zweifel geschürt worden? Je mehr er darüber nachsann, desto deutlicher erkannte er, daß er unüberlegt gehandelt hatte. Warum bin ich nicht ganz ruhig geblieben, als dieser Ohinata aus der Herberge im Takajō-Viertel vertrieben wurde? Warum bin ich Hals über Kopf hierher in den Tempel gezogen? Warum habe ich auf jedes neue Buch von Inoko immer gleich voller Stolz Loblieder gesungen? Warum habe ich ihn stets verteidigt und dadurch die anderen auf die Idee gebracht, daß zwischen ihm und mir irgendwelche Beziehungen bestehen könnten? Warum habe ich seinen Namen ständig im Munde geführt? Warum habe ich mir seine Bücher nicht in aller Heimlichkeit gekauft, und warum war ich nicht so klug, sie still für mich in meinem Zimmer zu lesen, wann immer ich Lust dazu verspürte? – Er grübelte und grübelte und wußte am Ende nicht mehr ein noch aus. Die Nacht war qualvoll. Zitternd lag er auf seinem Bett und irrte in düsteren Gefilden umher.

Am nächsten Morgen faßte er den Entschluß, achtsamer denn je zu sein. Geschehen ist geschehen. Aber von nun an werde ich Vorsicht walten lassen. Über diesen Mann und seine Bücher, über alles, was mit ihm zu tun hat, werde ich kein Wort mehr verlieren und den Namen Inoko nicht einmal mehr erwähnen!

Jetzt begann er in aller Eindringlichkeit das Gebot seines Vaters zu verstehen. »Verheimliche deine Herkunft!« – Ja, Sein oder Nichtsein hingen davon ab. Was bedeuten dagegen all die Gebote, die von den in schwarze Gewänder gehüllten Anhängern Buddhas befolgt werden sollen! Mißachtet sie einer von ihnen, wird er der Unmoral gescholten, das ist alles. Wenn aber der Sohn eines Eta die Ermahnungen des Vaters mißachtet, bleibt es nicht bei dem Vorwurf, sittlich verkommen zu sein, nein, dann wird er ins Verderben gestürzt. »Gib niemals deine Herkunft preis!« Das

hatte ihm der Vater eingeschärft. Und wer wäre schon so dumm, seine Abstammung von sich aus preiszugeben, wenn er seinen Weg im Leben machen will.

Ushimatsu war dreiundzwanzig Jahre – ein schönes Alter! Ich möchte doch so weiterleben wie jetzt! Je stärker er sich das wünschte, um so mehr schmerzte es ihn, ein Eta zu sein. Und er sagte sich: Was auch geschehen mag, dieses eine Gebot werde ich nie übertreten!

4. KAPITEL

1

Draußen vor dem Städtchen war die Ernte in vollem Gange. Die Bauern hatten ihre Gehöfte sich selbst überlassen und gingen ihrer nachmittäglichen Arbeit nach. Der Reis war gemäht und zum Trocknen aufgestellt, stellenweise die Wintergerste schon in den Boden gebracht. Jetzt waren die Früchte der Mühsal eines ganzen Jahres einzubringen, und zwar rasch, ehe der erste Schnee fiel. So herrschte denn überall auf der Ebene am Oberlauf des Chikuma-Flusses ein Getümmel wie auf einem Schlachtfeld.

Ushimatsu hatte sich an diesem Tag nach seiner Rückkehr aus der Schule nicht lange im Lotosblütentempel aufgehalten, sondern war gleich wieder fortgegangen, ohne ein bestimmtes Ziel, doch mit der Hoffnung, sein seelisches Gleichgewicht zurückzugewinnen. Nachdem er eine Weile durch herbstwelke Maulbeerpflanzungen gewandert war, lag plötzlich das offene Land vor ihm. Er ließ sich im Schatten einer Strohmiete nieder und streckte die Beine in das dürre Gras, sog die Luft der Felder tief bis in die Lungenspitzen ein und spürte, wie er wieder ein wenig zu sich selber fand. Eingehüllt von gelben Staubwolken, plagten sich die Bauern ab, hier ganze Familien, dort einzelne Paare. Sie droschen und enthülsten den Reis. Laut hallte das Schlagen und Stampfen herüber. An einigen Stellen stieg weißer Rauch auf. Dann und wann erhob sich ein Schwarm Sperlinge, flatterte aufgeregt schilpend über den Himmel und verteilte sich auf den Feldern.

Die Herbstsonne brannte hernieder und bereitete den Menschen unsägliche Qualen. Die Männer hatten sich Tücher um den Kopf gewickelt. Die Frauen schützten sich mit Strohhüten vor den sengenden Strahlen. Es war ein ungewöhnlich heißer Tag, kein Lüftchen regte sich. Den armen Leuten rann der Schweiß in Strömen vom Körper. Während Ushimatsu dieses Bild der Arbeit auf den in gleißendes Licht getauchten Feldern betrachtete, kam ein etwa vierzehnjähriger Junge an der Strohmiete vorüber. Es war Kazamas Sohn, unverkennbar an der sonnenverbrannten Stirn und an dem sanften Blick seiner Augen. Shōgo hieß er. Er ging in Ushimatsus Klasse. Kaum sah Ushimatsu den Jungen, da mußte er unwillkürlich an den alten, kranken Kollegen denken.

»Wo willst du denn hin?«

»Ich . . .« Shōgo stockte. »Zu meiner Mutter aufs Feld.«

»Zu deiner Mutter?«

»Ja, da drüben, Herr Lehrer, das ist meine Mutter«, antwortete Shōgo, wies mit dem Finger auf sie und errötete leicht.

Ushimatsu wäre nie auf die Idee gekommen, daß das die Frau seines Kollegen sein könnte, die da unmittelbar vor seinen Augen arbeitete. In einem abgetragenen Überkleid, zusammengehalten von einer braunen Schärpe, mit Handschützern aus blauem Baumwollstoff und einen Strohhut auf dem Kopf drosch sie emsig Reis, wobei sie ihren Körper in gleichbleibendem Rhythmus vor- und zurückbeugte. Die Frauen im Norden Shinshūs sind kräftig gebaut und packen nicht weniger hart zu als die Männer. Doch daß die Frau eines Lehrers mit aufs Feld geht und sich bei keinem Wetter schont, das ist selten. Die Umstände werden sie dazu zwingen, sagte sich Ushimatsu und blickte mitleidig zu ihr hinüber. Shōgo hatte unterdessen schon wieder die Hand gehoben. »Der Mann, der den Schlegel schwingt und den Reis enthülst, ist der Bauer Otosaku, seit Jahren hilft er bei der Ernte, und die Frau zwischen der Mutter und Otosaku, die das Sieb hoch über den Kopf hält und den Reis von der Spreu trennt, das ist Otosakus Frau«, erklärte er ihm. Jedesmal, wenn sie das Sieb schüttelte, wirbelte Spreu wie gelbe Rauchschwaden auf und hüllte alle ein. Jetzt zeigte Shōgo auf das kleine Mädchen neben der Mutter und sagte, das sei seine Stiefschwester O-Saku.

»Wieviel Geschwister seid ihr eigentlich?« fragte Ushimatsu und blickte dem Jungen ins Gesicht.

»Sieben.«

»Sieben? Das ist eine ganze Menge. Du, deine große Schwester, Susumu aus der unteren Klasse, die kleine Schwester dort – und weiter?«

»Noch eine kleine Schwester und noch ein kleiner Bruder. Der Älteste von uns war bei den Soldaten und ist gefallen.«

»Ach so.«

»Der große Bruder, der tot ist, und O-Shio, die bei den Leuten im Lotosblütentempel lebt, und ich, nur wir drei haben dieselbe Mutter.«

»Und die Mutter von O-Shio und dir?«

»Die ist gestorben«, sagte Shōgo rasch und stob davon, denn plötzlich hatte ihn seine Stiefmutter gerufen.

2

»Shōgo, wie alt mußt du noch werden, bis du endlich begreifst, daß du zu helfen hast!« hörte Ushimatsu ganz deutlich die Frau sagen. Shōgo ängstigte sich offenbar vor seiner Stiefmutter. Ganz verschüchtert stand er vor ihr. »Überleg dir mal, du bist schon vierzehn!« schimpfte sie. »Siehst du denn nicht, wie wir uns hier schinden? Heute haben wir sogar Otosaku und seine Frau geholt, damit sie uns helfen, weil noch so viel zu tun ist! Muß ich dir erst jedesmal sagen, daß du sofort nach der Schule aufs Feld zu kommen hast? Da geht einer schon in die vierte Klasse und vertrödelt die Zeit damit, Grashüpfer zu fangen! Das ist nicht zu fassen! Du Faulpelz, du!«

Die Frau ließ für einen Augenblick die Hände ruhen. Auch Otosakus Frau wandte sich um. Der Junge tat ihr leid. Während sie ihn betrachtete, rückte sie ihre Schürze zurecht, klopfte sich den Staub ab und wischte sich den klebrigen Schweiß aus dem Gesicht. Auf einer Matte häufte sich Reis zu einem kleinen gelben Berg. Otosaku stützte seine Hände auf den langen Stiel des Schlegels, streckte den Rücken und sog die klare Luft ein.

»O-Saku!« schimpfte die Frau von neuem. »Was soll diese Un-

art? Kannst du dich nicht benehmen, wie es sich für ein Mädchen gehört? Wirklich, der eine ist nicht besser als der andere. Ihr wollt meine Kinder sein? Nein, ich hab genug von euch! Nehmt euch ein Beispiel an Susumu. Der hilft mir mehr als ihr beide zusammen.«

»Wieso? Susumu spielt rum«, hörte Ushimatsu Shōgo sagen.

»Was? Er spielt rum?« empörte sich die Frau. Ihre Stimme bebte. »Der spielt rum? Die ganze Zeit über kümmert er sich um die Kleinen! Der macht sich nützlich. Aber du? Und obendrein noch diese Widerrede! Dein Vater läßt dir alles durchgehen, und wenn ich mal was sage, gehorchst du einfach nicht und kommst mir obendrein noch frech. Du bist unausstehlich. Wenn ich dich nicht ein bißchen rannehme, dann möchte ich wissen, was aus dir mal werden soll. Ja, ich kann mir schon denken, wo du warst: im Tempel und hast dich wieder bei deiner Schwester beschwert. Deshalb kommst du so spät. Heimlich da hinzulaufen – das ist unerhört!«

»Frau Kazama!« rief Otosaku. Er schien es nicht mehr länger mit ansehen zu können. »Lassen Sie es für heute genug sein! Mir zuliebe.« Und zu dem Jungen gewandt, sagte er: »Shōgo, so geht es nicht. Du mußt auf deine Mutter hören, sonst kannst du mit mir auch nicht mehr rechnen.«

Otosakus Frau trat auf Shōgo zu, klopfte ihm sanft auf die Schultern und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Dann drückte sie ihm den Schaft eines Schlegels in die Hand, führte ihn zu ihrem Mann und sagte: »So, und jetzt hilfst du schön mit!«

»Wer fängt an?« Otosaku hob den Schlegel, und schon drang ein gleichmäßiges, von gegenseitigen Anfeuerungsrufen begleitetes Schlagen an Ushimatsus Ohr. Die beiden Frauen wandten sich ebenfalls wieder ihrer Arbeit zu.

So hatte Ushimatsu völlig unerwartet zum erstenmal fast die ganze Familie Kazama zu Gesicht bekommen und erfahren, daß weder der arme Junge noch O-Shio die eigenen Kinder der Frau waren. Ihm war klar, daß die Frau deshalb so schwer arbeitete, weil die Armut sie dazu zwang. Und er begriff auch, daß die Last der fünf Kinder und das unglückselige Schicksal ihres Mannes sie so gereizt und empfindlich gemacht hatten. Was er nun wußte,

was er gesehen und gehört hatte, das alles war dazu angetan, daß ihm Kazama jetzt erst recht leid tat. Trotzdem fühlte er sich nicht mehr ganz so verzagt wie vorher. Er konnte wieder klar sehen und denken. Während er den Blick über die Landschaft schweifen ließ, kamen und gingen die Erinnerungen: die Erinnerung an die Zeit der eigenen arglosen Kindheit, wenn er genau wie in diesem Augenblick am Feldrain gelegen und der Ernte zugeschaut hatte; die Erinnerung an das Eboshi-Gebirge, an die Felder und Steinmauern, die sich über die Hänge zogen, an die Pfade, gesäumt von herbstlichen Gräsern, Blumen und wildem Wein. Er dachte an die Tage, da er Heuschrecken gefangen hatte und Feldmäusen nachgejagt war, wenn der Herbstwind wehte und die Felder einem gelb wogenden Meer glichen; er dachte an die Abende an der Feuerstätte, da er den Märchen von Füchsen und Dachsen, die sich in Menschen verwandelten, den Geistersagen, die man sich in den Bergdörfern gerne erzählt, und den Geschichten von eigensinnigen Bauersleuten gelauscht und herzlich belacht hatte. Damals, als er den Geschmack der bitteren Erkenntnis, ein Eta zu sein, noch nicht kannte – wie lang war das her! Ihm war, als lägen Welten zwischen damals und heute.

Er mußte an die Jahre am Lehrerseminar in Nagano denken. Was wußte er zu der Zeit schon vom Leben! Er mißtraute keinem, und keiner mißtraute ihm. Es gab nichts, was ihn von den anderen trennte; sie hatten gelacht und ihre Späße getrieben. Da waren die schönen Erinnerungen an die Internatszeit. Der rote Bart des Aufsehers, der Geruch der Gerstengrütze im Eßsaal, das Gesicht der Alten vom Süßwarenladen neben dem Haupttor, wo er immer einkaufen gegangen war, wenn es ihn beim Losen getroffen hatte – all das wurde wieder lebendig. Er mußte daran denken, wie er und seine Kameraden aus den Betten gekrochen waren und sich im dunklen Schlafsaal die Köpfe heiß geredet hatten, sobald auf dem langen Korridor die Schritte des Aufsehers verhallt waren, der kurz nach den Glockenschlägen, die den Beginn der Nachtruhe verkündeten, seinen Kontrollgang machte. Er erinnerte sich auch daran, wie er zum Ōjō-Tempel hinaufgestiegen war und am Grab der Karukayas mit lauter Stimme den Geist von Vater und Sohn angerufen hatte – wie sehr hatte sich doch sein ganzes Leben

verändert! Die Erinnerungen an die unbeschwerten Tage der Vergangenheit ließen ihn seinen Kummer jetzt doppelt schmerzhaft empfinden. »Warum nur bin ich so mißtrauisch geworden?« seufzte Ushimatsu und blickte zum Himmel empor. Wie ein Wattebausch schwebte dort oben eine Wolke. In Gedanken versunken, folgte er ihr eine Weile mit den Augen, doch unmerklich überkam ihn die Müdigkeit, und an die Strohmiete gelehnt, schlief er ein.

3

Als er aufwachte, dämmerte schon der Abend. Er sah die ersten Bauern auf den schmalen Wegen zwischen den Feldern heimwärtsstreben. Gruppen von derben Gestalten zogen an ihm vorüber. Einige hatten Hacken geschultert, andere schleppten Säcke. Ein paar junge Frauen trugen Säuglinge im Arm. Ein harter Tag ging zu Ende.

Manche aber arbeiteten emsig weiter. Auch die Kazamas gönnten sich noch keine Ruhe. Otosaku schleppte, den Rücken gekrümmt, mit steifem Schritt die schweren Säcke nach Hause. Zurückgeblieben waren die beiden Frauen und Shōgo. Sie siebten den Reis und füllten ihn in Säcke. Plötzlich rief eine Stimme: »Mama! Mama!« Es war Shōgos kleiner Bruder Susumu. Das schreiende Baby, das den Kopf in den Nacken gelegt hatte, auf dem Rücken, die kleine Schwester an der Hand, rannte er auf seine Mutter zu.

»Ist ja schon gut«, sagte die Mutter, nahm das Baby und legte es an die Brust. »Susumu, was macht Vater eigentlich?«

»Weiß nicht!«

»Ach«, stöhnte die Frau und wischte sich verstohlen mit dem Ärmel über die Augen. »Da kann einem wirklich jede Lust zum Arbeiten vergehen.«

»Mama, guck mal, was Saku macht«, rief Susumu und zeigte mit dem Finger auf seine Schwester.

»Was hat sie denn jetzt schon wieder angestellt?« Die Frau drehte sich um. »Wer hat den Beutel aufgemacht, ohne mich zu fragen? Wer war das?«

»Saku. Sie hat sich was zu essen rausgeholt.« Das war Susumus Stimme.

»Das ist doch nicht zu glauben mit diesem Mädchen!« schimpfte die Mutter. »Bring den Beutel her! Na los, wird's bald!«

O-Saku war ein Mädchen von gerade sieben Jahren. Den leinenen Beutel in der Hand, wagte sie sich aus Furcht vor der drohenden Miene der Mutter kaum einen Schritt näher. »Gib uns auch was, Mama!« bettelten Susumu und seine andere Schwester.

Als Shōgo das sah, kam auch er gerannt. Die Mutter riß O-Saku den Beutel aus der Hand. »Zeig her! Nein, das ist doch nicht zu fassen! Ich hab mich schon die ganze Zeit über gewundert, daß sie so still ist. Da läßt man sie mal eine Weile aus den Augen, und gleich passiert so was. Wer sich heimlich was zu essen nimmt, der ist ein Dieb! Der ist ein Räuber! Mach, daß du wegkommst! Wer so was tut, ist nicht mehr länger meine Tochter.«

Die Frau langte in den Beutel, holte die Reste – es schienen Reiskekse zu sein – hervor und verteilte sie an die anderen drei Kinder.

»Mama, gib mir auch noch was«, bat O-Saku und streckte die Hand aus.

»Was fällt dir ein! Hast dir doch selber schon was genommen!«

»Gib mir noch einen, Mama«, bettelte Shōgo. »Susumu hat zwei gekriegt und ich bloß einen.«

»Na und? Du bist ja auch der Ältere.«

»Die Susumu gekriegt hat, waren außerdem viel größer.«

»Wenn dir deiner nicht paßt, dann gib ihn wieder her! Dankbar solltest du sein für alles, was dir deine Mutter gibt!«

Susumu hatte sich den einen Keks in den Mund gestopft, den anderen hielt er triumphierend in die Höhe und rief: »Shōgo ist ein Dummkopf... ein Dummkopf!« Shōgo packte die Wut. Er stürzte sich auf seinen Bruder und versetzte ihm ein paar Faustschläge. Susumu antwortete mit einer Ohrfeige. Die beiden Brüder vergaßen sich in ihrem Zorn, stellten sich in Positur und gingen wie wilde Tiere aufeinander los. Otosakus Frau beeilte

sich, sie auseinanderzubringen, worauf die beiden in ein lautes Geheul ausbrachen.

»Nein, jetzt müssen sie sich auch noch prügeln«, erboste sich die Mutter. »Macht nur weiter so, dann fehlt nicht viel, und ich verlier den Verstand.«

Verborgen im Schatten der Strohmiete, war Ushimatsu Augenzeuge dieser Szene geworden. Je mehr er gesehen und gehört hatte, desto tiefer wurde sein Mitleid mit dieser unglücklichen Familie.

Der Klang der Abendglocke riß ihn aus seinen Gedanken, er erhob sich und ging davon. Und wieder hallte die Glocke des Lotosblütentempels über den einsamen abendlichen Herbsthimmel. Den meisten Bauern klang sie wie ein Dank für des Tages Mühe und zugleich wie eine Aufforderung zu einem frohen Feierabend. Und diejenigen, die noch auf den Feldern waren, mahnte sie zur Eile. Schon hüllten Nebelschwaden das jenseitige Ufer des Chikuma-Flusses ein, und die Kette des Kōsha-Gebirges versank im Dunkeln. Im selben Augenblick, da sich der Himmel im Westen mit einem bräunlichen Rot überzog, fiel ein letzter Widerschein der untergehenden Herbstsonne auf die Felder. Dämmerung senkte sich über die fernen Wälder und Dörfer. Wie schön wäre dieses Leben, könnte man ganz ohne Bitternis, ohne schmerzliche Gedanken diesen Anblick genießen! Je heftiger ihn seine Seelenängste bedrängten, desto eindringlicher und lebendiger nahm Ushimatsu die Bilder der Natur wahr. Im Süden leuchtete ein einzelner Stern. Sein hübsches Gefunkel verlieh dem heraufziehenden Abend etwas Erhabenes. Den Blick auf den Himmel gerichtet, sann Ushimatsu über sein Dasein nach.

Warum ist denn das so? fragte er sich. Es war, als wollte er sich selber Mut zusprechen, während er dem schmalen Pfad zwischen den Bohnenfeldern folgte. Ich bin ein Glied der menschlichen Gemeinschaft, und ich habe ein Recht darauf, genauso zu leben wie jeder andere.

Dieser Gedanke gab ihm Kraft. Er schaute sich um und sah Kazamas Familie immer noch arbeiten. Die Tücher, die sich die beiden Frauen um den Kopf geschlungen hatten, schimmerten im

Dunkeln, und das Klopfen des Schlegels hallte durch die kühle Luft. »Sammelt das Stroh zusammen!« Diese und andere Worte drangen an sein Ohr. Stand dort nicht Shōgo und blickte zu ihm hinüber? Inzwischen war es schon so dunkel geworden, daß Ushimatsu die Gesichter und Gestalten der Menschen nicht mehr erkennen konnte. Sie erschienen ihm nur mehr als Schatten.

4

»War 'n harter Tag«, sagen die Leute hier in den Bergen statt »Guten Abend«. »War 'n harter Tag«, grüßte auch Ushimatsu jedesmal, wenn er heimwärts ziehenden Bauern begegnete. Vor dem »Sasaya«, einer billigen Schenke am Stadtrand, sagte er wieder: »War 'n harter Tag« und grüßte damit niemand anderen als seinen Kollegen Kazama.

»Was? Segawa, Sie?« wunderte sich Kazama und trat auf ihn zu. »Schön, daß wir uns gerade hier treffen. Ich wollte mich sowieso mal in aller Ruhe mit Ihnen unterhalten. Wenn Sie es nicht gar zu eilig haben, leisten Sie mir heute abend doch Gesellschaft. Nirgends läßt es sich so gut miteinander reden wie hier. Ich muß Ihnen nämlich unbedingt was erzählen . . .«

Ushimatsu konnte schlecht nein sagen und folgte Kazama über die Schwelle des »Sasaya«. In der Schenke, wo tagsüber die Händler und abends die Bauern ihre Müdigkeit zu vergessen suchten, züngelten in dem offenen großen Herd rote Flammen aus dicken Holzkloben. An den Wänden standen ein paar alte Krüge, sicherlich gefüllt mit Selbstgebrautem. In der jetzigen Jahreszeit, da ein jeder alle Hände voll zu tun hatte, ließ sich hier kaum einer erst lange nieder. Als Ushimatsu und Kazama die Schenke betraten, hockte drinnen nur ein einziger Bauer. Er hatte sich nicht einmal die Zeit genommen, die Strohsandalen von den Füßen zu streifen, kippte bloß ein paar Becher und verschwand wieder. So saßen die beiden ganz allein neben der Feuerstelle.

»Was soll's denn heute abend sein?« fragte die Wirtin, während sie einen mächtigen Topf an den Haken über dem Feuer hängte.

»Bohnenkeimlinge, in Öl gedünstet, wie wär's damit? Kaulköpfe, frisch aus dem Fluß, sind auch da. Soll ich ein paar backen?«

»Kaulköpfe?« Kazama fuhr sich mit der Zunge genießerisch über die Lippen. »Kaulköpfe, sehr gut – und dazu Bohnenkeimlinge, das ist nicht zu verachten. An so einem Abend bleibt man besser bei was Warmem.«

Kazama zitterte schon vor Verlangen nach Alkohol. War er nüchtern, dann sah er verzagt aus, sprach kaum und machte wirklich einen kranken Eindruck. Doch so alt war er eigentlich noch gar nicht, ein- oder zweiundfünfzig vielleicht, und sein Haar war auch noch ganz schwarz. Ushimatsu dachte an das, was er vorhin von der Strohmiete aus gesehen und gehört hatte, und vermeinte, Kazama irgendwie nähergekommen zu sein. Die Holzscheite brannten lichterloh. Die Bohnenkeimlinge in dem Topf begannen zu brutzeln und um den Herd herum einen appetitlichen Duft zu verbreiten. Die Wirtin füllte zwei Schüsseln damit, wärmte den Sake an und stellte jedem eine kleine altmodische Kruke davon auf das flache Eßtischchen.

»Segawa«, sagte Kazama, während er einen Schluck nach dem anderen nahm, »wann sind Sie eigentlich nach Iiyama gekommen?«

»Ich? Vor fast drei Jahren«, antwortete Ushimatsu.

»Wirklich? Ist das schon wieder so lange her? Mir ist, als wär's erst neulich gewesen. Wie schnell die Zeit vergeht! Ja, ja, unsereiner wird alt und gebrechlich, aber ihr Jungen, ihr stürmt munter voran. Doch glauben Sie mir, für mich hat es das auch mal gegeben. Morgen, ja, morgen, habe ich mir immer wieder gesagt, und ehe ich mich's versah, war ich an die Fünfzig. Meine Familie gehörte einmal zum örtlichen Adel hier in Iiyama. Von klein auf diente ich bei unserem Fürsten. Dann wurde ich nach Edo geschickt – bis schließlich die Umwälzung kam. Wenn man sich das recht überlegt, haben sich die Zeiten ganz schön geändert. Man braucht sich nur die Burgruinen am Chikuma anzugucken. Aber was bedeuten euch Jungen schon die paar übriggebliebenen Mauern. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie mir zumute ist, wenn ich sehe, daß Efeu und Strauchwerk darüber hin wuchern. Wo mal Burgen standen, wachsen heute Maulbeerbäume. Und was ist aus den stolzen Samurai geworden? Verkommen sind sie alle. Und die sich bis heute durchgeschlagen haben, wo sind sie? In Amtsstu-

ben hocken sie und in den Schulen. Nichts ist nutzloser als ein Samurai – ja, und einer davon bin ich.« Kazama lachte traurig. Nachdem er seinen Becher geleert hatte, schnalzte er mit der Zunge und reichte ihn Ushimatsu.

»Nehmen Sie! Ich schenke Ihnen ein.«

»Nein, nein, das Einschenken kommt mir zu«, sagte Ushimatsu und griff nach der Kruke.

»Das gibt's nicht! Ehre, wem Ehre gebührt! Übrigens habe ich immer gedacht, Sie trinken überhaupt nicht. Doch das stimmt ja gar nicht, denn wie's aussieht, vertragen Sie eine ganze Menge. Aber es ist heute abend ja auch das erstemal, daß ich Sie so erlebe.«

»Nein, ich vertrage nicht viel. Drei Becher, und dann ist Schluß bei mir.«

»Aber den trinken Sie noch! Danach lass' ich mir gern von Ihnen einschenken. Mit einem anderen würde ich nie darüber reden. Wissen Sie, zwanzig Jahre lang habe ich unterrichtet – knapp fünfzehn sind es, seit ich mich Volksschullehrer nennen darf –, also zwanzig Jahre lang immer wieder dasselbe. Vielleicht lachen Sie mich jetzt aus, aber ich weiß schon selber nicht mehr, was ich den Kindern da überhaupt erzähle, wenn ich vor die Klasse hintrete. Das ist wirklich so, und ich glaube, daß keinem, der das lange genug gemacht hat, diese Erfahrung erspart bleibt. Ehrlich gesagt, ich habe mich nie für einen Pädagogen gehalten. Für mich war von Anfang an klar, ich laufe nur deshalb in dem schwarzen Rock herum, damit ich jeden Monat mein Geld habe. Meinen Sie nicht auch, ein Lehrer für die Anfängerklassen ist nicht mehr als ein einfacher Arbeiter mit ein bißchen Ahnung vom Schreiben und Rechnen? Tagein, tagaus hat er eine lärmende Klasse zur Ruhe zu bringen und eine Horde Kinder zu beaufsichtigen. Für ein lächerliches Gehalt muß er sich viele Stunden abplagen. Ich wundere mich über mich selber, daß ich das so lange durchgehalten habe. Und wenn ich ausgerechnet jetzt aufhöre, dann ist das in Ihren Augen sicherlich eine Dummheit. Natürlich weiß ich, daß ich mich nur noch sechs Monate zu gedulden brauchte, um eine Pension zu kriegen, mag sie noch so niedrig sein. Aber obwohl ich das weiß, stehe ich es einfach nicht mehr

durch. Das ist das Schlimme. Wenn einer meint, ich sollte weitermachen, könnte er genausogut sagen: Stirb! Meine Frau macht sich Sorgen, gewiß. ›Wovon sollen wir leben, wenn du aufhörst als Lehrer?‹ jammert sie und drängt mich, in die Bank zu gehen, um dort die Bücher zu führen. Aber dazu bin ich doch gar nicht fähig, oder was meinen Sie? Ich bin selbst mit dem nicht fertig geworden, was ich zwanzig Jahre lang habe tun müssen, und nun soll ich ganz was Neues anfangen? Meine Kraft ist aufgebraucht. Ich bin körperlich und geistig am Ende. Ein Droschkengaul plagt sich ein Leben lang und kriegt nichts als die Peitsche zu spüren, bis er zusammenbricht.« Kazama lachte bitter. »Ich bin auch so ein Droschkengaul.«

5

Als ein kleiner Junge vor der Schenke auftauchte, verstummte Kazama plötzlich. Die Wirtin stand im trüben Lampenlicht am Spülstein und klapperte mit Tellern und Schüsseln, aber kaum war sie den Jungen gewahr geworden, eilte sie ihm auch schon entgegen.

»Ah, du bist es, Shōgo!«

Es war ihm anzusehen, daß er etwas auf dem Herzen hatte.

»Ist mein Vater hier?« fragte er.

»Ja, er ist hier«, antwortete die Wirtin.

Kazamas Miene verfinsterte sich. Er holte den Jungen, der im Halbdunkel des Vorgartens stehengeblieben war, an die Feuerstelle und musterte seinen Sohn von oben bis unten.

»Was ist denn? Hast du mir was zu bestellen?«

»Ja«, stotterte der Junge. »Mutter sagt, du sollst heut nicht so spät nach Hause kommen.«

»Hm, hat sie dich wieder losgeschickt, mich zu holen... Jetzt habe ich aber bald genug davon!« murmelte Kazama vor sich hin.

»Kommst du denn nicht nach Hause?« fragte Shōgo schüchtern.

»Natürlich komme ich nach Hause, aber erst, wenn ich hier fertig bin. Sag Mutter, ich habe mit einem Lehrer von der Schule

was zu bereden.« Mit leiser Stimme fügte er hinzu: »Shōgo, was macht Mutter jetzt?«

»Sie schafft die Spreu weg.«

»Dann ist sie immer noch draußen? Sag mal... und... schimpft sie wieder rum?«

Shōgo gab keine Antwort. Sein Blick verriet deutlich, wie sehr selbst das kindliche Herz den Vater bedauerte.

»Du scheinst ja ganz klamme Finger zu haben«, sagte Kazama und griff nach Shōgos Händen. »Hier, nimm das und kauf dir dafür ein paar Persimonen oder was du willst. Aber kein Wort darüber zu Mutter und Susumu! So, und jetzt lauf schnell nach Hause! Ich komm später, wie ich eben gesagt habe... Sind wir uns einig?«

Mit hängendem Kopf machte sich Shōgo davon.

»Hören Sie!« sagte Kazama zu Ushimatsu und nahm damit das Gespräch wieder auf. »Ich habe Sie, als Sie in den Lotosblütentempel umzogen, nur bis ans Tor begleitet. Erinnern Sie sich? Weil Sie es sind, will ich es Ihnen verraten: Ich habe mich gegenüber den Leuten vom Tempel schlecht benommen, und darum ist mir der Hauptpriester jetzt sehr böse. Solange ich trinke, will er mit mir nichts mehr zu tun haben, hat er gesagt. Das ist schon traurig genug, aber das schlimmste ist, daß ich jetzt nicht einmal mehr meine Tochter besuchen kann. O-Shio, müssen Sie wissen, wurde von den Leuten im Tempel adoptiert. Sie, Shōgo und mein Ältester, der gefallen ist, diese drei sind nicht die Kinder meiner jetzigen Frau. Meine erste Frau stammte auch aus einer Samuraifamilie hier in Iiyama. Als wir heirateten, war ich noch gut dran. Und sie starb, bevor es mit mir bergab ging. Immer, wenn ich an sie denke, ist das für mich die Erinnerung an die glücklichste Zeit meines Lebens. Und trink ich einen, dann ist es mir zur Gewohnheit geworden, von damals zu träumen. Glauben Sie mir, wenn man alt wird, hat man außer den Erinnerungen keinerlei Freude mehr. Ich weiß nicht, aber meine erste Frau ist doch wohl zur rechten Zeit gestorben. Der Mensch ist schon ein seltsames Geschöpf. Ich sag Ihnen nur eins, die Frau, die man sich in jungen Jahren genommen hat, von der meint man ein für allemal, daß die die Beste war. Sie war ihrer ganzen Natur nach nicht so eigensin-

nig wie meine jetzige Frau. Sie war anhänglich in althergebrachter Weise, und sie glaubte an mich in jeder Beziehung. O-Shio ist ihr nachgeraten. Wie sie guckt und sich bewegt – ganz und gar die Mutter! Wenn ich O-Shio ansehe, dann ist mir, als sähe ich meine erste Frau vor mir. Das geht nicht nur mir so. Andere Leute sagen das auch und fangen dann immer gleich an, von früher zu reden. Meine jetzige Frau scheinen sie nicht sehr zu mögen. Um ehrlich zu sein, leicht ist es mir nicht gefallen, das mit O-Shio. Aber für sie wäre nichts Gutes dabei herausgekommen, wenn ich sie zu Hause behalten hätte. Der Priester und seine Frau wollten sie sehr gern zu sich nehmen. Eigene Kinder haben sie nicht, und im Unterschied zu anderen Gegenden gilt hier in Iiyama ein Tempel noch etwas, und so habe ich O-Shio denn hergegeben.«

Je länger Ushimatsu zuhörte, desto mehr bedauerte er den ältlichen Kollegen. Kazama war eine arme Säuferseele, das stimmte, aber irgendwo hatte sich selbst dieses Häufchen Elend noch etwas von der Würde eines Samurai bewahrt.

»Sie war damals gerade erst zwölf Jahre alt«, fügte Kazama hinzu.

6

»Mein Leben ist verpfuscht«, seufzte Kazama. »Ich weiß nicht, Segawa, ob Sie sich vorstellen können, wieviel Bitternis in dem Wörtchen ›verpfuscht‹ steckt. Manche sagen, ich bin arm geworden, weil ich trinke. Aber ich sage Ihnen, ich trinke, weil ich arm geworden bin. Heute halte ich keinen Tag mehr ohne einen Schluck aus. Früher habe ich getrunken, um meinen Kummer zu vergessen. Jetzt ist es umgekehrt, ich trinke, um mich meinem Kummer hingeben zu können. Das mag sich komisch anhören, aber versuche ich mal, einen Abend ohne Alkohol auszukommen, packt mich die Einsamkeit, und ich beginne am ganzen Körper zu zittern. Ich lege mich zu Bett, finde aber keinen Schlaf, und dann ist mir, als wäre alles in mir abgestorben. Wenn ich jedoch was getrunken habe und mir so richtig weinerlich zumute ist, habe ich noch am ehesten das Gefühl zu leben. Das ist eine Schande, ich weiß, aber ich könnte Ihnen noch viel erzählen. Bevor ich hier in

Iiyama an die Schule kam, war ich lange in Shimotakai. In der Zeit habe ich auch meine jetzige Frau kennengelernt. Wie alle Frauen dort aus der Gegend kann sie kräftig zupacken, das muß man ihr lassen. Sie sollten mal sehen, wie sie mit der einen Hand die bereiften Reishalme greift und mit der anderen die Sichel schwingt. Das brächte ich nicht fertig. Mich würde es aufs Krankenlager werfen. Aber ihr macht das nichts aus. Sie läßt sich auch von der bittersten Armut nicht gleich unterkriegen. Stellen Sie sich vor, eines Tages sagte sie: ›So geht das nicht weiter. Sollen die Leute reden und denken, was sie wollen, ich pachte ein Stück Land.‹ Es ist kaum zu glauben, aber sie fing dann tatsächlich an, ein Feld zu bestellen. Otosaku, ein Bauer, der schon früher bei uns aus- und einging, und seine Frau, die helfen ihr, weil sie meinen, daß sie unserer Familie gegenüber eine Dankesschuld abzutragen haben. Trotzdem kommt nicht viel dabei heraus. Doch ich kann sagen, was ich will, meine Frau hört ja nicht auf mich. Ich stamme aus einer Samuraifamilie und habe nicht die geringste Vorstellung davon, wieviel ein Ar ist, wieviel vom Ertrag als Pachtzins weggeht, wieviel Säcke man aus der Aussaat von zwei Maß Reis erntet und wieviel Dünger man das Jahr über braucht. Ich weiß nicht mal, wieviel Land meine Frau gepachtet und bestellt hat. Sie ist offenbar fest entschlossen, die Kinder in der Feldarbeit zu unterweisen und nach und nach eine richtige Bäuerin zu werden. Und da geraten wir ständig aneinander. Eine Frau ganz ohne Bildung, wie will die Kinder erziehen! Ich sage Ihnen, wenn es zu Hause Streit gibt, dann immer nur wegen der Kinder. Weil wir Kinder haben, kriegen wir das Zanken, und die Folge eines solchen Ehekrachs ist, daß wir wieder ein Kind kriegen. Nein, habe ich mir gedacht, nun reicht es, was soll bloß werden, wenn noch eins kommt! Mit jedem Kind wird die Armut größer, sag ich zu ihr, aber schon ist wieder eins unterwegs. Ja, Segawa, so ist das, was soll man da machen! Als meine jetzige Frau das dritte Mädchen bekam, haben wir es O-Sue, die ›Letzte‹, genannt. Nun wird Schluß sein, hatte ich gehofft. Aber, was meinen Sie, es hat gar nicht lange gedauert, da kam das vierte Kind. Na gut, habe ich gedacht, es war ein Junge, nenn ihn Tomekichi, ›Glück, halte ein‹. Wissen Sie, was das heißt, fünf weinende Kinder um sich zu

haben? Manchmal ist das kaum noch zu ertragen. Das ist ein Jammer, ein einziger Jammer! Wenn ich heute eine arme Familie mit vielen Kindern sehe, dann kann ich mir gut vorstellen, was die zu leiden hat. Fünf Kinder zu ernähren, das ist nicht einfach. Wenn nun noch eins kommt, weiß ich wirklich nicht mehr ein noch aus.«

Kazama lachte, aber ungewollt kullerten ihm Tränen über die Backen.

»Segawa, glauben Sie mir, ich meine es ernst.« Er fuhr sich mit beiden Händen über das Gesicht. »Sagen Sie, Shōgo geht doch in Ihre Klasse, ob aus ihm mal was wird? Ich wünschte ihn mir ein bißchen lebhafter. Er ist mehr wie ein Mädchen und fängt immer gleich an zu heulen. Andauernd wird er von seinem kleinen Bruder gepiesackt. Es sind beides meine Kinder, und ich kann eigentlich nicht sagen, daß mir das eine lieber wäre als das andere. Trotzdem, es ist seltsam, aber Shōgo tut mir irgendwie leid, vielleicht gerade deshalb, weil er so weichherzig ist. Bei meiner Frau ist das anders. Susumu ist ihr Liebling, und Shōgo scheint ihr ein Dorn im Auge zu sein. Immerzu schimpft sie mit ihm herum. Wenn ich dann was sage, wird gleich geargwöhnt, ich hätte bloß das Kind der ersten Frau lieb und Susumu wäre mir gleichgültig. Ich trau mich schon nicht mehr, den Mund aufzumachen, und lass' sie schalten und walten. Das beste ist, ihr gar nicht erst unter die Augen zu kommen, sich aus dem Haus zu stehlen und einen trinken zu gehen. Das ist meine einzige Freude. Sag ich gelegentlich doch mal was, dann heißt es gleich, nackt wäre sie schließlich nicht in mein Haus gekommen. Was soll ich darauf antworten? Sie hat ja recht. All ihre Kimonos, die sie mitgebracht hat, die habe ich versoffen.« Er lachte. »Segawa, ich weiß, in Ihren Augen muß sich mein Leben wie eine einzige Dummheit ausnehmen.«

Es hatte Kazama offensichtlich erleichtert, daß er jemandem einmal sein Herz ausschütten konnte. Er wurde an dem Abend recht schnell betrunken, verlor immer häufiger den Faden und lallte am Ende nur noch unverständliches Zeug vor sich hin. Schließlich erhoben sie sich von ihrem Platz neben dem Herd. Ushimatsu zahlte die Zeche. Es war wohl kurz nach acht, als sie die Schenke verließen. Die Straßen lagen im Dunkeln und waren

fast menschenleer. Frauen, die laut vor sich hin brabbelten, als hätten sie den Verstand verloren, Männer, derart betrunken, daß sie offenbar nicht mehr nach Hause fanden, waren die einzigen Gestalten, denen sie ab und an begegneten. Kazama war sehr unsicher auf den Beinen. Mitunter fehlte nicht viel, und er wäre mitten auf der Straße lang hingeschlagen. Und seine Augen waren so trübe, daß sich in den Pupillen nicht einmal der Glanz der Sterne spiegelte. Ushimatsu blieb nichts anderes übrig, als Kazama nach Hause zu bringen. Er ging neben ihm und stützte ihn mit der rechten Hand. Manchmal klammerte sich Kazama auch an seine Schulter, und Ushimatsu versuchte ihn zu tragen, manchmal umschlang ihn der Betrunkene mit den Armen, um sich im Gleichgewicht zu halten.

Als sie endlich am Ziel waren, arbeiteten Kazamas Frau und das Ehepaar Otosaku, schon ganz durchnäßt vom Tau, immer noch draußen vor dem Haus. Sobald die Frau Ushimatsu erkannte, rief sie: »Ach, du liebe Zeit! Nun müssen Sie sich auch noch mit ihm abplagen!«

5. KAPITEL

1

Am dritten November gemahnte ungewöhnlich dicker Rauhreif an das Nahen des hier in den Bergen sehr langen Winters. Die Fenster in Ushimatsus Zimmer waren an diesem Morgen wie mit einem weißen Schleier überzogen. Für die Feier des kaiserlichen Geburtstages in der Schule von Iiyama im vierundzwanzigsten Jahr der Herrschaft Seiner Majestät holte Ushimatsu sein Festgewand aus dem Reisekorb und hüllte sich auch diesmal wieder in den Mantel, den er schon im vorigen Jahr trug.

Er stieg die dunkle Treppe hinab. Als er auf den nach Norden zu offenen Korridor hinaustrat, strahlte die Morgensonne in vollem Glanz. Zusammen mit dem schmelzenden Rauhreif lösten sich die Blätter von den Zweigen der sonnenbeschienenen Bäume

im Garten des Tempels. Der empfindliche Ginkgo indessen hatte schon vorher seine letzten gelben Blätter abgeworfen. Draußen auf dem Korridor stand O-Shio. An die brüchige Wand gelehnt, schaute sie versunken auf das herabrieselnde Laub. Bei ihrem Anblick dachte Ushimatsu sofort voller Bedauern an Kazama und dessen vertanes Leben. Und ihm war, als sehe er jetzt auch das Mädchen mit anderen Augen.

»Darf ich Sie um einen Gefallen bitten, O-Shio?« sprach er sie an. »Ich habe heute Nachtwache in der Schule. Würden Sie der Hausherrin ausrichten, sie möchte mir eine Kleinigkeit zum Abendessen machen? Ich lass' es mir später vom Schuldiener holen.«

O-Shio entfernte sich von der Wand. Wohl aus einer gewissen Scheu, die Mädchen ihres Alters oft eigen ist, blickte sie etwas verwirrt zu ihm auf. Hat sie eigentlich Ähnlichkeit mit ihrem Vater? fragte sich Ushimatsu und musterte sie verstohlen. Ihre jugendliche Frisur, ihre Stirn – nein, wenn jemand nach Kazama kam, dann war es Shōgo. O-Shio ähnelte wahrscheinlich mehr ihrer verstorbenen Mutter. »Wie sie guckt und sich bewegt – ganz und gar die Mutter!« hatte Kazama gesagt.

»Ich muß mich bei Ihnen für meinen Vater entschuldigen.« O-Shio errötete. »Er ist Ihnen neulich abend sehr zur Last gefallen.«

»Davon kann gar nicht die Rede sein«, erwiderte Ushimatsu leichthin.

»Gestern war mein Bruder hier und hat mir alles erzählt.«

»Wirklich?«

»Es war sicherlich sehr unangenehm für Sie. Aber mein Vater ist nun mal so, er bereitet allen nur Kummer.«

Die Sorge um ihren Vater schien sie auch nicht einen Augenblick zu verlassen. In ihren sanften dunklen Augen schimmerte tiefe Trauer. Ihre Lider waren geschwollen vom Weinen. Nach diesem kurzen Wortwechsel mit O-Shio schlug Ushimatsu den Kragen seines Mantels hoch, setzte den Hut auf und verließ den Tempel.

Als er an einer Straßenecke die Hände in die Manteltaschen stecken wollte, fand er darin ein Paar alte zerknitterte Hand-

schuhe, schwarz, aus Baumwolle gewirkt und gefüttert. Er zog sie glatt und streifte sie über. Sie waren ein bißchen eng, aber sie wärmten. Er roch daran. Sie rochen dumpf. Mit dem Geruch, der ihm in die Nase stieg, stellten sich plötzlich die Erinnerungen an die vergangenen Geburtstage des Kaisers ein. Im vorigen, im vorvorigen Jahr und in dem Jahr davor – da bekümmerte ihn noch nichts, und er hatte den hohen Feiertag unbeschwert und fröhlich begangen. Die Handschuhe waren noch dieselben, vielleicht nicht mehr ganz so schwarz, aber ansonsten unverändert. Wie leicht hingegen wandelt sich die Landschaft im Herzen eines Menschen! Was hält die Zukunft bereit? Was wird im nächsten Jahr an diesem Tag sein? Nein, was wird morgen sein? Bei diesen Gedanken wechselten Hell und Dunkel in Ushimatsu einander ab.

Immerhin, es war ein Festtag! In allen Familien schien man ihn würdig zu begehen. An den Dachtraufen wehte das Sonnenbanner. Scharen von Kindern eilten frohgemut über die feuchten Straßen in die Schule. Die Jungen, sonst den Kopf voller Streiche, taten sehr erwachsen, sahen aber in ihrem feinen Aufputz und mit den zur Schau gestellten würdevollen Mienen doch ein wenig drollig aus. Die Mädchen trugen zur Feier des Tages neue braune und violette Röcke.

2

Im Gleichschritt begaben sich die Mädchen und Jungen zur Feier des kaiserlichen Geburtstages hinauf in die Aula. Die Lehrer führten ihre Klassen an, Ginnosuke die zweite, Bumpei die erste und Ushimatsu die vierte. Kazama, als Gast geladen, kam hinter seinen ehemaligen Schülern die Treppe herauf. Es fiel ihm offensichtlich schwer, sich von seiner Klasse zu trennen.

Ein neuer Schmerz hatte inmitten der Freude dieses Tages Ushimatsus Herz plötzlich durchbohrt: Ein Tōkyōter Morgenblatt meldete, daß sich Inoko Rentarōs Krankheit verschlimmert habe. Ushimatsu war erst unmittelbar vor der Feier auf diese Nachricht gestoßen und nicht mehr dazu gekommen, sie genauer zu lesen. Er hatte sich deshalb die Zeitung rasch in die Brustta-

sche geschoben. Manche Menschen scheinen nur dazu geboren, ein an sich langes Leben in kurzer Frist rastlos zu durcheilen. Möglicherweise gehörte Inoko zu ihnen. In der Zeitung stand, sein Zustand sei ernst. Sollte das Feuer, das in seiner Brust loderte, in ihm verglimmen, ehe es die Welt in Brand gesetzt hatte? Dieser sorgenvolle Gedanke ließ Ushimatsu nicht mehr los. Es drängte ihn, den Artikel noch einmal zu lesen, aber das war jetzt nicht möglich.

Zu der Feierstunde hatten sich auch die Mitglieder der Rot-Kreuz-Gesellschaft eingefunden. Die Männer mit den rotschimmernden Bändern und silbernen Orden auf der Brust boten einen wahrhaft imposanten Anblick. An der Ostseite der Aula standen die Hauptpriester des Ortes, etwa zwanzig an der Zahl. Daß in diesem Jahr der des Lotosblütentempels unter ihnen fehlte, fiel sofort auf; es war sonderbar und machte deutlich, welch unterschiedliches Ansehen die einzelnen Tempel in dieser Gegend genossen. Ein Mann aber zog durch seine ganze Erscheinung in besonderem Maße die Blicke auf sich. Und das war Takayanagi Risaburō, ein aufstrebender Politiker, der bereits die ersten Stufen der Erfolgsleiter erklommen hatte und in diesem Jahr wiederum für einen Sitz im Reichstag kandidierte. Die Lehrer, an ihrer Spitze Ginnosuke und Bumpei, hatten neben dem Harmonium Aufstellung genommen.

»Habt acht!« befahl Ushimatsu mit ernster Stimme. Die Feier begann.

Die Schülerinnen und Schüler begegneten Ushimatsu, dem Hauptlehrer, mit größerer Ehrfurcht als dem Direktor. Ihre jungen Herzen erbebten, als gleich darauf sein Kommando, sich tief zu verbeugen, ertönte. Während die Nationalhymne erklang, enthüllte der Direktor das Bild des Herrschers. Danach verlas er das kaiserliche Erziehungsedikt. »Banzai! Zehntausend Jahre lebe Er!« Dieser Ruf, wie aus einem Munde, brach sich an den Wänden gleich Donnerhall. Für seine Festrede hatte sich der Direktor das Thema »Untertanentreue und Kindesliebe« gewählt. Die ihm kürzlich verliehene Goldmedaille prangte auf seiner Brust und gab ihm etwas von der Würde eines hochgeachteten Pädagogen. Nach dem Lied »Des Herrschers Geburtstag« nahm als Vertreter

der Gäste der Politiker Takayanagi das Wort. Was er sagte, waren nur Floskeln, aber er verstand es, sie geschickt vorzutragen. Und da die Leute in Shinshū eine Schwäche für wohltönende Reden haben, waren die Zuhörer selbst von dieser kurzen Botschaft hingerissen.

Friede und Freude erfüllten den ganzen Saal.

Nach der Feier wurde Ushimatsu von den Schülern seiner Klasse umringt. Sie hüpften um ihn herum und fragten ihn bald dies, bald das. Manche zogen ihn an den Händen, andere steckten ihren Kopf in die weiten Ärmel seines Überwurfs. Sie trieben ihre Späße und wollten ihn nicht aus ihrer Mitte lassen.

In der dritten Klasse gab es einen Eta-Jungen. Er hieß Senta und wurde von allen gemieden. Auch heute stand er verloren an der Wand und schaute traurig auf das fröhliche Treiben der anderen. Es war ein Jammer, nicht einmal diesen hohen Tag konnte er feiern wie alle anderen. Ushimatsu biß sich auf die Lippen. Am liebsten hätte er dem Jungen zugerufen: Komm, sei nicht so mutlos! Hab keine Angst! Aber in dem Moment blickte ein anderer Lehrer herüber. Ushimatsu ertrug es nun nicht länger, löste sich aus der Schar der Kinder und stürmte fluchtartig davon.

Der Rauhreif der letzten Nacht hatte die meisten Bäume im Schulhof entblättert. Nur die Kirschen trugen noch einen Rest ihres Herbstkleides. Ushimatsu suchte sich einen Platz in ihrem Schatten. Er lauschte dem gelegentlichen Säuseln des Windes, das sich wie heimliches Geflüster anhörte, und zog die Morgenzeitung aus der Tasche. Inokos Zustand sei ernst, hieß es. Auch wenn man nicht mit allen Auffassungen Inokos übereinstimme, schrieb der Verfasser des Artikels, so könne man doch der Beherztheit, mit der sich dieser Mann aus den Tiefen seines Daseins als Eta erhoben habe und nun seinen Kampf führe, eine gewisse Hochachtung nicht versagen. Und weiter schrieb er, ein tiefes Mitgefühl habe ihn erfaßt, als er hörte, daß dieser Mann jetzt von dem Leiden heimgesucht werde, das bedauerlicherweise schon so viele vielversprechende Menschen dahingerafft habe. Es sei nicht auszuschließen, hieß es ferner, daß der Kummer über diese Krankheit all dem, was er geschrieben, jene Ernsthaftigkeit verliehen habe, der sich der Leser nicht entziehen könne. Dem Verfas-

ser dieser Zeilen sei das jedenfalls nicht fremd, weil auch er nur allzu vertraut mit den Medizinflaschen sei.

Hin und wieder erschreckte Ushimatsu ein über die Erde huschender Schatten. Der Herbstwind fegte den Himmel blank, und die Strahlen der Sonne gaben dem trockenen Kirschlaub einen hübschen Glanz. Das Hinwelken der Blätter und Gräser war für Ushimatsu Grund genug, noch tiefer über das traurige Schicksal von Inoko nachzusinnen.

3

Die kleine Abschiedsfeier für Kazama begann um elf Uhr. Als Ushimatsu an diesem Morgen beim Weggehen O-Shio begegnet war, hatte er sogleich an ihren unglücklichen Vater denken müssen, und als er jetzt den an der Stirnseite des Raumes sitzenden Kazama sah, stand ihm umgekehrt sofort das Bild des an der rissigen Wand lehnenden Mädchens vor Augen. Kazama erging sich in seiner Rede in einem Schwall von persönlichen Erinnerungen. Wenn das jemand berührte, dann nur Ushimatsu. Er lauschte mit gesenktem Kopf. Aber wer sonst noch schenkte den Klagen des Alten Gehör?

Die Abschiedsfeier war vorüber, und Bumpei wollte gerade Tennis spielen gehen, als ihn der Direktor zu sich rief und ihn in sein Zimmer bat. Sie setzten sich in die Sessel nahe dem Fenster, von dem aus man auf den Sportplatz blickte. Das fröhliche Lärmen von Ginnosuke und anderen Tennisbegeisterten drang durch die Scheiben.

»Ich weiß, Katsuno, Sie wären lieber da draußen, aber nun seien Sie mal nicht so versessen auf den Sport und lassen uns einen Augenblick miteinander plaudern«, sagte der Direktor und tat sehr vertraulich. »Nebenbei, wie fanden Sie die Rede?«

»Sie meinen Ihre Rede, Herr Direktor?« fragte Bumpei zurück und legte den Tennisschläger auf seine Knie. »Ich bin ihr mit größtem Interesse gefolgt.«

»Soll das heißen, sie ist Ihnen ein wenig zu Herzen gegangen?«

»Ich will Ihnen wirklich nicht schmeicheln, Herr Direktor, aber es war das Beste, was ich je gehört habe.«

»Das freut mich.« Lächelnd fuhr der Direktor fort: »Ich habe gestern den ganzen Abend daran gearbeitet. Wie ist denn meine Deutung der beiden Begriffe ›Untertanentreue‹ und ›Kindesliebe‹ angekommen? Ich habe mir, ehrlich gesagt, darüber den Kopf sehr zerbrochen und so manches Nachschlagewerk befragt. – Na gut, lassen wir das.«

»Nein, nein, man hat gemerkt, wie sorgfältig alles durchdacht war.«

»Doch ich glaube, Sie sind der einzige, der das erfaßt hat. Die Leute aus der Stadt und all die anderen haben bloß vor sich hin geträumt. – Was will man machen, die haben eben kein Gespür für so etwas. Dafür aber waren einige ganz hingerissen von Takayanagi. Es bringt wirklich nichts, wenn so einer wie er und unsereiner gleich hintereinander zu den Leuten reden.«

»Dumm bleibt dumm, Herr Direktor.« Bei dieser Bemerkung Bumpeis glättete sich das doch recht mißmutige Gesicht des Direktors wieder ein wenig.

Bisher hatte er nur dahergeredet. Jetzt aber wollte er zur Sache kommen. Schließlich hatte er sich Bumpei in dieses Zimmer geholt, um mit ihm darüber zu beratschlagen, wie man Ushimatsu am besten loswerden könne.

»Nun hören Sie mir mal gut zu«, sagte er fast flüsternd. »Solange wir solche wie Segawa und Tsuchiya unter uns haben, wird es hier an der Schule keine wirkliche Geschlossenheit geben, und das bekümmert mich. Über Tsuchiya brauchen wir nicht weiter zu reden, der geht sowieso bald. Er wird Assistent an der Höheren Landwirtschaftsschule. Das Problem ist Segawa. Wenn wir ihn los sind, dann gehört uns das Reich allein. Ich möchte, daß Sie seinen Platz einnehmen. Ich habe auch schon mit Ihrem Onkel darüber gesprochen. Er ist derselben Meinung. Na, was ist, haben Sie nicht eine gute Idee?«

Bumpei war um eine Antwort verlegen.

»Ja, wissen Sie . . .«, stammelte er.

»Sehen Sie sich mal die Schüler an! Segawa hinten, Segawa vorn. Um ihn machen sie ein Gewese sondergleichen. Ich kann mir nicht helfen, aber so etwas kommt doch nicht von ungefähr. Er macht sich bei ihnen lieb Kind. Und wenn sich ein Lehrer bei

den Schülern einschmeichelt, dann steckt bestimmt was dahinter. Glauben Sie nicht?«

»Ich weiß jetzt nicht, was Sie meinen.«

»Na, hören Sie! – Aber das bleibt unter uns. – Segawa will die Schule an sich reißen! Für mich ist das ganz klar.«

»Das kann ich mir nicht vorstellen«, sagte Bumpei. Er lachte und versuchte, das Mienenspiel des Direktors zu enträtseln.

»Sind Sie sich da so sicher?« zweifelte der Direktor. »Will er das wirklich nicht?«

»Nein, um auf solche Gedanken zu kommen, müßte man schon ein bißchen älter sein. Segawa und auch Tsuchiya sind noch viel zu jung dazu.«

Das Wort »jung« ließ den Direktor aufseufzen. Durch die Scheiben hörte man, wie die Bälle geschlagen wurden. Ein neues Spiel schien begonnen zu haben. Unwillkürlich horchte Bumpei auf. Der Direktor stieß noch einmal einen tiefen Seufzer aus, als er das jugendfrische Gesicht Bumpeis betrachtete.

»Aber dann sagen Sie mir, was hat Segawa denn eigentlich?«

»Wieso?« fragte Bumpei etwas erstaunt zurück.

»In letzter Zeit blickt er immer so nachdenklich drein, als ob ihn etwas sehr stark beschäftigt. Das kann doch nicht an dem neuen Zeitalter liegen, ich meine, daß die jungen Leute aus dem Nachdenken nicht mehr herauskommen. Irgendwie macht mich das stutzig.«

»Nein, Segawa scheint sich über ganz was anderes Gedanken zu machen. Mit dem, was Sie sagten, Herr Direktor, hat das überhaupt nichts zu tun.«

»Jetzt verstehe ich gar nichts mehr. Offenbar haben Leute wie Segawa völlig andere Auffassungen als ich und meine Generation. Was ich interessant finde, das langweilt sie anscheinend. Und was mich langweilt, finden sie interessant. Ist denn die Kluft zwischen den Generationen so tief, und gehen unsere Ansichten denn so weit auseinander, daß wir am Ende nicht mehr zusammen arbeiten können?«

»Ich für mein Teil glaube das nicht.«

»Deshalb setze ich ja auch so großes Vertrauen in Sie. Lassen Sie sich nicht anstecken von den schlechten Manieren der heuti-

gen Zeit. Vielleicht ist es nicht viel, was ich vermag, aber ich werde für Sie tun, was in meinen Kräften steht. Man muß sich gegenseitig helfen in dieser Welt, nicht wahr? So ist es doch. Natürlich habe ich nicht erwartet, daß wir jetzt gleich etwas festlegen. Ich wollte Sie nur bitten, wenn Ihnen was einfällt, behalten Sie es gut im Gedächtnis. Und sollte Ihnen über Segawa etwas zu Ohren kommen, dann lassen Sie es mich bitte wissen.«

4

Draußen vor dem Fenster wurde wieder stürmischer Beifall laut. Bumpei nahm seinen Tennisschläger und verließ das Zimmer. Der Direktor erhob sich und öffnete das Fenster. Es ging hoch her auf dem Tennisplatz. Trotz seines würdigen Aussehens war der Direktor noch keineswegs in einem Alter, in dem ihm der Verfall seines Körpers zu schaffen gemacht hätte, aber er hegte eine seltsame Abneigung gegenüber jedem sportlichen Spiel, vor allem gegenüber dem unter den jungen Leuten so beliebten Tennis. Mit einer von alten ostasiatischen Vorstellungen geprägten Verachtung betrachtete er gedankenverloren die Spieler und machte dabei ein Gesicht, als wollte er sagen: So eine Kinderei!

Die Sonne hatte den Platz getrocknet. Ringsum fieberte alles vor Begeisterung. Unversehens war auch Bumpei unter den Spielern aufgetaucht, und Ginnosuke hatte sich ihm und seinem Partner gerade zum Kampf gestellt. Obwohl Ginnosuke an sich nicht schlecht spielte, verlor er zusammen mit dem Schüler, den er sich als Partner gewählt hatte, einen Punkt nach dem anderen, so daß er schließlich den Schläger hinwarf und das Spielfeld verließ. Der Ruf der Sieger nach einem neuen Spiel hallte, begleitet von Applaus, über das ganze Gelände. Auch ein paar Lehrerinnen, die ihre Köpfe aus den Fenstern eines Klassenzimmers gesteckt hatten, klatschten begeistert. In dem Moment drängten die Schüler, die in mehreren Gruppen als Zuschauer am Rande des Spielfeldes standen, nach vorn. Der Schnellste hatte geschwind nach dem auf der Erde liegenden Schläger gegriffen. Als die anderen sahen, daß es der Eta-Junge Senta war, stürzten sie sich auf ihn und versuchten, ihm den Schläger zu entreißen. Aber

Senta hielt ihn fest umklammert und blickte empört über soviel Ungerechtigkeit um sich. So weit, so gut. Er hatte zwar den Schläger, aber nun fand sich kein Partner für das Doppel. »Was ist denn?« rief die Mannschaft auf der anderen Seite voller Ungeduld. Die Jungen sahen sich gegenseitig an und lachten höhnisch über den verlegen dastehenden Senta. Niemand kam, um mit diesem Eta-Jungen gemeinsam ans Netz zu treten. Plötzlich aber warf Ushimatsu seine Jacke ab und ergriff den zweiten Schläger. Die Umstehenden lachten, ohne eigentlich zu wissen warum. Auch über das Gesicht der zuschauenden Lehrerinnen huschte ein Lächeln. Und der Direktor, von dem Wunsch beseelt, daß sein Liebling Bumpei von Ushimatsu nicht besiegt werden möge, verfolgte nun auf einmal das Spiel mit geradezu leidenschaftlicher Anteilnahme. Bumpei und sein Partner besaßen von Anfang an einen Platzvorteil: Sie hatten die Sonne im Rücken.

»Eins – null!« rief Ginnosuke, der am Netz stand und den Schiedsrichter machte. Ushimatsu und Senta hatten ihren ersten Punkt verloren. Die Schüler rings um das Spielfeld verzogen allesamt den Mund zu einem spöttischen Lächeln und schienen sich über die Niederlage Sentas zu freuen.

»Zwei – null!« rief Ginnosuke mit lauter Stimme. Ushimatsu und Senta hatten ihren zweiten Punkt verloren. »Zwei – null!« wiederholten die zuschauenden Schüler unüberhörbar.

Die beiden, die Ushimatsu gegenüberstanden – Bumpei und der junge Praktikant, den Ushimatsu damals, als er von der Zimmersuche im Lotosblütentempel zurückkam, zusammen mit Ginnosuke gleich hinter der Buchhandlung getroffen hatte –, waren zwei nicht zu verachtende Gegner. Hinzu kam, daß sie ein ausgewogenes Paar bildeten, während Senta, seinem Partner, noch jegliche Übung fehlte.

»Drei – null!«

Bei diesem Stand wurde Ushimatsu nun doch ein bißchen ärgerlich. Das Ringen zwischen zwei Bevölkerungsgruppen und Ushimatsus Wille, darin nicht zu unterliegen, schwangen anscheinend selbst in so einem Wettkampf wie diesem irgendwie mit, und so feuerte Ushimatsu denn den schwachen Senta an: »Nicht unterkriegen lassen!«

Ushimatsu hatte Aufschlag. Und um diesen letzten Ball zu schlagen, trat er hinter die Grundlinie zurück. Er streckte sich, als wollte er sagen: Na, nun komm!, richtete seinen Blick auf den lauernden Bumpei und holte aus. Aber der Ball berührte leicht das Netz.

»Netz!« rief Ginnosuke. Ushimatsu versuchte es noch einmal. Der Schlag kam sehr hart. Verdammt, dachte Ushimatsu, Fehler! Ihm schien der Ball im Aus gelandet zu sein. Voller Zorn hatte er die Kraft seines ganzen Körpers in den rechten Arm gelegt und mit einem solchen Ingrimm zugeschlagen, als hinge sein Schicksal von diesem einen Ball ab, denn aus einer Art Irrglauben heraus vermeinen junge Leute gar nicht so selten, daß der Ausgang eines Spiels ihnen gleichsam ihre Zukunft offenbare. Bumpei aber nahm den Ball an, als wäre er nicht über die Linie gegangen, und plazierte seine Rückgabe mit Vorbedacht nicht in Ushimatsus Richtung, sondern dem ohnehin schon völlig verwirrten Senta direkt vor die Füße. Und Senta war von den grellen Sonnenstrahlen so geblendet, daß er den Ball nicht einmal hatte kommen sehen.

»Sieg!« schallte es wie aus einem Munde. Die Jungen, die Senta den Schläger hatten entreißen wollen, klatschten in die Hände und sprangen triumphierend in die Höhe. Selbst der Direktor ließ sich vernehmen, es hörte sich an wie ein Glückwunsch für Bumpei.

»Segawa, wie kann man bloß! Nicht einen einzigen Punkt hast du gemacht!«

Ohne sich um diese Bemerkung Ginnosukes zu scheren, nahm Ushimatsu seine Jacke und verließ recht bedrückt den Tennisplatz. Er ging zum Schulhof hinüber. Kaum glaubte er sich allein, blieb er stehen, als wäre ihm plötzlich etwas eingefallen. Ja, er hatte sich selber zu tadeln. Inoko – Ohinata – und nun Senta! Als er in Gedanken diese drei Namen aneinanderreihte, durchfuhr es ihn, und er vermeinte, vor Angst und Zweifel am ganzen Körper zu zittern. Wie zum Hohn kam ihm die Erkenntnis immer zu spät.

6. KAPITEL

1

Ushimatsu und Ginnosuke blieben in der Schule, denn sie waren mit der Nachtwache an der Reihe. Kazama mochte sich in seiner plötzlichen Niedergeschlagenheit nach all dem Trubel des Tages nicht von ihnen trennen und traf keinerlei Anstalten, nach Hause zu gehen. Nach dem Abendessen saß er mit ihnen im Dienstzimmer. Sie unterhielten sich, und es störte ihn gar nicht, daß sich die beiden, die noch ihr ganzes Leben vor sich hatten, über seine quengelige Art lustig machten. Die Uhr an der Wand schlug acht, und sie schlug neun. Es war empfindlich kalt geworden, und die Nacht würde sicherlich strengen Frost bringen. Als Ushimatsu hinausging, um seine Runde zu machen, nahm Kazama auch das noch nicht zum Anlaß, sich auf den Heimweg zu begeben. Er blieb am Holzkohlenbecken hocken und jammerte nun Ginnosuke allein etwas vor.

Nach ungefähr zwanzig Minuten kam Ushimatsu zurück. Er pustete die Handlaterne aus und rutschte auf den Knien rasch an die wärmende Glut heran.

»Meine Güte, ist das kalt draußen! Ich bin richtig durchgefroren. Solche Kälte wie heute nacht haben wir in diesem Jahr noch nicht gehabt. Fühl mal!« sagte Ushimatsu und berührte Ginnosuke mit seiner eisigen Hand.

»Hui, ist die kalt!« Ginnosuke zog blitzschnell seine Hand zurück, blickte Ushimatsu an und sagte erschrocken:

»Du siehst ja ganz blaß aus. Was hast du denn?«

»Das wollte ich auch gerade fragen«, meinte Kazama, nicht weniger besorgt.

Ushimatsu erschauderte, als wäre er an irgend etwas erinnert worden. Für einen Moment war er sich offenbar nicht schlüssig, ob er reden sollte oder nicht. Doch die beiden sahen ihn so bittend an, daß er nicht länger schweigen konnte.

»Ich weiß auch nicht, aber ... es gibt seltsame Dinge.«

»Was meinst du damit?« fragte Ginnosuke und zog die Augenbrauen zusammen.

»Ja, wie soll ich sagen ... Als ich mit der Laterne in der Hand die Runde um das Schulgebäude machte und zu dem Sprungpferd auf dem Sportplatz kam, rief mich auf einmal jemand. Ich schaute mich um, aber es war kein Mensch zu sehen. Die Stimme kam mir bekannt vor. Und plötzlich durchfuhr es mich: Das ist doch die Stimme deines Vaters!«

»Das ist ja nicht zu fassen«, entsetzte sich Kazama. »Und was hat die Stimme gerufen?«

»›Ushimatsu! Ushimatsu‹ – Und immer wieder ›Ushimatsu!‹«

»Ihren Namen?« fragte Kazama mit weit aufgerissenen Augen.

Ginnosuke lachte laut auf. »Red nicht solchen Quatsch! Dir sind die Nerven durchgegangen!«

»Aber ich habe es doch gehört«, verteidigte sich Ushimatsu.

»Das ist ausgeschlossen. Du hast es dir bloß eingebildet.«

»Du lachst, aber ich habe ganz deutlich meinen Namen gehört. Das war nicht das Raunen des Windes und auch nicht der Schrei eines Vogels. Und bei der Stimme, da kann ich mich gar nicht verhört haben. Das war die Stimme meines Vaters.«

»Wirklich? Ach, du flunkerst uns was vor und willst uns nur zum Narren halten.«

»Es ist immer dasselbe mit dir! Laß dir gesagt sein, nach Witzen ist mir nicht zumute. Ich habe mit meinen eigenen Ohren gehört ...«

»Dann kannst du dich auf deine eigenen Ohren eben nicht mehr verlassen. Dein Vater ist oben auf den Weiden von Nishinoiri mitten in den Bergen. Überleg doch mal, wie weit du von ihm weg bist. Und da willst du gehört haben, wie er deinen Namen ruft ... Blödsinn!«

»Das ist doch das Merkwürdige!«

»Das Merkwürdige? Quatsch! So was gibt es nur in Märchen, wie sie sich die Leute früher erzählt haben.« Ginnosuke lachte. »Heute in unserem aufgeklärten Zeitalter glaubt kein Mensch mehr an solchen Spuk.«

»Nein, nein«, fiel Kazama ihm ins Wort, »so in Bausch und Bogen sollte man das lieber nicht abtun.«

»Mit den altmodischen Käuzen hat man es wirklich nicht leicht«, spöttelte Ginnosuke.

Plötzlich horchte Ushimatsu auf. Er schien wieder die Stimme zu hören, denn er erbleichte, und nackte Angst stand ihm im Gesicht geschrieben. Ein Blick in seine entsetzten Augen genügte, um zu wissen, daß er ihnen nichts vorspielte.

»Da ist sie wieder. Draußen vor dem Fenster«, flüsterte Ushimatsu und lauschte gespannt. »Das ist alles so seltsam! Entschuldigt mich einen Augenblick. Ich will noch mal nachsehen gehen«, sagte er rasch, sprang auf und rannte hinaus.

Jetzt wurde Ginnosuke ehrlich besorgt um den Freund. Kazama war schon eine ganze Weile bänglich zumute. Seltsam, daß ihn sein Vater ruft! Wenn das kein Omen ist, sagte er sich.

»Man kann nie wissen«, meinte er nachdenklich. »Ich habe keine Ruhe mehr hier am Feuerbecken. Wir sollten lieber nach ihm gucken gehen.«

»Hm, ist vielleicht besser«, murmelte Ginnosuke und erhob sich. »Irgend etwas stimmt mit ihm nicht. Wenn Sie mich fragen, würde ich sagen, es sind die Nerven... Einen kleinen Moment! Ich zünde uns schnell Laternen an.«

2

Tief in Gedanken versunken, folgte Ushimatsu der Richtung, aus der die Stimme gekommen war. Der Lichtschein aus dem Fenster des Dienstzimmers erhellte nur einen kleinen Teil des Hofes, und auch den nur sehr schwach. Das Gebäude und die Bäume hatten ihre Konturen verloren. Alles lag in nächtliches Dunkel gehüllt. Kein Lüftchen wehte. Es war totenstill, und die Kälte drang einem bis ins Mark. Wer das harte Klima der Berge nicht kennt, wird sich kaum eine rechte Vorstellung von solch einer Nacht in Shinano machen können.

Wieder hörte Ushimatsu, wie ihn die Stimme seines Vaters rief. Sofort verharrte er und blickte im Schimmer der Sterne um sich. Aber er erspähte nichts, was dem Schatten eines Mannes auch nur ähnelte. Ringsum herrschte Schweigen. Woher kamen die trüge-

rischen Laute in dieser stillen Nacht, durch die nicht einmal das Bellen eines Hundes drang?

»Ushimatsu! Ushimatsu!« rief es wieder. Ushimatsu fuhr zusammen. Eine unsägliche Angst packte ihn und ließ ihn bis auf den Grund seines Herzens erschaudern. Das war die Stimme seines Vaters, eine bei all ihrer Brüchigkeit immer noch gebieterische Stimme, die aus dem fernen Tal am Eboshi-Gipfel bis hierher nach Iiyama herüberhallte. Ushimatsu hob den Blick. Doch Himmel und Erde schwiegen. Der Wind war längst eingeschlafen, die Vögel hatten sich versteckt, nur Sternengefunkel überall. Das Flimmern der Milchstraße zog wie feiner Rauch über das mächtige Himmelsgefilde und erfüllte das Menschenherz mit tiefer Ehrfurcht. Was sich im fahlen Widerschein hoch über ihm wölbte, glich einem tiefblauen Meer und gab ihm das Gefühl, als schaute er hinüber ins Jenseits. Und er fragte sich, ob es der kalte Himmel dieser klaren Sternennacht war, der ihm den Ruf seines Vaters ans Ohr trug. Die Stimme klang, als suchte sie die Seele des Sohnes. Aber was hatte das zu bedeuten? Verwirrt lief Ushimatsu von einer Ecke des Hofes in die andere.

Weshalb dieses Rufen? Ushimatsu dachte an das Geheimnis seines Lebens, an das Gebot. Er erinnerte sich der Worte seines Vaters. Ahnte der etwa die Seelenqualen, die sein geliebter Sohn durchlitt? Verbirg deine Herkunft und vergiß nicht, was ich bis heute ertragen mußte! Wollte er ihm das sagen? War der Vater deshalb aus seiner Hirtenhütte am Weidehang herausgetreten? Hallte deshalb nun der Ruf nach dem Sohn von Tal zu Tal? Oder bilde ich mir wirklich alles nur ein? So fragte sich Ushimatsu wieder und wieder, bis er am Ende vor lauter Verzweiflung nicht mehr aus noch ein wußte und ziellos »Vater! Vater!« zurückrief.

»Ach, da bist du!« Ginnosuke kam auf ihn zu. Kazama folgte ihm auf den Fersen. Beide hoben sie ihre Laternen in die Höhe und leuchteten Ushimatsu ins Gesicht. Dann spähten sie ins Dunkel und fragten ihn, ob er wieder die Stimme seines Vaters gehört habe.

»Da haben Sie's, Tsuchiya!« sagte Kazama, während er vor Kälte und Entsetzen bebte.

Ginnosuke lachte.

»Erzählen Sie mir nichts! Das widerspricht jedem gesunden Menschenverstand. Ich sage nur eins, das sind die Nerven. Segawa steckt in letzter Zeit voller Argwohn, und jetzt glaubt er schon, Stimmen zu hören.«

»Ob das tatsächlich die Nerven sind?« sagte Ushimatsu in einem Ton, als frage er sich selber.

»Überleg doch mal! Wenn du Gestalten siehst, wo es keine zu sehen gibt, und Stimmen hörst, wo es keine zu hören gibt, dann ist das der beste Beweis dafür, wie argwöhnisch du geworden bist. Die Stimmen, die Gestalten – das alles sind Halluzinationen, die von deinem Argwohn kommen.«

»Halluzinationen?«

»Na ja, irgendwelche Trugbilder und Sinnestäuschungen. Halluzinationen des Ohres – das hört sich ein bißchen komisch an, aber wenn man das mal so nennen darf, dann war die Stimme, die du gehört hast, so eine Halluzination.«

»Vielleicht hast du recht.«

Eine Weile schwiegen alle drei. Zwischen Himmel und Erde schwebte eine große Stille. Nichts war zu hören. Plötzlich aber wurde die Lautlosigkeit der Sternennacht zerrissen. Tief in Ushimatsus Ohren tönte die Stimme seines Vaters: »Ushimatsu! Ushimatsu!« Sie wurde leiser und leiser und verhallte schließlich in der Ferne wie der Ruf eines über den Himmel ziehenden Nachtvogels.

»Segawa!« Ginnosuke hob die Laterne und starrte bestürzt in Ushimatsus leichenblasses Gesicht. »Was ist mit dir?«

»Ich habe wieder die Stimme meines Vaters gehört!«

»Eben? Da war doch gar nichts zu hören.«

»Bist du sicher?«

»Was heißt, ›Bist du sicher‹? Da war keine Stimme zu hören«, sagte Ginnosuke und wandte sich an Kazama: »Haben Sie was gehört?«

»Nein«, erwiderte dieser kurz, aber bestimmt.

»Siehst du! Kazama hat nichts gehört und ich auch nicht. Du bist der einzige, der was gehört haben will. Laß dir gesagt sein, das sind die Nerven.«

Ginnosuke leuchtete mit seiner Laterne mal hier, mal dort in

das Dunkel. Der Himmel glich einem mit Sternen übersäten Spiegel und die Erde einem riesigen Schatten. Im Schein der Laterne war nichts zu erkennen, was einen menschlichen Laut hätte hervorbringen können.

»Selbst wenn meine Ohren was hörten und meine Augen was sähen, würde ich es noch lange nicht glauben«, sagte Ginnosuke und lachte. »Glauben würde ich es erst, wenn ich es mit meinen eigenen Händen greifen und berühren könnte. Das ist meine Art, die Dinge zu betrachten. Du hörst doch bloß Stimmen, weil du dich nicht wohl fühlst. Aber ich fühle mich auch schon nicht mehr so recht. Mir ist nämlich verdammt kalt geworden. Ich bleibe hier nicht länger stehen. Gehen wir!«

3

Ushimatsu fand keinen Schlaf. Er mußte dauernd an seinen Vater und auch an Inoko Rentarō denken. Ginnosuke hingegen hatte sich kaum hingelegt, da schnarchte er auch schon in hohen Tönen. Ushimatsu beneidete den Freund neben sich um diesen tiefen friedlichen Schlummer. Gegen Mitternacht schlüpfte er aus dem Bett und schraubte den tief heruntergedrehten Docht der Lampe wieder hoch, um Inoko einen Brief zu schreiben. Er wollte ihm nur seine Wünsche zur Genesung übermitteln, und trotzdem war er ängstlich darauf bedacht, daß ihn dabei niemand überraschte. Um sich zu vergewissern, warf er im Schein der Lampe hin und wieder einen Blick auf den Freund. Doch der lag wie ein toter Fisch mit weit geöffnetem Mund und schlief ahnungslos ganz fest.

Es war nicht so, daß Ushimatsu und Inoko sich überhaupt nicht kannten. Ushimatsu war ihm einmal vorgestellt worden, und seit Beginn dieses Jahres hatten sie auch einige Briefe miteinander gewechselt, wodurch sie sich ein bißchen nähergekommen waren. Aber Inoko hielt Ushimatsu lediglich für einen teilnahmsvollen Freund. Daß er von der gleichen Herkunft sein könnte wie er, ahnte er wohl nicht einmal im Traum. Ushimatsu hatte immer wieder gezaudert, ihm sein Geheimnis zu offenbaren, und sich eine geradezu quälende Zurückhaltung auferlegt. So vermochte er auch in diesem Brief, den er zu mitternächtlicher Stunde

schrieb, nicht das auszudrücken, was ihn bewegte. Eigentlich brauchte er nur zu schreiben, warum er sich so tief zu ihm hingezogen fühlte. Alles andere wäre dann überflüssig. Ja, wenn er es hätte schreiben können, er hätte es getan. Aber er brachte es nicht über sich. Schuld daran war allein seine Unentschlossenheit. Deshalb enthielt der Brief am Ende nicht mehr als ein paar allgemeine Redensarten, mit denen man einem Kranken Trost zuspricht. Kaum hatte er seinen Namen darunter gesetzt, war ihm, als hätte er sich selbst betrogen. Er warf den Pinsel hin, stieß einen tiefen Seufzer aus und kroch wieder in das kalte Bett. Doch er war noch gar nicht richtig eingeschlafen, da stellten sich auch schon Träume ein, von denen einer immer peinigender war als der andere.

Am nächsten Morgen erschien Shō, der Einfältige, aus dem Lotosblütentempel in aller Frühe in der Schule und wünschte Ushimatsu dringend zu sprechen. Als der Schuldiener fragte: »Was gibt es denn?«, antwortete Shō: »Ich habe etwas persönlich zu übergeben.« Ushimatsu trat aus dem Zimmer und bekam auf dem Korridor ein Telegramm ausgehändigt. Er riß den Umschlag auf und fuhr zusammen, denn was er in der Hand hielt, war die in knappe Worte gekleidete Nachricht vom Tode seines Vaters. Halb glaubend, halb zweifelnd überflog Ushimatsu den Text wieder und wieder. Aber es stimmte: Es war eine Todesnachricht. Aufgegeben hatte sie sein Onkel in Nezu. »Erwarten Dein sofortiges Kommen.«

»Oh, wie schrecklich«, stammelte Shō. »Was für ein Schlag für Sie ... Ja, natürlich, ich lauf gleich zurück und erzähl der Herrin davon.« Sein einfältiger Blick verriet ein geradezu kindliches Entsetzen vor dem Tod.

Ushimatsus Vater war immer kerngesund gewesen. Selbst in dem rauhen Klima der Berge hatte er sich nicht einmal eine Erkältung zugezogen. An Robustheit übertraf er noch manch Jüngeren. Für die meisten verbindet sich mit dem Dasein eines Hirten ein Hauch von Romantik. In Wirklichkeit jedoch verlangt solch ein Leben mehr, als ein Mensch gewöhnlicherweise zu ertragen vermag, vor allem auf den Hängen oben in den Bergen von Nishinoiri. »Wer außer dem Alten würde das aushalten!« meinten selbst

die Leute dort. Um über Jahre hinweg in den Tälern am Eboshi zu leben, reichte nicht nur das Wissen um die Eigenart jedes einzelnen Tieres der Herde. Und selbst wen Wind und Wetter nicht anfochten, der mußte noch lange nicht auch mit der Einsamkeit fertig werden. Unter der warmen Sonne geborene und wenig ausdauernde Südländer taugen schon gar nicht für so ein Hirtendasein hoch in den Bergen. Dazu braucht es der schlichten Art, des Fleißes und der Standhaftigkeit der Männer aus dem Norden Shinshūs, die keinerlei Anstrengungen scheuen und wie Ushimatsus Vater obendrein oft noch ihre privaten Gründe für ein Leben in völliger Abgeschiedenheit haben. Der Vater hatte, vorsichtig wie er war, nicht nur Ushimatsu ein Gebot auferlegt, sondern selber nach Möglichkeit die Menschen gemieden. Denn er hoffte auf nichts anderes mehr als auf das Vorankommen seines Sohnes draußen in der Welt. Deshalb hatte er sich in die Berge zurückgezogen und im Anblick der aus den Holzkohlenmeilern aufsteigenden Rauchfahnen fernab von den Dörfern seine Tage nur in Gesellschaft mit den ihm anvertrauten Rindern hingebracht. Sein einziges Vergnügen war es, sich von dem Geld, das Ushimatsu ihm allmonatlich schickte, ein paar Flaschen seines geliebten Reisweins zu leisten. Ein Schluck davon half ihm, wie er oft gesagt hatte, am besten über Mühsal und Einsamkeit hinweg. Und dieser Mann – sein Vater, der so unverwüstlich wie Stahl zu sein schien – sollte nun plötzlich gestorben sein, ohne daß er vorher ans Krankenbett gefesselt war!

Dem kurzen Telegramm konnte Ushimatsu nichts über die Umstände des Todes entnehmen. Seit vielen Jahren war sein Vater, wenn die Schneeschmelze einsetzte, in seine Hirtenhütte übergesiedelt und erst, wenn die Täler unter einer weißen Decke versanken, nach Nezu zurückgekehrt. Der Winter stand vor der Tür. Doch das Telegramm verriet Ushimatsu nicht einmal, wo sein Vater gestorben war, ob oben auf den Weideplätzen von Nishinoiri oder unten im Dorf.

Jetzt fiel Ushimatsu auch der gestrige Abend wieder ein. Er mußte an die Rufe seines Vaters denken und daran, daß sie allmählich immer leiser geworden waren und wie ein letzter Abschied geklungen hatten.

Mit einer selbst für einen guten Freund unerwartet tiefen Betroffenheit blickte Ginnosuke, als Ushimatsu ihm das Telegramm zeigte, bald auf die Todesnachricht, bald auf Ushimatsu und stand eine Weile wie angewurzelt da. Langsam fand er seine Fassung wieder und sagte voller aufrichtiger Anteilnahme: »Dein Onkel wohnt doch in Nezu. Dann wird er sich auch um alles kümmern. Segawa, mein Beileid! Mach dich fertig und fahr sofort los. Das mit deinem Unterricht regele ich.« Auf den gestrigen Abend kam er mit keinem Wort zu sprechen. Nur die Augen des jungen Botanikers sagten: Der Tod ist etwas Natürliches. Übersinnlich ist daran nichts.

Der Direktor erschien wie immer pünktlich zum Dienst, so daß Ushimatsu ihm sogleich von dem Todesfall Mitteilung machen, um Urlaub nachsuchen und ihm versichern konnte, daß Ginnosuke derweil seine Stunden übernehmen werde.

»Das trifft Sie sicherlich sehr«, sagte der Direktor in freundschaftlichem Ton. »Wegen des Unterrichts brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Tsuchiya wird das schon schaffen, und Katsuno ist ja auch noch da. Offen gestanden, das geht mir doch sehr nahe, ich meine, das mit dem Tod Ihres Vaters. Also, fahren Sie heim und tun Sie Ihre Pflicht als Sohn. Wenn die Trauerfeierlichkeiten vorüber sind, kommen Sie zurück und setzen sich wieder mit ganzer Kraft für die Schule ein. Wissen Sie, die Erfolge, die wir zu verzeichnen haben, sind auch Ihrem rastlosen Einsatz zu danken. Sie ahnen wahrscheinlich gar nicht, welche Ermutigung es für mich ist, Sie hier an der Schule zu haben. Gerade in letzter Zeit bekam ich überall viel Gutes über Sie zu hören, und mir war dann immer, als würde mir damit selber ein Lob ausgesprochen. Sie sollen ruhig wissen, daß ich auf Sie baue.« Dann wechselte er den Ton: »So eine Reise kostet mehr, als man glaubt. Ein bißchen Geld habe ich einstecken. Ich kann Ihnen einen Vorschuß geben, wenn Sie wollen. Sagen Sie mir ohne Scheu, wieviel Sie brauchen. Denn es kann sehr peinlich werden, wenn man auf einmal ohne Geld dasteht.«

Der Direktor hatte seine Worte recht geschickt gewählt, aber in Ushimatsus Ohren klang das alles sehr gezwungen.

»Segawa, vergessen Sie nicht, Ihre Abwesenheit einzutragen,

bevor Sie gehen. Sie wissen ja, die Bestimmungen«, fügte der Direktor noch hinzu.

4

Als Ushimatsu in den Tempel zurückgeeilt kam, stürzten die Hausherrin und O-Shio auf ihn zu und fragten nach Einzelheiten aus dem Telegramm. Ihre Blicke verrieten nur allzu deutlich, wie sehr sie die traurige Nachricht schmerzte. Aber wie tief war erst ihr Erschrecken, als er ihnen von der seltsamen Begebenheit am Abend zuvor erzählte. Sofort fielen ihnen ähnliche Beispiele ein, und sie wußten sich kaum noch zu fassen. Der Aberglaube hielt viele Geschichten von Vorankündigungen des Todes, von Hellseherei und durch das Dunkel fliegende Seelen bereit.

»Ach ja«, sagte die Frau, als sei ihr plötzlich etwas eingefallen. »Sie haben doch heute morgen noch gar nichts gegessen.«

»Nein, bestimmt nicht«, pflichtete O-Shio ihr bei.

»Am besten, Sie machen sich jetzt reisefertig, und ich kümmere mich unterdessen ums Essen. Viel zu bieten habe ich allerdings nicht. Und das tut mir um so mehr leid, als Sie noch einen langen Weg vor sich haben. Soll ich Ihnen gesalzenen Lachs rösten?«

Mit Tränen in den Augen lief die Frau in der Küche herum. Die Jahre im Tempel hatten sie weichherzig und auch ein wenig rührselig werden lassen. »Namu Amida Butsu! – Gelobt sei der Buddha Amida!« murmelte sie vor sich hin.

Ushimatsu ging hinauf in sein Zimmer und machte sich in aller Eile fertig. So wie die Dinge lagen, brauchte er sich nicht groß mit Geschenken oder sonst etwas zu beladen. Er wollte sich auch möglichst einfach kleiden und holte deshalb den von seiner Tante eigenhändig gewebten wattierten Kimono ganz unten aus dem Reisekorb hervor. Als er gerade dabei war, sich die Gamaschen zu wickeln, brachte Kesaji das Frühstück. Hinter ihr kam O-Shio die Treppe herauf. Sonst bediente sich Ushimatsu immer selber, heute aber übernahm es O-Shio, was ihm angenehm und unangenehm zugleich war. Er ließ sich jedoch nichts anmerken, zog das Tischchen zu sich heran und aß, was sie ihm vorsetzte.

O-Shio gab sich an diesem Morgen nicht so verschlossen wie

sonst. Sie hatte ihre Scheu vor ihm abgelegt, seitdem sie wußte, daß er ehrlichen Herzens ihren Vater bedauerte, und so fragte sie ihn, während sie ihn bediente, recht unbefangen nach diesem und jenem, auch nach seiner Mutter.

»Meine Mutter?« sagte Ushimatsu in dem offenherzigen Ton eines jungen Mannes. »Sie starb, als ich sieben war. Ich kann mich kaum noch an sie erinnern. Ja, ich weiß eigentlich gar nicht, was es bedeutet, eine Mutter zu haben. Aber was sage ich, selbst meinen Vater habe ich in den letzten sechs, sieben Jahren nur hin und wieder für ein paar Tage gesehen. Er war etwas älter als Ihr Vater. Richtig krank ist er nie gewesen. Aber vielleicht sind solche Menschen besonders anfällig, wenn sie dann mal krank werden. Jedenfalls habe ich von meinen Eltern nicht viel gehabt. Doch Ihnen geht es ja auch nicht viel anders.«

Als Ushimatsu das sagte, traten O-Shio Tränen in die Augen. Ihr Vater – mit ihm hatte sie nie wieder gemeinsam unter einem Dach gelebt, seit er sie im Alter von zwölf Jahren hier in den Tempel gegeben hatte. Und ihre Mutter – die hatte sie verloren, als sie noch ein kleines Kind war. Sie wußte also nur zu gut, was es hieß, ohne Eltern auskommen zu müssen. Die Erinnerung an den Niedergang ihrer Familie schien sie jetzt sehr zu beschäftigen, denn sie errötete und senkte schweigend den Kopf.

Ushimatsu betrachtete sie eine Weile und glaubte nun, sich ein ungefähres Bild von ihrer Mutter machen zu können. »Wenn ich O-Shio ansehe, dann ist mir, als sähe ich meine erste Frau vor mir«, so hatte Kazama gesagt. »Sie war anhänglich in althergebrachter Weise, und sie glaubte an mich in jeder Beziehung.« Wenn O-Shio ihr Ebenbild war, dann wird diese Frau in ihren jungen Jahren sicherlich genauso gefühlvoll und leicht zu Tränen gerührt gewesen sein und sich mal so, mal so gegeben haben, daß man immer wieder meinte, man hätte plötzlich einen anderen Menschen vor sich. Und sie wird wohl auch genauso wie O-Shio bald häßlich, bald hübsch anzusehen gewesen sein und manchmal bleich und totenstarr und im nächsten Moment wieder jugendlich frisch und lebendig mit einem Gesicht dreingeschaut haben, auf dem sich wie bei einer Blume in das Weiß natürliche Röte mischt. – Das war das Bild, das er sich beim Anblick O-Shios von

ihrer Mutter machte. Das Besondere der Schönheit einer Frau aus dem nördlichen Shinshū spiegelt sich am besten in den Augen eines Mannes, der ebenfalls aus dem nördlichen Shinshū stammt, wie Ushimatsu.

Als er reisefertig war, stieg er die Treppe hinab und trank unten im großen Raum mit allen zusammen noch einen Schluck Tee. Die Hausherrin schenkte ihm zum Abschied eine neue Gebetsschnur mit Perlen aus Holz. Ushimatsu schlüpfte in die Strohsandalen, die ihm Shō, der Einfältige, geflochten hatte, und machte sich, begleitet vom Mitgefühl der Bewohner des Tempels, auf den Weg.

7. KAPITEL

1

Es war ein betrüblicher Aufbruch. Ushimatsu würde ihn wohl nie wieder vergessen. Als er sich der letzten Heimfahrt im Sommer vor zwei Jahren erinnerte, kam er sich jetzt fast wie ein Fremder vor. Gut zwei Jahre – das erscheint einem nicht viel, aber für Ushimatsu war das eine Zeit, in der sich sein Leben von Grund auf zu verändern begonnen hatte. Manch einer fühlt sich durch irgendwelche Umstände der Welt entfremdet, ohne recht sagen zu können seit wann. Doch für Ushimatsu war das ganz klar. Er hatte den heftigen Umbruch, der sich in ihm vollzog, in aller Schärfe wahrgenommen.

Im Augenblick jedoch brauchte er vor niemandem auf der Hut zu sein. Er schritt dahin, sog in tiefen Zügen die trockene Luft ein und überließ sich ganz seinen Gefühlen, dachte mit Trauer an sein ungewisses Schicksal und mit Schrecken an den Wandel in seinem Leben. Das Wasser des Chikuma floß, gelbgrün getrübt, schweigend dem fernen Meer entgegen; die niedrigen Weidenbäume, die wie hingeduckt an den Ufern standen, hatten ihr Laub abgeworfen – die Landschaft, der Fluß, die Berge, alles war wie früher. Und gerade das stimmte ihn jetzt eher noch trübsinniger. Von Zeit zu Zeit verharrte er und hätte sich am liebsten in das welke

Gras neben dem einsamen Weg geworfen, um seinen Kummer aus sich herauszuschreien. Vielleicht hätte das den unerträglichen Schmerz in seiner Brust ein wenig gelindert. Aber sein umdüstertes Herz war so fest verschlossen, daß er nicht einmal mehr weinen konnte.

Vagabundierendes Volk zog an ihm vorüber; Menschen, die sich mit Leidensmiene wie hungernde Hunde dahinschleppten; Menschen, die auf Suche nach Arbeit in verdreckten Kleidern barfuß dahintrotteten; Familien von Pilgern, die mit sonnenverbrannten bußfertigen Gesichtern traurige Lieder sangen, ihre Klingelglöckchen schwangen und sich mit den Strapazen eines langen Marsches kasteiten; wie Bettler aussehende fragwürdige Musikantinnen, die sich mit ihren zerschlissenen Binsenhüten auf dem Kopf den Anschein von Sittsamkeit gaben und ein sehnsuchtsvolles Liebeslied ertönen ließen. Ushimatsu richtete seinen Blick auf all diese Gestalten. Er verglich sich mit ihnen. Und bei dem Gedanken an die Trostlosigkeit seines jetzigen Daseins beneidete er dieses ungebunden umherziehende Volk geradezu.

Doch selbst ihm schien es, als brächte ihn nun jeder Schritt, mit dem er sich von Iiyama entfernte, dem Reich der Freiheit näher. Der Schweiß rann ihm den Rücken herunter, der Mund wurde ihm trocken, Staub sammelte sich auf seinen Socken und Gamaschen, und trotzdem wurde ihm allmählich etwas leichter ums Herz, während er über die graue Erde der Nordlandstraße im hellen Sonnenschein dahinschritt, bald hügelan, bald durch Maulbeerpflanzungen, bald durch Dörfer mit Häusern zu beiden Seiten der Straße. Die Zweige der Persimonenbäume am Wegesrand bogen sich unter der Last der gelben Früchte. Die Kolben der Hirse neigten sich. Prallgefüllt waren die Schoten der Bohnen. Und auf den abgeernteten Reisfeldern begann stellenweise schon die Weizensaat zu grünen. Mal nah, mal fern ertönte das Lied eines Bauern und das Tirilieren der Vögel – ja, es war so recht ein Tag im »kleinen Juni«, wie die Leute hier in den Bergen den späten Altweibersommer nennen. Die Kette des Kōsha-Gebirges zeichnete sich an diesem Morgen prächtig gegen den Himmel ab, und aus den Tälern stieg der bläuliche Rauch der Holzkohlenmeiler auf.

Kurz hinter Kanizawa überholte ihn eine Rikscha, in der ein modisch gekleideter Herr saß. Es war Takayanagi Risaburō, der gestern während der Feier aus Anlaß des kaiserlichen Geburtstages in der Aula eine Rede gehalten hatte. Die Zeit war angebrochen, da diejenigen, die für den Reichstag kandidierten, ihre politischen Programme zu verkünden begannen. Bestimmt reist auch er jetzt durchs Land, um für sich zu werben, dachte Ushimatsu. Stolz und mit einem scheelen Seitenblick fuhr Takayanagi ohne ein Wort des Grußes an ihm vorüber. Nach zwei-, dreihundert Metern wandte er sich noch einmal um, als wäre ihm plötzlich etwas eingefallen, aber Ushimatsu beachtete ihn nicht weiter.

Die Sonne stieg allmählich höher. Vor Ushimatsu breitete sich die Minochi-Ebene aus. Sie gehört zum weitläufigen Stromgebiet des Chikuma, und die vom Oberlauf her angeschwemmten Haufen von Schlamm und Geröll überall gemahnten an die Gewalt des Wassers, wenn es über die Ufer trat. So weit das Auge reichte, dehnten sich Reisfelder, hier und dort nur von ein paar Ulmenhainen unterbrochen. Die Felder und Berge schienen jetzt die tiefblaue Luft des Novembers zu atmen, und selbst im herbstlichen Welken lag ein unendlicher Zauber. Nur rasch flußaufwärts in die Täler von Chiisagata – nach Nezu! Mit diesem Gedanken eilte Ushimatsu der Heimat mit ihrem wie ein Sonnenmeer leuchtenden Himmel entgegen.

Es ging auf zwei Uhr, als er in Toyono ankam. Von hier aus mußte er mit der Bahn fahren. Takayanagi, der mit der Rikscha lange vor ihm eingetroffen war, hatte offenbar die Absicht, denselben Zug zu nehmen, denn als die Abfahrtszeit heranrückte, sah Ushimatsu ihn aus einem Gasthaus in der Nähe des Bahnhofs treten. Wo der wohl hin will? fragte sich Ushimatsu, während er mit verhohlener Neugier zu ihm hinüberschaute. Takayanagi schien ebenfalls auf Ushimatsu aufmerksam geworden zu sein. Doch das Seltsame war, daß er dessen Blicken auswich, als wollte er ihm möglichst aus dem Weg gehen. Sie kannten sich nur vom Sehen. Niemand hatte sie bisher einander vorgestellt, und so bemühte sich auch keiner, mit dem anderen ein Wort zu wechseln.

Eine Glocke kündete das Nahen des Zuges an. Die Wartenden drängten auf den abgezäunten Bahnsteig. Eine mächtige schwarze Rauchwolke quoll aus dem Schornstein der Lokomotive, als der Zug aus Richtung Naoetsu in den Bahnhof von Toyono einlief. Takayanagi schob sich flink durch die Menge, öffnete eine Abteiltür und war im nächsten Augenblick auch schon verschwunden. Ushimatsu suchte sich einen Platz im Wagen gleich hinter der Lokomotive. Als er einstieg und sein Blick auf das Gesicht eines der Fahrgäste fiel, blieb ihm fast das Herz stehen.

»Sie, Herr Inoko!« rief er, zog seinen Hut und verbeugte sich.

Der Angesprochene zeigte sich nicht weniger freudig überrascht.

»Segawa, Sie sind es, nicht wahr?«

2

Der Zufall hatte es gewollt, daß Ushimatsu jetzt jenem Menschen gegenübersaß, den er nicht einmal im Schlaf vergessen konnte. Inoko musterte ihn und staunte offenbar nicht schlecht, wie sehr sich der junge Mann herausgemacht hatte. Ushimatsu blickte ihn ehrfürchtig an und erzählte ihm, warum er nach Hause fuhr. Die Art, in der sich beide bei diesem plötzlichen und unerwarteten Zusammentreffen ohne Falsch und Ziererei begegneten, war von jener Liebenswürdigkeit, wie sie dann und wann unter Männern zu finden ist.

Die hochgewachsene, etwas blaß aussehende Frau rechts neben Inoko unterbrach ihre Zeitungslektüre und richtete den Blick auf Ushimatsu. Und auch der füllige ältere Herr, der, an das Fenster gelehnt, auf die Berge geschaut hatte, wandte sich um und blickte abwechselnd von einem zum anderen. Ushimatsu freute und wunderte sich zugleich, sein Idol gesund und munter vor sich zu sehen, wo er ihm doch nach dem Lesen der Zeitungsnachricht erst letzte Nacht Genesungswünsche geschickt hatte. Hinfälligkeit, wie Ushimatsu sie befürchtet und sich vorgestellt hatte, war Inoko nicht anzusehen. Die hohe Stirn, die auf einen starken

Willen hindeutete, dazu die vorspringenden Backenknochen – vor allem aber die Augen! Ein Flackern war darin, und dennoch spiegelte sich in ihnen in aller Klarheit die Unbeugsamkeit seines Geistes. Die gelegentliche Röte in seinem Gesicht mochte von jener Krankheit herrühren, und trotzdem, zwischen dem, was Ushimatsu sich ausgemalt hatte, und dem, was er jetzt sah, lag ein himmelweiter Unterschied. Inoko machte jedenfalls nicht den Eindruck eines Schwerkranken, der Blut spie. Trotzdem säumte Ushimatsu nicht, darauf zu sprechen zu kommen. Er erzählte, was er in der Zeitung gelesen hatte, und sagte: »Daraufhin habe ich gleich einen Brief an Ihre Tōkyōter Adresse geschickt.«

»Stand das etwa so in der Zeitung?« Inoko lächelte. »Dann muß sich jemand geirrt haben. Mir ging es schlecht, das stimmt. Aber momentan kann überhaupt nicht mehr die Rede davon sein. Die Zeitungen leisten sich öfter solche Fehler. Wie Sie sehen, bin ich durchaus imstande zu reisen, also gibt es keinen Grund zur Beunruhigung. Da hat jemand maßlos übertrieben.« Er lachte.

Um sich zu erholen, habe er die Thermalquellen in Akakura aufgesucht, und von dort komme er jetzt, sagte er und stellte nun seine Begleiter vor. Die vornehme Dame neben ihm war seine Frau. Und der füllige ältere Herr war ein für seine Redegewandtheit wie für seine Redlichkeit bekannter Rechtsanwalt, der auch als Politiker hier in Shinshū einen Ruf hatte und zu den Kandidaten gehörte, die sich in diesem Winter der Wahl für den Reichstag stellen wollten.

»Und Sie heißen Segawa, wenn ich recht verstanden habe«, sagte der Rechtsanwalt ungezwungen und lächelte freundlich über das ganze Gesicht. »Mein Name ist Ichimura. Zur Zeit lebe ich in Nagano. Es freut mich, Sie kennenzulernen.«

»Ichimura und ich«, sagte Inoko und schaute dabei zu Ushimatsu hinüber, »sind eigentlich mehr durch Zufall Freunde geworden. Er sorgt dafür, daß meine Bücher veröffentlicht werden. Ich habe ihm viel zu verdanken.«

»Nein, nein«, wehrte der Rechtsanwalt ab und schaukelte mit seinem massiven Körper hin und her. »Im Gegenteil, ich habe Inoko viel zu verdanken. Ich bin älter als er. Aber die Jahre sind auch das einzige, was ich ihm voraus habe«, meinte er lachend.

Doch dann stieß er einen tiefen Seufzer aus, als sei ihm plötzlich etwas eingefallen. »Gucken Sie sich mal um! Wirkliche Persönlichkeiten gibt es heutzutage nur noch unter den jüngeren Leuten. Ich bin nun schon so alt geworden, und was habe ich vorzuweisen? Schämen müßte ich mich, wenn ich daran denke.«

Aus diesen Worten sprach die ehrliche Betrübnis über das eigene Alter. Von der häßlichen Art, anderen ihre Originalität zu neiden, war darin nicht das geringste zu spüren. Er stammte von der Insel Sado und war vor etwa zehn Jahren hier in den Bergen ansässig geworden. Mit seinem im Guten wie im Schlechten ungezügelten Temperament hatte er so ziemlich alles, was es an Bitterem und Süßem in der Gesellschaft gab, bis zur Neige ausgekostet und war am Ende ein sehr empfindsamer Mensch geworden, stets darum bemüht, den Armen und Schwachen ein Freund zu sein. Er kannte die Widerwärtigkeiten dieser Welt, hatte lange Erfahrung in der Politik und in den Machtkämpfen; er wußte um das Sprießen und Verdorren parteipolitischer Träume, hatte als Landesverräter die Qualen des Kerkers durchlitten und schon so manchem Kläger und Verklagten zur Seite gestanden. Nichts ist seltsamer als die Fügung des Himmels: Zu Jahren gekommen, hatte dieser Politiker nun in einem gebildeten und begabten Eta, in einem Verfemten also, einen Freund gefunden.

Rechtsanwalt Ichimura sei, so erfuhr Ushimatsu, auf dem Wege nach Ueda, um dort seinen Wahlkampf mit einer Rede zu beginnen; dann wolle er nach Komoro, Iwamurada und Usuda weiterreisen, zwischendurch aber auf Schusters Rappen einen Abstecher in die Gegend von Chiisagata machen und den dortigen Wahlberechtigten einen Besuch abstatten. Inoko wolle ebenfalls eine Weile im heimatlichen Shinshu bleiben, teils um den Freund zu unterstützen, teils um seinen eigenen Studien nachzugehen. Diese Nacht werde er in Ueda bleiben, in ein paar Tagen aber zusammen mit dem Rechtsanwalt auch in Ushimatsus Heimatdorf Nezu kommen. Als Ushimatsu das hörte, machte sein Herz einen Freudensprung.

»Segawa, unterrichten Sie nicht an der Schule in Iiyama?« fragte der Rechtsanwalt. »Iiyama – da ist doch dieser Takayanagi Risaburō zu Hause. Kennen Sie ihn?«

Ein Teufel riecht schon von weitem den anderen, sagt das Sprichwort. Er habe Takayanagi in Toyono auf dem Bahnsteig gesehen, wie er in denselben Zug eingestiegen sei, entgegnete Ushimatsu. Daraufhin neigte der Rechtsanwalt verwundert den Kopf, schien aber schon so etwas geahnt zu haben. Wo will der wohl hin? fragte er sich mehrmals hintereinander. »Das ist eben das Interessante an einer Bahnfahrt. Keiner weiß vom anderen, wer mit ihm im selben Zug sitzt«, sagte er schließlich und lachte.

Niemand unterscheidet so sicher wie ein Kranker zwischen echten und falschen Gefühlen. Welch eine Freude mußte es deshalb für Inoko sein, neben den vielen Glücklichen und Gesunden, die ihm zwar Trost zusprachen, aber kaum mit dem Herzen dabei waren, nun Menschen um sich zu haben, die es ehrlich mit ihm meinten! Besonders schien ihn das Mitgefühl Ushimatsus, das gleichsam in jeder Silbe mitschwang, zu ergreifen. Seine Frau holte einen Korb Persimonen hervor, den sie unterwegs auf einem Bahnhof gekauft hatte. Die schon rotgereiften bot sie Ushimatsu und dem Rechtsanwalt an. Auch Inoko nahm eine, und während er den Duft der herbstlichen Frucht einsog, erzählte er von den Thermalquellen in Akakura und von einem Ausflug an das Meer in Echigo. Zwischendurch lobte er immer wieder die Frische und Süße der Persimonen hier in Shinano und verglich sie mit dem Obst, das sie auf den Märkten in Tōkyō zu kaufen bekamen.

Auf jeder Station stiegen Scharen von Bauern zu. Ausgelassenes Lachen und ungeniertes Reden erfüllten jetzt das Abteil. Im Unterschied zu den Eisenbahnen anderer Linien, etwa der von Tōkyō nach Kyōto und Ōsaka, waren die Züge hier in dem verlassenen Shinano alt und klapprig. Je höher so ein Zug in die Berge fuhr, desto heftiger wurde das Rütteln. Die Fensterscheiben begannen zu scheppern. Am Ende konnte man nicht einmal mehr sein eigenes Wort verstehen. Die Wasser des Chikuma, die in der Gegend von Iiyama glatt wie Öl an den Ufern leckten, hatten sich in einen reißenden Strom verwandelt und stürzten weißschäumend zu Tal. Der frische Atem der Berge drang durch die Fenster und kündete vom Nahen des Hochlands.

Schließlich war Ueda erreicht. Die meisten der Reisenden stie-

gen hier aus, auch Inoko, seine Frau und der Rechtsanwalt. »Wir sehen uns auf jeden Fall in Nezu wieder!« versprach Inoko zum Abschied. Ein wenig traurig blickte Ushimatsu ihm nach.

Plötzlich war es einsam im Abteil. Ushimatsu stand an einen kalten Eisenträger gelehnt, schloß die Augen und sann über die unerwartete Begegnung nach. Irgendwie fühlte er sich unbefriedigt. Bei aller Offenheit und Herzlichkeit war, wie er glaubte, zwischen ihnen doch ein Rest von Reserviertheit geblieben. Woran liegt es, fragte er sich betrübt, daß mein großes Vorbild die tiefe Verehrung, die ich für ihn hege, offensichtlich nicht gespürt hat? Er war nicht eifersüchtig auf den Rechtsanwalt, aber ein wenig neidete er ihm doch sein inniges Verhältnis zu Inoko.

Nach diesen Überlegungen wurde sich Ushimatsu allerdings auch seiner eigenen Haltung wieder deutlich bewußt. Seine Verehrung, seine Sympathie, aber ebenso seine Beklommenheit entsprangen der schmerzlichen Tatsache, daß er wie Inoko ein Eta war. Solange er dieses Geheimnis nicht lüftete, würden seine wahren Gefühle, mochte er noch soviel reden, den anderen niemals erreichen. Was auch gar nicht verwunderlich war. Würde er sich ihm anvertrauen, welche Last wäre dann von ihm genommen! Wie sehr würde sein Vorbild staunen, seine Hand freudig ergreifen und sagen: Auch du? Der eine würde im anderen sich selber erkennen. Und wie tief könnte dann im Wissen darum, Gefährten desselben Schicksals zu sein, ihre gegenseitige Freundschaft werden!

Jawohl – wenigstens ihm werde ich es erzählen! sagte sich Ushimatsu und versuchte, sich die Freude am Tage ihres Wiedersehens vorzustellen.

3

Spät am Nachmittag langte der Zug in Tanaka an. Wer nach Nezu wollte, mußte hier aussteigen und etwa drei Meilen die Hänge von Chiisagata zu Fuß hinauflaufen.

Mit Ushimatsu verließ auch Takayanagi den Zug. Die stattliche Erscheinung dieses Mannes machte einem Kandidaten für den Reichstag alle Ehre. Aber trotz seines Hungers nach Macht und

Ansehen, der ihm im Gesicht geschrieben stand, schien er irgendwie bedrückt. Von Zeit zu Zeit blickte er sich verstohlen um. Sein ganzes Gebaren verriet nur allzu deutlich, wie sehr ihm daran lag, Ushimatsus Blicke zu meiden und ihm aus dem Weg zu gehen. Wo will denn der bloß hin? fragte sich Ushimatsu, während Takayanagi durch die Sperre eilte und sich rasch unter die anderen Reisenden mischte, als suche er sich zu verbergen. Tief in seinen Mantel gehüllt und ängstlich darauf bedacht, nicht erkannt zu werden, schlug er, umgeben von den Leuten, die gekommen waren, ihn abzuholen, die gleiche Richtung ein wie Ushimatsu.

Doch Ushimatsu verlor Takayanagi und seine Begleitung aus den Augen, als er von der Nordlandstraße links auf einen schmalen Weg abbog, der zwischen Maulbeerpflanzungen hindurchführte. Je höher er, vorbei an den Steinwällen, die die Reisfelder umgaben, den steilen Pfad hinaufstieg, desto mehr weitete sich sein Blick auf die mächtigen Hänge des Eboshi-Gebirges. Der Hirono, der Yunomaru, der Kagonoto sowie der Sambō, der Asama und all die anderen Gipfel, die verstreut daliegenden Weiler, die Kiefernhaine hier und dort – es gab nichts, was nicht die eine oder andere Erinnerung in Ushimatsu weckte. Tief unten wand sich, im Sonnenlicht gleißend, der Chikuma durch ein Tal.

Das Hida-Gebirge war an diesem Tag nicht zu sehen, weil sich im Westen eine graublaue Wolkenwand auftürmte. Hätten sich keine Abendwolken vor die Berge, die noch nie eines Menschen Fuß betrat, geschoben und hätte der Schnee auf den Gipfeln in der untergehenden Sonne silbrig herübergeglänzt, wie wäre das Herz angesichts dieses erhabenen Bildes wohl erschauert! Ushimatsu liebte die Berge. Während er den steinigen, holprigen Pfad hinaufstieg und seinen Blick über Hänge und Schluchten schweifen ließ, während er über die schlichten Bräuche und das anspruchslose Leben der Leute hier nachsann, spürte er sein junges Blut aufwallen. Der Himmel von Iiyama war jetzt weit weg. Begierig sog Ushimatsu den Atem der Berge ein. Und für eine Weile fand er zu dem glücklichen Gefühl des Selbstvergessens zurück.

Es war ein wunderschöner Anblick, wie die Sonne hinter den

Gipfeln herabsank. Im Widerschein des allmählich schwindenden Lichts wechselten die Berge mehrmals die Farbe, von Rot in Violett, von Violett in Grau. Dämmerung senkte sich auch auf die Felder und Hügel tief unten. Dunkle Schatten krochen von Tal zu Tal. Nur die Felsspitzen der Berge glänzten noch in den letzten Strahlen der Sonne. Und was in diesem Moment wie eine graue, an den Rändern gelblich glühende Wolke eine Ecke des Himmels ausfüllte, war offenbar Rauch aus dem Krater des Asama.

Ushimatsus Glücksgefühl währte nicht lange. Gleich hinter Araya erblickte er auf dem gegenüberliegenden Bergrücken ein Dorf, von Dämmerung umhüllte weiße Lehmwände, zwischen den Dächern schwärzlich hervorschauendes Geäst von Persimonenbäumen – Nezu! Und der Singsang heimwärts ziehender Bauern versetzte Ushimatsus Herz erst recht in Aufruhr. Als er dann noch an das Leben seines Vaters dachte, der aus Komoro hierhergekommen war, um sich vor der Welt zu verbergen, verging ihm jeglicher Sinn für die Landschaft im Abendlicht. Schmerz mischte sich in die stille Freude, wieder von Vertrautem umgeben zu sein, und unwillkürlich begannen ihm die Knie zu zittern. Der Schoß der Natur hatte ihn nur flüchtig zu trösten vermocht. Je näher er Nezu kam, desto stärker bedrängte ihn der Gedanke, ein Eta, ein Verfemter, zu sein, ein »Neubürger«, wie man sie jetzt nannte.

Es dunkelte schon, als er das Dorf, seine zweite Heimat, betrat. Sein Vater war damals mit der ganzen Familie nicht nur deshalb in diese verlassene Gegend übergesiedelt, weil sie günstig zu den Weideplätzen lag, sondern auch weil er hier sehr billig ein Stückchen Land hatte pachten können, das seither der Onkel bestellte. Das Haus lag am Fuße eines Hügels, etwa acht-, neunhundert Meter vom Westteil Nezus entfernt, denn der Vater hatte in seiner Vorsicht den Dorfrand gewählt, weil man hier am wenigsten auffiel.

Bezirk Nagano, Kreis Chiisagata, Gemeinde Nezu, Ortsteil Himekozawa – die zweite Heimat Ushimatsus war ein kleiner Flecken, bewohnt von fünfzig Familien.

4

Der Vater war nicht in dem Haus in Nezu gestorben, sondern in seiner Hütte oben auf den Weideplätzen von Nishinoiri. Der Onkel hatte schon auf Ushimatsu gewartet, um mit ihm zusammen zu den Weiden hinaufzusteigen; er ließ den Neffen aber erst einmal am Feuer Platz nehmen, damit er sich ein wenig von der Reise erholte, und begann unterdessen in seiner bescheidenen, gutherzigen Art von dem Verstorbenen zu sprechen. Im Herd prasselte das Feuer. Schluchzend hörte auch die Tante zu. Sein Vater war, wie Ushimatsu nun erfuhr, weder an Gebrechlichkeit noch an einer Krankheit gestorben, sondern gleichsam das Opfer seines Berufes geworden. Und das bei einem Mann, der die Tiere liebte, der so etwas wie einen sechsten Sinn für sie hatte und als Hirte über reiche Erfahrungen verfügte, so daß ihm alle, auch der Besitzer der Weiden, bedingungslos vertrauten! Keiner kannte sich besser aus als er. Wer hätte je gedacht, daß ausgerechnet ihm ein Fehler unterlaufen würde! Aber unabwägbar, wie das Leben ist, kam die Katastrophe mit einem Bullen, den er erst vor kurzem unter seine Obhut genommen hatte. Das Tier war bösartig. Nun wird zwar auch der ruhigste Bulle ungebärdig, wenn man ihn mit einer Herde von Kühen zusammenbringt. Und es passiert dann schon, daß sich sein Charakter plötzlich ändert. Um wieviel schlimmer aber wird das erst bei einem Mischblut, das von Natur aus ein ungestümes Temperament hat. Die Freiheit der weitläufigen Weiden und das verführerische Muhen der Kühe trieb diesen Bullen zum Wahnsinn. Schließlich vergaß er alle seine Tugenden als Haustier, verwandelte sich in einen wilden Stier zurück und verschwand. Drei Tage vergingen, und als auch noch der vierte verstrich, ohne daß er sich blicken ließ, wurde der Vater unruhig und ging auf die Suche; mal durchstreifte er bis zum Hereinbrechen der Dunkelheit das Moor, mal die Berge und rief das Tier mit lauter Stimme, aber der Bulle blieb verschwunden.

Gestern war der Vater wieder in aller Frühe aufgebrochen. Wenn er sich für länger auf den Weg machte, tat er es nie ohne die »Bergkatze« auf dem Rücken, mit Sichel, Beil und Säge und seinem Mittagessen. Diesmal hatte er sie nicht mitgenommen. Doch

er kam und kam nicht zurück, obwohl es längst an der Zeit gewesen wäre. Der Mann, der ihm bei der Arbeit zur Hand ging, wunderte sich schon, während er zu dem Verschlag für die Kühe hinaufstieg, um den Tieren Salz zu bringen. Die Herde versammelte sich freudig. Mitten zwischen den Kühen stand auch jener Bulle und sah ihn treuherzig an. Aber seine Hörner waren blutverschmiert. Entsetzt und völlig verstört, fing ihn der Mann zusammen mit ein paar Leuten ein, die zufällig in der Nähe waren. Der Bulle leistete kaum Widerstand, weil er wohl schon zu erschöpft war. Dann begab sich der Mann auf die Suche nach dem Vater. Es dauerte eine Weile, bis er ihn an einem Abhang entdeckte. Stöhnend lag er dort in einem Dickicht von Bambusgras. Der Mann trug ihn auf den Schultern zur Hirtenhütte. Aber helfen konnte er ihm nicht. Die Wunden waren zu tief.

Der Onkel war, kaum daß man ihn benachrichtigt hatte, zu den Weiden hinaufgeeilt und fand den Vater noch bei vollem Bewußtsein. Gestern abend gegen zehn war er gestorben. Die Leute aus dem Dorf warteten jetzt schon oben in der Hirtenhütte auf Ushimatsu, um mit ihm die Totenwache zu halten.

»Ja, so ist das«, sagte der Onkel und sah Ushimatsu an. »Ich hab deinen Vater gefragt, ob er mir noch was mitteilen will. Er hatte schlimme Schmerzen, war aber noch klar bei Verstand. ›Ich war Hirte‹, hat er gesagt, ›da kann es mir nur recht sein, wenn ich durch einen Bullen sterbe. Was gibt's da noch weiter zu reden? Das einzige, was mich bedrückt, ist die Sache mit Ushimatsu. Mein Leben war nicht leicht. Aber ich hab alles auf mich genommen und mir immer gesagt, es ist für ihn. Ich hab ihm damals etwas sehr ans Herz gelegt. Wenn er kommt, sag ihm nur das eine, er soll es nie vergessen!‹«

Mit gesenktem Kopf vernahm Ushimatsu die letzte Botschaft seines Vaters. Sein Onkel fuhr fort:

»›Und dann‹, so hat dein Vater weiter gesagt, ›möchte ich, daß ihr mich hier auf der Weide in die Erde bringt. Und wenn's geht, macht die Feier auf dem Berg und nicht im Tempel unten in Nezu. Und in Komoro soll keiner erfahren, daß ich tot bin. – Das ist es, worum ich dich bitte.‹ Ich hab zu ihm gesagt: ›Ja, ich hab verstanden.‹ Da hat er sich gefreut. Er hat ein bißchen gelächelt. Dann

hat er mir in die Augen gesehen und geweint. Aber gesagt hat er nichts mehr.«

Was ihm sein Onkel von der Todesstunde seines Vaters berichtete, erschütterte Ushimatsu zutiefst. Daß der Vater auf dem Weideplatz beerdigt werden wollte, daß sie die Trauerfeier auf dem Berg abhalten und niemand in Komoro seinen Tod wissen lassen sollten – bei all dem hatte er nur an ihn, seinen Sohn, gedacht! Ushimatsu begriff das sofort und spürte dahinter die unendliche Besorgtheit, aber zugleich auch das Störrische seines Vaters, der bis zum letzten an dem festhielt, wozu er sich einmal entschlossen hatte. Es gab Zeiten, da seine Strenge gegenüber Ushimatsu fast an Grausamkeit grenzte. Über den Tod des Vaters hinaus flößte sie ihm noch Furcht ein.

Schließlich brachen sie auf. Der Onkel hatte bereits dafür gesorgt, daß der Totenschein ausgeschrieben, der Sarg angefertigt und für die nächtliche Totenwache der Vorsteher des Jōshin-Tempels in Nezu bestellt war. Der Priester befand sich schon oben in der Hirtenhütte. So war denn für die morgige Beerdigung alles vorbereitet. Ushimatsu brauchte sich nur zu den Weiden hinaufzubegeben. Bis zum Fuß des Eboshi-Gipfels waren es an die anderthalb Meilen. Über den Tazawa-Paß führte ein einsamer Bergpfad dorthin. Die Nacht war so dunkel, daß man kaum die Hand vor Augen sehen konnte. Ushimatsu ging mit einer Laterne voran und geleitete den Onkel über den nächtlichen Weg tief in die Berge. Je weiter sie sich von den menschlichen Behausungen entfernten, desto schmaler wurde der Pfad, bis sich schließlich nur noch eine Reihe von Fußspuren im faulenden Laub abzeichnete. Wie oft war Ushimatsu in seiner Kindheit diesen Weg mit seinem Vater gegangen! Um zur Hochebene zu gelangen, auf der die Hütte stand, mußten sie einige Anhöhen übersteigen.

5

Nur noch ein paar Schritte hügelabwärts, schon waren sie bei der kleinen Hütte, in der sich die Trauergäste versammelt hatten. Licht schimmerte durch die Wände. Der Klang des hölzernen Gebetsgongs hallte durch die Berge, mischte sich in das Geflüster

eines nahen Baches und machte einem die traurige Einsamkeit ringsum erst recht bewußt. Vier Wände mit einem Schilfdach darüber zum Schutz vor Regen und Tau – das war die Hütte. Sie lag so abgeschieden, daß nie ein Fremder vorbeisprach, abgesehen von den ganz seltenen Reisenden, die auf ihrem Weg zu den heißen Quellen in Kazawa die Abkürzung über den Tonoshiro-Berg nahmen. Köhler, Waldhüter und Kuhhirten – sie waren die einzigen, die hier ihr hartes Dasein fristeten.

Ushimatsu löschte die Laterne und trat zusammen mit dem Onkel in die Hütte. Der Priester, die Nachbarn aus Himekozawa und dazu ein paar Bäuerinnen und Bauern, die mit dem Vater befreundet waren, sprachen Ushimatsu ihr Beileid aus. Ein dem Toten geweihtes Licht schimmerte durch die Schwaden von Weihrauch und ließ die Hütte bedrückend eng erscheinen. Der Leichnam des Vaters lag in einem rohgezimmerten Sarg, umhüllt von einem weißen Leintuch. Davor stand eine neue Totentafel, Wasser und Reisklöße waren dem Verstorbenen dargebracht, außerdem ein paar Winterastern und grüne Aniszweige. Der Priester las ein Gebet. Auf sein Zeichen hin traten alle einzeln an den Sarg und nahmen Abschied von dem alten Hirten. Einem jeden rannen Tränen des Trennungsschmerzes über das Gesicht. Geführt von dem Onkel, entbot auch Ushimatsu im fahlen Kerzenlicht mit leicht vorgebeugtem Oberkörper seinem Vater den letzten Gruß. Nun, da er sein einsames Hirtendasein beendet hatte, schien der Vater nur noch darauf zu warten, tief in die Erde unter den Weidegründen gebettet zu werden. Alle Farbe war aus dem starren Gesicht gewichen. In seiner Anhänglichkeit an den alten Glauben gab der Onkel dem Toten für seine Reise in die andere Welt einen Binsenhut, Strohsandalen und einen Bambusstecken mit und legte außerdem zur Abwehr der Dämonen ein Messer auf den Deckel des Sarges. Dann sprach der Priester noch einmal ein Gebet. Der hölzerne Gebetsgong erklang. Die Trauernden tauschten Erinnerungen aus. In ihr Gemurmel mengte sich unschuldiges Lachen, das sich mit lautem Schmatzen und Schlürfen vereinte. Mal ging es stiller, mal lebhafter zu. Umgeben von so vielen Menschen, fand Ushimatsu keine Ruhe, um sich wenigstens etwas von den Mühen der Reise zu erholen.

Die ganze Nacht über wurde erzählt. Laßt es in Komoro niemanden wissen! Das war der letzte Wunsch des Vaters. Seit ihrem Weggang vor siebzehn Jahren gab es keinerlei Verbindungen mehr nach dort, und solange man von sich aus nichts verlauten ließ, war wohl kaum damit zu rechnen, daß von dort jemand kam. Aber ganz los wurde der Onkel die Sorge nicht, daß sich der Tod des einstigen »Oberhauptes« irgendwie herumgesprochen haben könnte und zu allem Unglück doch noch jemand käme. Wie ihm der Onkel erzählte, hatte der Vater schon lange die Weidegründe zu seinem Grab bestimmt. Denn brächte man ihn in den Tempel von Nezu, um ihn dort wie einen gewöhnlichen Bauern zu beerdigen, wäre es keineswegs ausgeschlossen, daß man ihm eines Tages den Schimpf antäte und ihn aus seinem Grab wieder herausholte. Es ist traurig, aber ein Eta hat nicht einmal das Recht, auf einem Friedhof begraben zu werden. Und das wußte der Vater nur allzu gut. Um des Sohnes willen hatte er im Leben die Einsamkeit der Berge geduldig ertragen, und um des Sohnes willen wollte er auch im Tode hier oben auf den Weiden ruhen.

»Wenn bei der Beerdigung bloß alles gut geht! Das macht mich ganz unruhig«, sagte der Onkel, und Ushimatsu teilte die Sorge mit ihm.

Am Nachmittag darauf versammelten sich die Trauergäste in und vor der Hütte. Auch der Besitzer der Weiden sowie der Milchhändler, dessen Kühe Ushimatsus Vater gehütet hatte, und alle, die noch davon erfuhren, waren erschienen. Auf einer Anhöhe sollte der Vater neben einer kleinen Kiefer beigesetzt werden. Als die Stunde des letzten Geleits gekommen war, wurde der Tote aus der Hütte, die ihm lange Zeit Behausung gewesen, auf den Schultern hinausgetragen. Hinter dem Sarg ging der Hauptpriester des Jōshin-Tempels her, ihm folgten zwei kecke Novizen, Ushimatsu und sein Onkel, die einfache Strohsandalen an den Füßen hatten. Die Frauen trugen Hüte aus weißem Baumwollstoff. Sonst war jeder nach Belieben gekleidet, die einen in ein mit dem Familienwappen verziertes Festgewand, die anderen in einen handgewebten Überwurf. Doch kaum einer hatte die weiten rockartigen Hakama an, wie es bei solchen Anlässen allgemein üblich ist, nur hier in den Bergen nicht. Die Schmucklosigkeit des

Geleits entsprach so recht dem einfachen Hirtenleben, das der Vater geführt hatte. Ungeordnet und unzeremoniell, aber dafür von einem um so tieferen Gefühl der Aufrichtigkeit durchdrungen, bewegte sich der Zug still über den Berg.

Die Feier war sehr schlicht. Doch selbst die Eintönigkeit des Gongs, der Trommel und der kleinen Becken hatte in den Ohren dessen, den viele Erinnerungen mit dem Vater verbanden, wie würdevolle Trauermusik geklungen, und auch das Herunterleiern der Gebete hatte sich für den, dessen Brust voller Schmerz war, wie der Vortrag ergreifender Totenlieder angehört. Viele gingen gleich nach Hause, nachdem sie noch einmal dem Verstorbenen die Ehre erwiesen, sich verbeugt und ein Weihrauchstäbchen angezündet hatten. Der Sarg war schnell in das Grab gesenkt. Ringsum häufte sich die ausgehobene Erde, und die letzten Blüten der wilden Astern waren niedergetreten. Jeder warf eine Handvoll Erde auf den Sarg, zum Schluß auch Ushimatsu und sein Onkel. Dann scharrten die Schaufeln, und mit einem Gepolter wie von einem Bergrutsch schlugen die Klumpen auf den Deckel. Der Geruch, der dabei der Erde entströmte, weckte Gedanken, die schwer zu ertragen waren. Versonnen starrte Ushimatsu vor sich hin, bis sich ein kleiner Hügel über dem Grab wölbte. Auch sein Onkel verharrte in Schweigen. Vergiß es nie! – Das war es, was seinem Vater bis zum letzten Atemzug keine Ruhe gelassen hatte. Nun lag er hier auf der Weide tief unter der Erde – und gehörte nicht mehr dieser Welt an.

6

Das Begräbnis war vorüber, und nichts hatte es gestört. Um das, was noch zu tun blieb, baten sie den Besitzer der Weiden, die Hütte vertrauten sie dem Mann an, der dem Vater zur Hand gegangen war, und dann konnten sie sich auf den Heimweg machen. Ushimatsu hätte gern die schwarze Katze, die sich sein Vater gehalten hatte, mitgenommen, aber sie wollte nicht weg von dem ihr vertrauten Ort. Weder mit Futter noch mit Rufen ließ sie sich unter den Dielen des Vorbaus hervorlocken. Sie strich dort herum und miaute jämmerlich. »Auch so ein Tier vermißt be-

stimmt seinen toten Herrn«, meinten mitleidig die Leute. »Bloß wenn's jetzt schneit, wo kriegt sie dann was zu fressen her?« fragten sich einige. »Armes Tier!« sagte der Onkel. »Wirst wohl verwildern.«

Einer nach dem anderen rüstete zum Aufbruch. Eine Schüssel Salz für die Kühe im Arm, begleitete sie der Mann, dem sie die Hütte in Obhut gegeben hatten, bis hinauf zur Anhöhe. Fahl leuchtete die Sonne des frühen Novembers und überzog die Weiden von Nishinoiri erst recht mit einem Hauch von Verlassenheit. Hier und dort ein paar niedrige Kiefern. Entlaubte Sträucher der Bergazaleen, die sonst zwischen all den anderen Pflanzen über die ganze Fläche hin grünten, weil die Kühe sie nicht fraßen. Alles erinnerte Ushimatsu hier an den toten Vater. Tief betrübt folgte er dem schmalen Pfad zwischen den Anhöhen. Er mußte an die letzten Maitage vor zwei Jahren denken, als er seinen Vater hier oben auf den Weiden besucht hatte. Er erinnerte sich noch genau, wie herrlich zu der Zeit, da den Kühen die Hörner zu jucken begannen, die Azaleen rot und gelb blühten. Er erinnerte sich des Gurrens der Wildtauben und der Scharen von Kindern, die Farnkrautsprossen pflückten. Er erinnerte sich daran, wie ein leichter Wind über die Maiglöckchen strich und die Luft mit dem Geruch des Frühsommers erfüllte. Er erinnerte sich, wie der Vater auf die Hänge mit ihrem frischen Grün wies und sagte, daß es nichts Besseres für die Kühe gebe als diese üppigen Weiden von Nishinoiri und daß kranke Tiere meist bald gesundeten, wenn sie dieses Gras fräßen, Salz leckten und das Wasser aus dem Bach tränken. Und er erinnerte sich, wie interessiert er zuhörte, als der Vater von den Erfahrungen seines Hirtenlebens sprach. Auch bei den Kühen geselle sich gern gleich zu gleich, sagte er, schilderte, wie sie an jedem Neuankömmling ihre Hörner ausprobierten, wie sie sich in der Herde gegenseitig zur Ordnung riefen, und erzählte schließlich von der einen Kuh, die wie eine Königin über die Weidegründe herrschte.

Der Vater hatte sich in die Einsamkeit am Fuße des Eboshi zurückgezogen und war doch ein Mann, in dem der Traum nach Ruhm ein Leben lang wie Feuer gelodert hatte. Das war es, was ihn am meisten von dem in allem sehr genügsamen Onkel unter-

schied. Gerade dieses nicht zu zügelnde ungestüme Temperament hatte ihn tief in die Berge getrieben, denn die Empörung darüber, daß ihm wegen seiner Herkunft jede Möglichkeit genommen war, sich in der Welt emporzuarbeiten, war zu keiner Zeit geschwunden. Was mir nicht gelang, muß meinen Nachkommen gelingen. Für sie soll Wirklichkeit werden, wovon ich nur träumen konnte. Und solange die Sonne nicht im Westen aufgeht und im Osten versinkt, werde ich mit aller Hartnäckigkeit daran festhalten. Vorwärts, kämpfe, mach was aus dir – das war die Botschaft des Vaters. Je mehr Ushimatsu jetzt über das einsame Dasein seines Vaters nachsann, desto stärker vermeinte er die inbrünstige Hoffnung zu spüren, die in jene letzten Worte eingeschlossen war. Das Leben, das ihn dieses »Vergiß es nie!« gelehrt hatte, dieser keuchende Aufschrei einer männlichen Seele und alles, was sich ihm mitteilte, da das gleiche Blut in ihm floß, dazu das Bewußtsein, daß er nun seinen Vater für immer verloren hatte, erschütterten Ushimatsu zutiefst. Der Tod ist stumm. Aber Ushimatsu sagte er mehr, als es Tausende Wörter vermocht hätten.

Als Ushimatsu den Verschlag für die Kühe erreichte, konnte er mit einem Blick das Werk, das sein Vater hinterlassen hatte, überschauen. Auf der großen Weide – wollte man sie umrunden, hätte man wohl an die sieben oder acht Meilen zu laufen – standen und lagen die Kühe neben den niedrigen Kiefern, die hier und dort wuchsen. Der Verschlag befand sich in der Ostecke der Hochebene. An ihn schloß sich ein roh zusammengezimmertes Gatter an, in dem ein paar noch hornlose Kälber grasten. Der Mann, dem nun die Hirtenhütte anvertraut war, zündete mit einem einladenden Blick auf die Trauergäste trockenes Gras an und harkte rasch noch allerlei anderes Brennmaterial zusammen. An der Stelle wartete auch der Onkel auf Ushimatsu. Die Männer und Frauen hockten sich um das Feuer, und da sie alle die letzte Nacht nicht geschlafen hatten und zu der Übermüdung noch die Mühen des heutigen Tages kamen, dösten die meisten bald im Halbschlaf vor sich hin, während ihnen der Geruch von brennendem Gras und Laub in die Nase stieg. Er werde sich um die Kühe kümmern, sagte der Onkel, und machte sich daran, auf die Steine da und

dort eine Handvoll Salz zu streuen. Bei dem Gedanken, daß diese Tiere von seinem Vater gehegt und gepflegt worden waren, betrachtete Ushimatsu sie jetzt mit einem sehnsuchtsvollen Blick. Eine schwarze Kuh näherte sich schwanzwedelnd einem der Lecksteine. Auch eine ganz Braune, die nur auf der Stirn und am Bauch ein wenig weiß gezeichnet war, kam mit gespannt aufgerichteten Ohren herbei. Die Kälber blökten. Die Tiere fürchteten sich vor den fremden Menschen und umkreisten deshalb anfangs laut schnaubend die Salzstellen. Doch das Verlangen nach dem Salz war zu groß, und so wagten sich denn einige vorsichtig näher heran, blickten aber immer wieder auf, als wäre ihnen nicht ganz geheuer.

Der Onkel mußte darüber lachen, Ushimatsu auch. Die anderen fielen in das Lachen ein und meinten, solange man solche lieben Gefährten um sich habe, lasse sich die Einsamkeit der Berge ertragen. Schließlich sagten sie einander Lebewohl, verabschiedeten sich von diesem Stückchen Erde, in das sie den Vater zur ewigen Ruhe gebettet hatten, und gingen ihrer Wege. Die hohen Gipfel des Eboshi-Gebirges, des Kakuma, des Azumaya und des Shirane hatten sie jetzt im Rücken. Als sie am Fuji-Schrein vorüberkamen, drehte sich Ushimatsu noch einmal um und blickte in Richtung des Grabes. Doch von hier aus war auch die Hütte nicht mehr zu sehen, sondern nur noch eine feine Rauchfahne, die dort aufstieg, wo jenseits des Passes die verlassene Hochebene lag.

8. KAPITEL

1

In ganz Nezu wurde über den in Nishinoiri begrabenen alten Hirten geredet. Die Menschen übertreiben gern beim Erzählen, und was Wunder, wenn da eine Geschichte wie die, daß jemand von einem Bullen aufgespießt worden war, überall die Runde machte, zumal sie die Neugierigen gehörig erschreckte. »Der hat in seinem vorigen Leben bestimmt was Schlimmes ver-

brochen«, meinten die Abergläubischen gleich. Viel wurde über die Herkunft des Hirten gemunkelt: Er sei von den Weiden in Minamisaku hierher übergesiedelt, er stamme aus Kōshū, nein, er sei ein ins Elend geratener Samurai aus Aizu, so hieß es. Doch daß er das »Oberhaupt« der Eta in Komoro gewesen war, blieb unerwähnt, weil tatsächlich niemand darum wußte.

Am nächsten Tag machte Ushimatsu sich auf, um denen, die zur Beerdigung gekommen waren, seinen Dank abzustatten. Der Onkel begleitete ihn. Die Tante hütete allein das Haus. Nach dem Mittagessen wurde es sehr warm. Die Strahlen der Sonne wanderten vom Porreefeld hinter dem Haus hinüber auf die Veranda, wo Kürbisse zum Trocknen aufgereiht lagen, und verbreiteten eine schläfrige Ruhe. Die Hühner streunten ungeniert herum, weil niemand sie verjagte. Einige pickten an den Blumen am Zaun, einige gackerten, und einige wagten sich sogar bis auf die Matten im Wohnzimmer vor. Die Tante war nach vorn hinausgegangen, stand mit gebeugtem Rücken am Bach und wusch gerade ihre Kochtöpfe, als ein städtisch gekleideter Herr auf sie zutrat und höflich fragte:

»Sagen Sie bitte, wo ist das Haus der Segawas?«

Die Tante blickte im ersten Moment recht verdutzt drein. Den hast du doch noch nie gesehen! dachte sie bei sich, während sie das Tuch, das sie sich um den Kopf gebunden hatte, abnahm und sich verbeugte.

»Sie stehen davor! Entschuldigung, aber wer sind Sie?«

»Ich? Inoko heiße ich, und ich möchte Ushimatsu sprechen.«

»Er ist nicht zu Hause, kommt aber bald wieder«, sagte die Tante, woraufhin Inoko sich entschloß zu warten. Umsonst habe er den Weg nicht gemacht haben wollen, meinte er, und werde sich, wenn es nicht störe, gern eine Weile ausruhen.

Die Tante ging voran und führte ihn unter das tief herabgezogene Strohdach. Das tagtägliche Leben der Bauern interessierte ihn. Die Aussicht auf ein Gespräch am offenen Herd schien ihn sehr zu erfreuen. Liebevoll betrachtete er die rauchgeschwärzte Decke. Wie in Bauernhäusern üblich, führte von vorn ein Durchgang nach hinten in den Garten. Im Gang standen Säcke mit Holzkohle, Gefäße mit Eingesalzenem und Ackergeräte in wir-

rem Durcheinander. In einer Ecke lagerte ein Berg erdiger Kartoffeln. Der Herd befand sich gleich neben der Tür. Nicht einmal der Rauch des Holzfeuers störte Inoko. Sein Blick fiel auf ein paar alte, schon etwas ausgeblichene Farbholzschnitte, die zusammen mit Kalendern verschiedener Jahrgänge an der Wand hingen.

»Es tut mir leid, daß er nicht da ist. Aber wir hatten einen Trauerfall in der Familie, und er ist jetzt unterwegs, um sich bei den Nachbarn für die Anteilnahme zu bedanken«, sagte die Tante und erzählte vom Ende ihres Schwagers.

Das Feuer im Herd flackerte, und da das Wasser in dem eisernen Kessel, der an einem Haken aus Holz hing, gerade kochte, wollte die Tante für den Gast Tee aufbrühen. Doch plötzlich war die Erinnerung an den längst vergessenen alten Brauch wieder da. – Das Gedächtnis ist schon etwas Seltsames! Für die Eta, die »Unreinen«, verbietet es sich, einem Gast, sofern er keiner von ihnen ist, Tee vorzusetzen oder auch nur Feuer für eine Zigarette zu reichen. Früher hatten sich die Segawas ebenfalls daran gehalten. Erst seit sie hier in Himekozawa lebten, waren sie davon abgekommen. Im Laufe der Jahre hatten sie sich an diese für sie neuen Beziehungen zu ihrer Umgebung gewöhnt. Sie waren mit den Menschen, die bei ihnen ungezwungen ein und aus gingen, vertraut geworden, und vom Bewirten mit Tee ganz zu schweigen, beschenkten sie sich, wie es üblich war, auch gegenseitig. Im Frühling brachten sie ihren Nachbarn Klöße aus gestampftem Klebreis, mit jungen Beifußblättern vermengt. Im Herbst bekamen sie Buchweizenmehl von ihnen. Und sofern sie sich selber nichts dabei dachten, hatten die anderen überhaupt keinen Grund, daran Anstoß zu nehmen.

Es war der Tante schon lange nicht mehr passiert, daß sie in die alte Befangenheit zurückfiel. Doch der Gast war eben kein Bauer aus dem Dorf. Hinzu kam die Überraschung. Deshalb zitterte ihr die Hand beim Eingießen so sehr, daß es ihr selber auffiel. Inoko indessen befeuchtete, ahnungslos wie er war, genießerisch seine ausgedörrte Kehle und erfreute sich an allem, was ihm die Tante erzählte, besonders an den Geschichten aus der Zeit, da Ushimatsu noch Drachen steigen ließ und Kreisel trieb.

»Entschuldigen Sie, wenn ich danach frage«, unterbrach er sie schließlich und machte dabei ein versonnenes Gesicht. »Aber wohnt drüben im Vorwerk von Nezu nicht ein gewisser Rokuzaemon, der sehr wohlhabend sein soll?«

»Ja, das stimmt«, antwortete die Tante und sah den Gast an.

»Sagen Sie, haben Sie davon gehört, daß es in der Familie kürzlich eine Hochzeit gegeben hat?« fragte Inoko leichthin.

Das Vorwerk, von dem er sprach, war eine Eta-Siedlung. Sie lag etwas außerhalb am Westrand von Nezu, gut eine halbe Meile von Himekozawa entfernt. Dort lebte Rokuzaemon, ein Eta, weithin bekannt für seinen Reichtum.

»Na so was! Nein, davon hab ich nichts gehört. Dann haben sie also doch einen Bräutigam für sie gefunden! Das Mädchen hat lange warten müssen.«

»Kennen Sie das Mädchen?«

»O ja, sie ist sehr hübsch. Sie ist schlank und hat eine schöne weiße Haut. Die Leute sagen oft, es ist jammerschade, daß sie eine von denen ist. Dreiundzwanzig, vierundzwanzig wird sie sein. Aber sie geht immer so angezogen, daß sie wie achtzehn oder neunzehn aussieht.«

Irgend etwas schien Inoko nachdenklich zu stimmen. Nachdem er nun schon eine ganze Weile vergeblich gewartet hatte, sagte er, er werde sich ein bißchen in der Gegend umschauen, und bat die Tante, Ushimatsu zu bestellen, daß er ihn gern sehen möchte. Dann spazierte er hinüber zu den Feldern, um sich von dort aus die Berge anzuschauen.

2

»Du, Ushimatsu! Ein Herr Inoko war hier und hat nach dir gefragt«, sagte die Tante, während sie auf ihn zueilte.

»Inoko?« Ushimatsus Augen strahlten vor Freude.

»Er hat lange gewartet, aber du bist ja nicht gekommen.« Sie musterte ihn und fuhr dann fort: »Nach dahinten ist er raus. Er will ein bißchen durch die Felder laufen, hat er gemeint.« Sie wechselte den Ton: »Sag mal, wer ist das eigentlich?«

»Mein Lehrer«, antwortete Ushimatsu.

»Na so was!« wunderte sich die Tante. »Dann hätt ich mich bei ihm doch bedanken müssen. Ich dachte, daß er bloß ein Bekannter von dir ist. Wie ein Freund hat er geredet.«

Am liebsten wäre Ushimatsu sofort hinüber auf die Felder gerannt. Aber in dem Augenblick kam sein Onkel zurück, und so setzte er sich eine Weile zusammen mit ihm an die Tür, um ein wenig zu verschnaufen. Der Onkel sah sehr müde aus. Kaum im Haus, wiederholte er ein paarmal: »Jetzt haben wir das hinter uns!« Alles war glatt gegangen. Die Beerdigung. Die Dankesbesuche. Der Gedanke daran beruhigte ihn offenbar. »Was hab ich für Ängste ausgestanden!« Erleichtert atmete er auf. »Der Himmel war auf unserer Seite«, fügte er hinzu.

Die Ruhe in dem Haus in Himekozawa und das Altväterische von Tante und Onkel, die von den Wechselfällen des Lebens draußen in der Welt nichts wußten, weckten in Ushimatsu Erinnerungen an längst vergangene Zeiten. Das Gackern der Hühner im Hof schallte durch die trockene Nachmittagsluft herüber und ließ alles ringsum nur um so friedlicher erscheinen. In ihrer Kinderlosigkeit war für die arbeitsame und gütige Tante Ushimatsu der kleine Junge von einst geblieben, was ihn nun wiederum belustigte. »Guck bloß mal, wie er den Becher hält! Genau wie sein Vater«, sagte sie lachend, wenn ihr auch im nächsten Moment die Tränen kamen. Der Onkel stimmte in das Lachen mit ein. Ushimatsu labte sich gerade an dem starken Tee, den ihm die Tante eingeschenkt hatte. Und bei den Klößen, die sie ihm dazu hinstellte, mußte er erst recht an die schönen Tage der Kindheit denken, denn wie gern hatte er schon damals die mit schwarzem Zucker gesüßte Füllung aus Bohnenmus gegessen. Ich bin zu Hause – noch nie hatte Ushimatsu das so stark empfunden wie in dem Augenblick.

»Ich werd jetzt gehn«, sagte er und erhob sich. Sein Onkel folgte ihm nach draußen. Als hätte er noch irgend etwas auf dem Herzen, rief er ihn. Ushimatsu wandte sich um, woraufhin der Onkel unter dem kahlen Persimonenbaum mit leiser Stimme zu ihm sagte:

»Mir ist da eben was eingefallen. Am Seminar gab es mal einen Lehrer, der hieß Inoko. Das ist doch nicht etwa derselbe?«

»Ja, es ist derselbe«, antwortete Ushimatsu und sah dabei dem Onkel fest ins Gesicht.

»Wirklich? Ist er das?« Der Onkel blickte erst einmal in die Runde, hob leicht den Daumen, wies in eine bestimmte Richtung und flüsterte: »Er soll einer von ihnen sein, erzählt man. Sei vorsichtig!«

Ushimatsu lachte fröhlich.

»Da brauchst du dir keine Sorge zu machen!« sagte er und eilte davon.

3

»Da brauchst du dir keine Sorge zu machen«, hatte er gesagt, obwohl er entschlossen war, sich Inoko anzuvertrauen. Er und Inoko. Sie beide ganz allein. Eine so günstige Gelegenheit kommt nie wieder! Schon bei diesem Gedanken schlug ihm das Herz bis zum Halse.

Auf einem von welkem Gras bedeckten Erdwall zwischen den Feldern traf er Inoko, der, wie Ushimatsu jetzt erfuhr, seine Frau in Ueda gelassen hatte und an diesem Morgen nach Nezu gekommen war, zusammen mit dem Rechtsanwalt Ichimura. Der Rechtsanwalt wollte bei denen, die das Wahlrecht besaßen, vorbeisprechen. So hatten sie sich denn am Gasthof getrennt, und Inoko war allein nach Himekozawa hinaufgestiegen. Aus bestimmten Gründen sollte nun doch keine Versammlung abgehalten werden. Demzufolge entfiel die Möglichkeit, sich einmal mit anzuhören, wie Ichimura hier auf dem Lande seine Ansichten zur Politik darlegte, dafür aber konnte sich Inoko in aller Ruhe mit Ushimatsu an diesem frühlingshaft warmen Nachmittag in den Bergen von Shinano unterhalten.

So viel Glück wie an diesem Tag würde Ushimatsu wohl nicht oft beschieden sein. An der Seite des über alles verehrten Mannes zu sitzen, seine Stimme zu hören, sein lächelndes Gesicht zu sehen und mit ihm dieselbe Luft der Heimat zu atmen! Nicht nur am Reden, selbst am gemeinsamen Schweigen fand Ushimatsu eine unsägliche Freude. Inoko hatte, wenn man mit ihm sprach, etwas Gewinnendes, das wieder von anderer Art war als das, was von seinen Büchern ausging. Bei aller Strenge seiner Miene war er

seinem Wesen nach überaus feinfühlig und freundlich. Er war sozusagen ein ganz gewöhnlicher Mensch. Und so richtete er denn gegenüber dem Jüngeren auch keinerlei Mauern auf. Die Beine auf dem sonnenbeschienenen Wall ins trockene Gras gestreckt, sprach er, mal freimütig lachend, mal seufzend von seiner Krankheit. Er erzählte, wie er einmal nach einem heftigen Hustenanfall an einem Blutsturz fast erstickt wäre, so daß man ihn in eine Rikscha gesetzt hatte, um ihn ins Krankenhaus zu schaffen. Zur Zeit, so sagte er, spüre er keine Schmerzen und fühle sich eigentlich gar nicht krank, sondern so gesund, als wäre nie etwas gewesen – aber noch ein- oder zweimal ein Blutsturz wie damals, das könnte das Ende sein.

Trotz des offenen freundschaftlichen Tons ihres Gesprächs kam Ushimatsu von seinen eigenen Gedanken nicht los. Wann soll ich es ihm eröffnen? Diese quälende Frage ließ ihm keine Ruhe. Sie kehrte immer wieder. Außerdem gab es Momente, da er sich vor Inokos Krankheit fürchtete. Ich werde mich hoffentlich nicht anstecken, dachte er bei sich. Und dann wieder hatte er für sich selber nur beißenden Spott.

Mittlerweile drehte sich ihre Unterhaltung um alles mögliche hier in Shinano: um die Menschen an den Ufern des Chikuma, um ihre Sitten und Gebräuche, um die Spuren des Mittelalters, die Kriegertum und Buddhismus überall hinterlassen hatten, um den Aufstieg und Untergang der Städte längs der Shinetsu-Eisenbahnlinie, um das Treiben auf der Nordlandstraße einst und den Verfall der ausgestorbenen Stationen jetzt. Vor ihren Augen ragten der Tateshina, der Yatsugatake und viele andere Gipfel auf. Und im Osten wie im Westen öffnete sich ein weiter Blick auf mächtige Hänge. Mattschimmernd floß weit unten im Tal der Chikuma dahin.

Ushimatsu, den schon in seiner Kindheit diese Landschaft tief beeindruckt hatte, kannte sich gut in ihr aus. Während er sprach, zeigte er mit dem Finger mal hier, mal dort hin. Inoko hörte ihm aufmerksam zu und folgte eifrig seinen Blicken. Die Hochebene von Yaebara auf der anderen Seite des Chikuma, wo Rauchfahnen aus Herdfeuern aufstiegen, schien ihn besonders zu fesseln. Ushimatsu wies dann auf die in der Sonne liegende Flußebene und

erklärte, daß die verstreuten Ansiedlungen dicht am Wasserlauf die Dörfer Yodakubo, Nagase und Mariko seien. Und weiter oben, wo bläulicher Dunst das Tal einhüllte, in Resenji, in Tazawa und Bessho sprudelten heiße Quellen aus der Erde, dort fänden die Bauern ihr Vergnügen. Wenn der Buchweizen blühte, würden sie sich auch von hier scharenweise dahin begeben, um für ein Weilchen die Mühsal des Alltags zu vergessen.

Für Inoko gab es, wie er sagte, eine Zeit, da er sich für die Berge überhaupt nicht begeistern konnte. Als »Panorama« erschien ihm die Landschaft von Shinshū unter den vielen Bildern, die die große Natur gemalt hatte, irgendwie trivial. Gewiß, sie war gewaltig, aber ihr fehlte der feine Zauber. Die Berge, die sich auftürmenden und wieder in sich zusammenstürzenden Meereswogen glichen, hatten in ihm nie ein anderes Gefühl als Unsicherheit und Verwirrung hervorgerufen – sie hatten in seinem Herzen nur Unruhe gestiftet. So war es bisher. Doch seltsamerweise hatte sich seine Auffassung während dieser Reise plötzlich gewandelt, und mit einemmal sah er die Berge mit ganz anderen Augen. Der Hauch der dunstumhüllten Hänge, die Stimme der fernen, tiefverborgenen Täler, das Raunen der Wälder, ob kahl oder grün, das Auftauchen und Verschwinden mal düsterer, mal glühend leuchtender Wolken – jetzt erst verstand er den Sinn des Wortes: »Die Ebenen sind das Ruhen der Natur, in den Bergen hat sie ihr Tun.« Gefangen vom »Atem der Berge«, betrachtete er nun die Landschaft von Shinshū, die er bislang als alltäglich abgelehnt hatte, mit um so tieferer Anteilnahme.

In seiner Liebe für die Berge freute sich Ushimatsu über Inokos Sinneswandel. An diesem Tag war der Himmel im Westen so klar, daß man das Hida-Massiv sehen konnte. Jenseits des großen Tals vor ihnen zogen sich ganz weit hinter den sich aufstaffelnden Bergen weiße Wände hin. Es hatte in diesem Jahr offenbar schon einige Male geschneit. Wie die Berge im nachmittäglichen Sonnenschein unter dem blauen Himmel leuchteten, ging von ihnen eine Macht aus, die dem Menschen fast den Atem benahm. Die Erhabenheit des Anblicks wuchs mit den schwungvollen kräftigen Konturen des Massivs und mit den Schatten der tiefblauen Täler. Dort drüben in der Ferne türmten sich viele Gipfel, einer

immer steiler als der andere. Dort drüben entsprangen der Azusa und der Ōshiro. Dort drüben flatterte einsam das Schneehuhn, und noch nie hatte eines Menschen Fuß diese Gletscherwelt betreten. Das schweigend emporragende Hida-Massiv, dieser ewige majestätische Tempel der Natur – je länger sie darauf schauten, desto tiefer wurde ihre Ehrfurcht. Das Licht an diesem Tag war von einer leicht gelblichen Trübung, und so schien es, als wallte in den Strahlen der Novembersonne ein feiner Rauch durch das weitläufige Tal. Lange saßen sie in diesen Anblick versunken da und sprachen über die Berge.

4

Wie oft hatte Ushimatsu sich schon vorgenommen, Inoko von seiner Herkunft zu erzählen. Erst gestern hatte er im Schein der Lampe bis spät in die Nacht darüber nachgedacht, wie er es ihm wohl am besten sagte, wenn er mit ihm allein sein würde. Jetzt saß er neben ihm und war nicht imstande, darüber zu reden. Er sprach nur von der Landschaft und nicht von dem, was ihn eigentlich bewegte. Er hatte viel erzählt, und trotzdem war ihm, als hätte er noch gar nichts gesagt.

Inoko lud ihn ein, mit nach Nezu in den Gasthof zu kommen, wo er schon beim Fortgehen das Abendessen bestellt hatte. Auch auf dem Wege dorthin versuchte Ushimatsu immer wieder, den Mut für ein offenes Wort zu finden. Wie gut würde er mich dann verstehen, und um wieviel näher wären wir uns dann! dachte er bei sich und war drauf und dran, davon zu sprechen. Aber er brachte es wieder nicht über sich. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und seufzte. Durfte man denn überhaupt ein Geheimnis – ein echtes Geheimnis, von dem das Leben abhing, so einfach preisgeben, selbst wenn der andere von gleicher Herkunft war? Er zauderte und schalt sich gleich darauf wegen seines Zauderns. Sein Herz war erfüllt von Angst, Zweifeln und Qualen.

Mittlerweile hatten sie den Rand des westlichen Ausläufers von Nezu erreicht. Dort, wo eine steinerne Jizō-Figur, die Schutzgottheit der Wanderer und Kinder, stand, begann die Siedlung der Eta. Ohne rechte Ordnung verteilten sich die strohgedeckten Häuser

über einen sonnigen Hang. Mittendrin lag wie ein Schloß das Gehöft des besagten Rokuzaemon, das mit seinen hohen weißen Wänden jedem sogleich in die Augen stach. Die Menschen hier lebten davon, daß sie Ackerbau betrieben und Strohsandalen mit Hanfsohlen anfertigten. Im Unterschied zu den Eta in Komoro befaßte sich keiner mit dem Herstellen von Dingen aus Tierhäuten, Schuhen etwa, Shamisen und Trommeln, oder mit dem Kauf und Verkauf von Pferdekadavern. Jede Eta-Familie fertigte Strohsandalen an, und deshalb war auch überall an den Zäunen ein besonders schönes Stroh, das man für die Oberseite der Sandalen verwendete und »Feinfaser« nannte, zum Trocknen ausgebreitet. Als Ushimatsus Blick darauf fiel, mußte er an die Segawas von damals denken, an die Zeit in Komoro. Auch die verstorbene Mutter und die Tante hatten fleißig »Feinfaser« geflochten. Und er erinnerte sich, wie er als kleines Kind mit dem Hanf für die Sohlen gespielt, neben dem Vater gesessen und seinen Spaß daran gehabt hatte, ihn beim Sandalenmachen nachzuahmen.

Inoko brachte das Gespräch auf Rokuzaemon, indem er sich angelegentlich nach dem Charakter dieses Eta und nach seinem Tun erkundigte. Ushimatsu wußte nicht viel. Was er wußte, erzählte er Inoko: Rokuzaemon hatte seinen Reichtum innerhalb einer Generation erworben. Wie er so plötzlich dazu gekommen war, darüber wurde Schlimmes geredet. Man sagte ihm nach, daß er gierig und obendrein ruhmsüchtig sei und alles, was mit Geld zu erreichen war, unternehmen würde, nur um als »Herr« zu gelten. Wahrscheinlich träumte er Tag und Nacht davon, in den höchsten Kreisen der Gesellschaft zu verkehren. Deshalb hatte diese Krähe, die sich mit Fasanenfedern schmückte, in Tōkyō bereits eine Villa eingerichtet. Er war Ehrenmitglied der Rot-Kreuz-Gesellschaft geworden, unterstützte Wohltätigkeitsveranstaltungen, hatte sich in seinem Haus mit Büchern, Gemälden und Antiquitäten umgeben – und alles nur aus einem einzigen Grund! »Daß sich einer haufenweise Bücher anschafft, ohne was davon zu verstehen, das hat es noch nicht gegeben«, spotteten die Leute hier in der Gegend.

Unterdessen waren sie vor dem Anwesen Rokuzaemons angelangt. Die prächtigen weißen Wände funkelten in der prallen

Nachmittagssonne wie Feuerglanz. Das Haus hatte mehrere Anbauten, und alles war von einer langen Mauer streng eingefriedet. An dieser Mauer spielten ein paar Jungen und Mädchen, angeführt von einem Sechs- oder Siebenjährigen. Es waren offensichtlich Kinder von »Neubürgern«. Einige von ihnen mit roten Wangen und offenen, niedlichen Gesichtern unterschieden sich nicht im geringsten von Kindern gewöhnlicher Familien. Andere jedoch blickten garstig und stumpfsinnig drein, eben wie die Kinder derer, die auf der Schattenseite des Lebens stehen. Auch das zeigte, wie selbst noch in einer Eta-Siedlung die Menschen in verschiedene Klassen geteilt sind. Ein Mann, der ein Pferd an der Leine führte, rief den Kindern an der Mauer etwas zu, woraufhin ein kleines Mädchen mit einem schmalen Band um den Kimono wie ein Schatten an Inoko und Ushimatsu vorüberhuschte.

Es tat Ushimatsu weh, die Luft einer solchen Eta-Siedlung zu atmen, in der die Menschen lebten, ohne sich über ihr Unwissen und ihr elendes Dasein im klaren zu sein. Er schämte und empörte sich. Was er noch alles empfand, vermochte er schon selber nicht mehr zu sagen. Ihm wurde so jämmerlich zumute, daß er gar nicht schnell genug von hier wegkommen konnte.

»Wollen wir nicht gehen?« sagte er zu Inoko, der im Anblick des Hauses versunken dastand.

»Sehen Sie sich das bloß einmal an«, ließ sich Inoko vernehmen, während er sich zu Ushimatsu umwandte. »Der Charakter des Hausherrn beweist sich überall, finden Sie nicht? Wissen Sie eigentlich, daß es in diesem Haus vor zwei, drei Tagen eine Hochzeit gegeben hat?«

»Eine Hochzeit?« fragte Ushimatsu ungläubig zurück.

»Keine gewöhnliche Hochzeit. – Vielleicht könnte man es eine politische Hochzeit nennen.« Inoko lachte. »Was Politiker tun, ist manchmal schon recht eigenartig.«

»Ich versteh kein Wort.«

»Die Braut, das ist die Tochter dieses Hauses. Und der Bräutigam ist jemand, der für den Reichstag kandidiert. Interessant, nicht wahr?«

»Was? Ein Kandidat für den Reichstag? Doch nicht etwa der, der mit demselben Zug gefahren ist wie wir?«

»Ja, genau der!«

»Wirklich?« Ushimatsus Augen weiteten sich vor Staunen. »Wenn ich alles vermutet hätte, aber das . . .«

»Mich hat es auch überrascht«, sagte Inoko mit heiterer Miene.

»Aber wie haben Sie das erfahren?«

»Das werde ich Ihnen später im Gasthof erzählen.«

9. KAPITEL

1

Im Ortsteil Tsukakubo hatte Ushimatsu noch einer Familie seinen Dank abzustatten. Da sie ohnehin schon in der Nähe waren, wollte er gleich die Gelegenheit nutzen. Deshalb trennten sie sich. Inoko ging zum Gasthof, und Ushimatsu nahm, nachdem er versprochen hatte, sofort nachzukommen, seinen Weg hinten durch die Felder. Unten in Tsukakubo stand vor einem Bauernhaus ein Süßigkeitenhändler und blies lustig die Flöte, um damit die kleinen Käufer anzulocken. Lärmend kamen auch schon Mädchen und Jungen aus allen Richtungen gerannt. Wie sehr erfreuten die verführerischen Flötentöne die Ohren der unschuldigen Kinder! Nein, nicht nur ihre! Selbst Ushimatsu blieb unwillkürlich stehen. Es war seltsam, aber immer, wenn er so eine Flöte hörte, mußte er an seine eigene Kindheit denken.

Warum soll es verschwiegen werden? – Seine kleine Freundin aus den Kindertagen hatte in die Familie, zu der er jetzt wollte, hineingeheiratet. O-Tsuma hieß sie. Sie stammte aus Himekozawa. Ihre und Ushimatsus Eltern waren Nachbarn. Nur ein Apfelgarten trennte die beiden Häuser. Acht oder neun war er, als er sich mit O-Tsuma anfreundete. Die Segawas waren gerade erst nach Himekozawa gezogen. O-Tsumas Vater kam aus der Gegend von Ueda und hatte hierher geheiratet. Und weil er selber es im Leben nicht leicht gehabt hatte und selber auch kein Einheimischer war, ergab es sich von ganz allein, daß er sich um die Segawas kümmerte. Ushimatsu war sein Liebling. Wenn er von

einer Pilgerfahrt zum Großen Schrein von Ise oder von woandersher zurückkam, brachte er ihm stets ein Geschenk mit. So war es nicht weiter verwunderlich, daß die Kinder der benachbarten Familien Spielgefährten wurden. Hinzu kam, daß die beiden gleichaltrig waren.

Glückliche Erinnerungen stiegen in Ushimatsu auf, während er dem Flötenspiel des Süßwarenhändlers lauschte. Er hatte das Gesicht der kleinen O-Tsuma nicht vergessen, obschon er es nur noch verschwommen vor sich sah. Er hatte nicht vergessen, wie er in ihr zum erstenmal den Liebreiz des anderen Geschlechts entdeckte, und auch nicht, wie sie sich im Garten unter den tief herabhängenden Zweigen der in schönster Blüte stehenden Apfelbäume Worte der ersten unschuldigen Liebe zuflüsterten. Die Zeit der Märchenträume eines knapp Achtjährigen – viel war davon nicht in seinem Gedächtnis haftengeblieben, aber an jenes reine Gefühl von damals konnte er sich noch gut erinnern. Lange währte diese Kinderliebe nicht. Eines Tages hatte er in O-Tsumas älterem Bruder einen Freund gefunden und war ihr seitdem aus dem Wege gegangen.

Mit fünfzehn Jahren war O-Tsuma in dieses Haus in Tsukakubo gekommen. Ihr Mann war ein Schulfreund von Ushimatsu. Sie waren alle drei gleichaltrig. Selbst für ländliche Verhältnisse hatten die beiden sehr früh geheiratet. Ushimatsu hockte noch im Lehrerseminar über seinen Büchern und büffelte Sprachen und Geschichte, da war das junge Paar schon von einer Kinderschar umgeben und wurde von morgens bis abends »Papa« und »Mama« gerufen.

Das Herz klopfte Ushimatsu, als die Vergangenheit noch einmal an ihm vorüberzog, während er den Hang hinaufstieg. Ein seichter Bach plätscherte von den Bergen herab und floß an den Häusern vorbei, bis er sich in den Nezu ergoß. Die Zweige der Kastanien am Wegrand waren schon kahl. Auch an den Persimonenbäumen hing kein einziges Blatt mehr. Nur die Wasserpflanzen standen noch in saftigem Grün. Es sah hübsch aus, wie das Wasser mit ihren Wurzeln spielte. Überall entlang dem Bach waren Menschen damit beschäftigt, Vorsorge für den Winter zu treffen. Die Frauen wuschen eifrig Rüben. Zum Schutz vor der

Sonne hatten sie sich Tücher um den Kopf gebunden. Unter den Schürzen schauten weiße Arme hervor. Als Ushimatsu eine von den Frauen ansprach, war es O-Tsuma. Die Gespielin aus den Tagen der Kindheit hatte sich so sehr verändert, daß er erschrak. Doch auch sie schien zu erschrecken.

Ihr Mann und ihr Schwiegervater hatten an dem Tag auswärts zu tun. O-Tsuma war allein mit ihrer Schwiegermutter. Sie hätte fünf Kinder, erzählte sie Ushimatsu. Die größeren spielten irgendwo draußen. Drei Mädchen, das älteste mochte vier sein, schmiegten sich an die Mutter. Sie waren so schüchtern, daß sie nicht einmal zu einem Gruß zu bewegen waren. Ab und an warfen sie einen neugierigen Blick auf den Gast, versteckten sich dann aber gleich wieder hinter der Mutter, und das Kleinste, das gerade erst laufen gelernt hatte, begann wohl aus Angst vor dem fremden Mann zu weinen. Die Schwiegermutter lachte darüber und schließlich auch O-Tsuma. »Na, du bist mir eine!« sagte sie zu ihrer jüngsten Tochter und gab ihr die Brust. Es war niedlich, wie die Kleine verstohlen zu Ushimatsu hinübersah, während sie saugte und zwischendurch immer wieder aufschluchzte.

Die Schwiegermutter redete gern und bestritt die Unterhaltung allein. O-Tsuma schenkte Ushimatsu Tee ein. Auch ihr schienen Erinnerungen gekommen zu sein. »Hast dich aber rausgemacht, Ushimatsu!« sagte sie, musterte ihn flüchtig und errötete.

Nachdem er sich für die Anteilnahme am Tode seines Vaters bedankt hatte, verabschiedete er sich. O-Tsuma und ihre Schwiegermutter geleiteten ihn bis an die Gartenpforte und sahen ihm noch eine Weile nach. Während er den Hang hinaufstieg, mußte er daran denken, wie anders jetzt doch alles war. Diese O-Tsuma in ihrer gutmütigen hausfraulichen Art war nicht ohne Liebreiz und erschien ihm trotzdem fremd, verglichen mit dem Bild, das er von ihr in sich getragen hatte. Im gleichen Alter wie er und schon Mutter von fünf Kindern! War das wirklich die Gefährtin seiner Kindheit? fragte er sich, blieb hin und wieder stehen und seufzte.

Die Erinnerungen taten ihm weh. Bei den Zweifeln, die ihn quälten, und bei den Qualen, die er litt, wurde ihm deutlich

bewußt, wie glücklich er in seiner Kindheit war. Aber die herrliche Zeit, da er über sich selber noch nichts wußte und mit einem hübschen Mädchen den Apfelgarten durchstreifte, war unwiederbringlich dahin. Könnte ich noch einmal empfinden, was ich in jenen Tagen empfand, könnte ich noch einmal vergessen, daß ich ein Eta bin, könnte ich noch einmal so frei und unbeschwert die Freuden dieser Welt genießen wie damals! dachte er. Schmerzliche Sehnsucht brach wie ein reißendes Wasser im Frühling über ihn herein. Die traurige Verzweiflung eines Eta, der Traum von Liebe, alles vermengte sich und ließ ihm sein junges Leben um so schöner erscheinen. Am Ende trugen ihn seine Gedanken sogar zu O-Shio im Lotosblütentempel fort. Es loderte in ihm, als er in den Gasthof zu Inoko eilte.

2

Auf der Papierlaterne unter dem Vordach stand: »Logierhaus Yoshidaya« – ein Überbleibsel vergangener Zeiten. Nur selten zogen Kaufleute aus anderen Landstrichen noch über die Reichsstraße. Die meisten Herbergen hatten sich in Bauernhöfe verwandelt. In Nezu gab es nur noch zwei oder drei, und auch sie verdienten kaum mehr den Namen Herberge. Das »Yoshidaya« war eines von ihnen. Die Geschäfte gingen schlecht, deshalb hatte der Wirt angefangen, in den einstigen Gästezimmern Seidenraupen zu züchten. Aber selbst in seinem Verfall hatte so ein ländlicher Gasthof noch seine Reize: Bohnen lagen am Eingang zum Trocknen, Hühner gackerten im Garten, mit mühsamem Schritt schleppte ein Mann Wasser hinüber ins Bad. In der Küche loderte ein Feuer, und unschuldiges Lachen klang von dort herüber.

»Jetzt werde ich mich ihm anvertrauen«, sagte Ushimatsu zu sich selber, als er den Gasthof betrat.

Er wurde nach hinten geführt. Der Rechtsanwalt war noch nicht zurück. Das Bild in der Schmucknische, die papierenen Schiebetüren – hier hatte man offenbar seit Ewigkeiten nichts erneuert. So machte das Zimmer zwar einen etwas verwahrlosten Eindruck, aber in seiner stillen Abgeschiedenheit war es genau der richtige Ort, sich zu unterhalten. Inoko hatte Holzkohle im

Feuerbecken nachgelegt und dem Gast ein Sitzkissen hingeschoben. Erfüllt von einem seltsamen Glücksgefühl, saß Ushimatsu seinem Idol gegenüber. Selbst der Tee, den ihm Inoko eigenhändig aufbrühte, erschien ihm als etwas ganz Besonderes. Er begann die Bücher Inokos, die er stets voller Eifer gelesen hatte, aufzuzählen. Als erstes, so erzählte er, habe er das Werk »Moderne Geistesströmungen und die Gesellschaft der Erniedrigten« in die Hand bekommen. Er sprach von den Büchern »Den Armen zum Trost«, »Die Arbeit« und »Ein gewöhnlicher Mensch«, die für ihn gerade wegen ihrer Unterschiedlichkeit interessant gewesen seien; er sprach von seiner Freude, als er die Ankündigung der »Bekenntnisse« entdeckt und schließlich das Buch in einer Zeitschriftenhandlung in Iiyama gekauft habe, erzählte, wie er, gespannt auf den Inhalt, damit in seine Herberge zurückgekehrt sei, wie tief es ihn beim Lesen berührt habe, wie deutlich ihm die Macht dessen, was sich Gesellschaft nenne, geworden sei und was er alles an neuen Ideen in diesem Buch gefunden habe.

Inoko schien darüber sehr beglückt. Und er war auch noch bewegt, als sie kurz darauf gemeinsam ins Bad hinübergingen, nachdem man ihnen gesagt hatte, daß das Wasser heiß sei. Ushimatsus Begeisterung beeindruckte ihn. Er hatte ihn vorher schon für einen Freund gehalten, aber nie gedacht, daß Ushimatsu alle seine Schriften gelesen hätte.

Krankheit bleibt Krankheit, und Inoko in seiner rücksichtsvollen Art wollte niemanden in Verlegenheit bringen. Diese Besorgnis, die Gesunde nicht kennen, stand ihm im Gesicht geschrieben. Das betrübte nun wiederum Ushimatsu. Seine Angst vor Inokos Krankheit hatte sich längst verflüchtigt. Mitgefühl war an die Stelle von Furcht getreten.

Vor dem Bad hüpfte ein Bächlein über die Steine. Inoko und Ushimatsu lauschten eine Weile seinem munteren Geplätscher, während sie im Badezuber hockten und die wohlige Wärme des klaren Wassers genossen. Die Strahlen der sich neigenden Sonne fielen durch die Fensterscheiben und gaben allem in dem dunstigen Raum etwas Schemenhaftes. Nachdem Inoko sich richtig aufgewärmt hatte, stieg er aus dem Zuber, um sich an der Spülrinne zu waschen. Er dampfte und glühte am ganzen Körper.

Auch Ushimatsus Haut hatte sich gerötet, Schweiß perlte ihm auf der Stirn, und die Hitze ließ ihn eine Zeitlang die Pein dieser Welt vergessen.

»Ich wasche Ihnen den Rücken«, sagte Ushimatsu und trat mit einem kleinen Holzkübel voll Wasser in der Hand hinter Inoko.

»Wirklich?« Inoko strahlte vor Freude. »Das ist nett. Machen Sie sich aber nicht zuviel Mühe.«

Ushimatsu war glücklich, den verehrten Mann ein wenig in seiner Tagtäglichkeit zu erleben und zu erfahren, wie er dachte, sprach und handelte. Beide hatten das Gefühl, sich mit einemmal sehr viel nähergekommen zu sein.

»So, jetzt bin ich an der Reihe«, sagte Inoko und schöpfte warmes Wasser aus dem Badezuber.

»Nein, das ist nicht nötig«, versuchte Ushimatsu abzuwehren. »Ich habe mich erst gestern abgeseift.«

»Gestern war gestern, und heute ist heute.« Inoko lachte. »Genieren Sie sich nicht so. Nun kommen Sie schon!«

»Ich weiß nicht, aber . . .«

»Sie werden sehen, Segawa, ich gebe einen ganz guten Badejungen ab«, scherzte er, während er Ushimatsu den Rücken einseifte. Unterdes erzählte er: »Das war noch damals in Nagano. Wir machten zusammen mit den Studenten einen Ausflug nach Jōshu, und ich weiß noch genau, wie sie mich zum ›Oberfresser‹ ernannten. Ja, Essen und Trinken schmeckten mir. Ich war kerngesund. Danach habe ich dann so manches erleben müssen. Und ich wundere mich eigentlich, wie ich das bis heute alles durchgestanden habe.«

»Danke, es reicht schon.«

»Wieso? Ich habe doch gerade erst angefangen. Noch ist der Schmutz nicht runter«, sagte Inoko und schrubbte Ushimatsu gründlich den Rücken. Zum Schluß goß er ihm das warme Wasser aus dem kleinen Kübel über die Schultern. Das Wasser vermengte sich mit dem Seifenschaum und floß als milchigweißer Strom über die Holzroste. »Wissen Sie«, begann er von neuem und wurde sehr nachdenklich. »Ich kann mir nicht helfen, aber es stimmt mich jedesmal wieder traurig, wenn ich an die Leute denke, zu denen ich gehöre. Es ist beschämend, daß sich für sie

die Welt des Geistes noch immer nicht geöffnet hat. Als ich vom Lehrerseminar wegging, habe ich lange nachgedacht und viele schwere Stunden gehabt. Daß ich krank wurde, hängt auch damit zusammen. Aber auf der anderen Seite hat mich die Krankheit gerettet. Sie hat mich darauf gebracht, nicht nur vor mich hin zu brüten, sondern etwas zu tun. Sie sagten, Sie hätten mein Buch ›Moderne Geistesströmungen und die Gesellschaft der Erniedrigten‹ gelesen. Als ich es schrieb, gab es nicht einen einzigen Tag für mich, an dem ich mich einigermaßen wohl gefühlt hätte. Wenn später der eine oder andere von den ›Neubürgern‹ dieses Buch zur Hand nimmt und sagt: Aha, der hieß Inoko, der das geschrieben hat, einer von uns!, dann wäre ich schon zufrieden. Ja, ihnen ein Sprungbrett zu sein – das ist der Sinn meines Lebens und auch meine Hoffnung.«

3

Ushimatsu war mehrmals drauf und dran, sich Inoko anzuvertrauen, aber irgend etwas hielt ihn immer wieder davon ab. So verließen sie das Bad, ohne daß er sein Geheimnis preisgegeben hatte. Der Rechtsanwalt war auch jetzt noch nicht zurück. Zum Abend sollte es Haseln aus dem Chikuma geben. Inoko hatte sie am Morgen, als er von Ueda heraufgekommen war, schon mit der Absicht gekauft, sie sich, bestrichen mit gewürzter Bohnenpaste, am Spieß braten zu lassen, um gemeinsam mit Ushimatsu den ersten Fisch der Wintersaison zu kosten. Es schien bald soweit zu sein. Aus der Küchte tönte das Geklapper eines Mörsers herüber. Und der appetitliche Duft der bratenden Haseln zog zusammen mit dem Rauch von verbrennendem Fischfett schon bis in ihr Zimmer.

Inoko holte aus der Reisetasche seine Medizin hervor. Nach dem Bad sah man ihm seine Krankheit erst recht nicht an. Er roch flüchtig an einer Flasche mit Kreosot und kam schließlich auf Takayanagi zu sprechen.

»Sie sind zur selben Zeit wie er von Iiyama aufgebrochen?«

»Ja, und mir kam er gleich sehr eigenartig vor«, sagte Ushimatsu lächelnd. »Vor allem, weil er mir dauernd aus dem Weg zu gehen suchte.«

»Ein Beweis dafür, daß er kein reines Gewissen hat.«

»Ich sehe noch, wie er sich, in seinem Mantel vermummt, davonschlich.«

Inoko lachte.

»Das hat ihm alles nichts genützt.«

Dann erzählte er Ushimatsu ausführlich, auf welch seltsame Weise er dahintergekommen war, daß Takayanagi in aller Heimlichkeit Rokuzaemons Tochter geheiratet hatte: In der ältesten Eta-Siedlung von Shinshū, der Gemeinde Akiwa in der Nähe von Ueda, hatte ihm ein Mann davon erzählt, der mit Rokuzaemon zwar verwandt, aber verfeindet war. Und heute morgen bei ihrer Ankunft in Nezu hatten er und der Rechtsanwalt zufällig gesehen, wie das junge Paar aufbrach, wahrscheinlich zu seiner Hochzeitsreise. Takayanagi dürfte sie kaum bemerkt haben, aber sie hatten ihn von hinten ganz genau erkannt.

»Ist das nicht erschreckend?« Inoko stieß einen Seufzer aus. »Ich weiß nicht, Segawa, was Sie von dem Mann halten. Aber ich sage Ihnen, wenn Sie nach Iiyama zurückkommen, werden Sie einiges erleben. Ich bin mir da ziemlich sicher. Er wird aus Anlaß seiner Heirat ein großes Fest geben und, ohne eine Miene zu verziehen, allen erzählen, daß seine Frau aus einer reichen Familie stammt, die in einer entlegenen Gegend lebt. Daß sie die Tochter eines Eta ist – das wird er ganz gewiß für sich behalten.«

Kaum hatte Inoko davon angefangen, kam das Mädchen mit dem Abendessen. Der Duft des gerösteten Fisches stieg ihnen, hungrig, wie sie beide waren, verführerisch in die Nase. Die frischen Haseln mit ihren silbrigen Rücken und hellweißen Bäuchen waren jetzt rundum schön gebräunt – bis auf die Stellen, wo sich die Kruste gelöst hatte – und trieften an den Bambusspießen von Fett. Offenbar von dem Geruch angelockt, steckte eine kleine Katze hinter dem Mädchen putzig ihren Kopf hervor. Sie würden sich allein bedienen, sagte Inoko. Daraufhin zog sich das Mädchen zurück und nahm auch die Katze mit.

»Darf ich Ihnen auftun?« fragte Ushimatsu, zog den Topf zu sich heran und begann, Inokos Schale mit dampfendem Reis zu füllen.

»Danke, danke! Ist es nicht besser, wenn sich jeder selber

nimmt? Wissen Sie, so mit Ihnen an einem Tisch, das erinnert mich an die Mensa im Lehrerseminar«, meinte Inoko lachend. Auch beim Essen erzählte er weiter, und Ushimatsu sprach ebenfalls bald von diesem, bald von jenem, während er das Fleisch der Haseln sauber von den Gräten löste und dabei den Duft der knusprigen Bohnenpaste auf der Fischhaut in vollen Zügen genoß. »Ich wundere mich immer wieder über diese Herrschaften heutzutage, die vor nichts zurückschrecken, um zu Geld zu kommen.« Inoko ließ die Hand mit den Eßstäbchen auf die Knie sinken. »Wie man mir erzählte, steckt dieser Takayanagi arg in der Klemme, obwohl er sehr protzig auftritt. Er soll Schulden über Schulden haben. Die Geldverleiher ließen nicht mehr locker, und außerstande, seinen Verpflichtungen nachzukommen, konnte er sich kaum noch Chancen für die Wahl in diesem Jahr ausrechnen. Nun mag ja einer noch so sehr in Schwierigkeiten geraten, aber sich dann durch eine Heirat Geld zu verschaffen ist einfach widerlich, finden Sie nicht? Wenn man ihn jetzt fragte, würde er wahrscheinlich sagen: Rokuzaemon ist ein redlicher Bürger. Warum sollte ich seine Tochter nicht heiraten? Und ist es nicht eine Selbstverständlichkeit, daß ein Schwiegervater seinen Schwiegersohn bei der Wahl unterstützt! – So weit, so gut. Es wäre ihm sogar hoch anzurechnen, wenn er das Herz besäße, sich über alle Schranken hinwegzusetzen, um das Mädchen zu bekommen, das er gern hat. Aber warum wird dann in aller Stille geheiratet? Wozu dann dieses unmännliche Verhalten, heimlich zu kommen und heimlich wieder zu verschwinden? Und so was will in den Reichstag! So was schwingt dann große Reden darüber, wie das Reich zu lenken ist! Und wie sieht sein eigenes Leben aus! Dafür gibt es keine Entschuldigung. Unter der Maske eines Ehrenmannes verbirgt sich ein ganz gemeiner Kerl. Was soll man dazu noch sagen. Es ist schon so, es gibt heute eine Menge Menschen, die für Geld alles tun, und wenn sie einen Käufer fänden, würden sie sich sogar noch selber verschachern. Aber am meisten empört mich, daß so einer hinterher tut, als wäre nichts geschehen. Segawa, versuchen Sie mal, das von unserer Warte aus zu betrachten. Schlimmer kann man uns ›Neubürger‹ kaum noch kränken.«

Eine Weile aßen sie, ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Doch dann erregte sich Inoko wieder, und er fuhr fort, als hätte er seine Krankheit und alles andere völlig vergessen:

»Dieser Rokuzaemon ist auch nicht viel besser. Was hat er sich eigentlich davon versprochen, so einem seine Tochter zu geben? Will er sich, wenn er jetzt nach Tōkyō kommt, etwa damit brüsten, einen Politiker zum Schwiegersohn zu haben? Das wird ihm noch manche schlaflose Stunde bereiten. Bei aller Ruhmsucht hätte er auch ein bißchen an seine Tochter denken sollen.« Inoko blickte jetzt sehr ernst drein. Er schien seinen eigenen Gedanken nachzuhängen.

Je länger Ushimatsu zugehört hatte, desto mehr erschreckte ihn, was ihm da über diesen Politiker eröffnet wurde, desto mehr aber bewunderte er auch die leidenschaftliche Anteilnahme Inokos am Schicksal derer, die derselben Herkunft waren wie er. Dieses Feuer, das in dem geschwächten Körper brannte, hatte zugleich etwas Tragisches. Wenn Inoko sprach, lag darin eine Kraft verborgen, die Ushimatsu tief bewegte. Mitunter schwangen in den Worten Töne mit, die einem zu sagen schienen, daß sich nur ein Kranker für andere so grämen könne.

4

Es war schon spät, als Ushimatsu den Gasthof verließ. Und er hatte am Ende doch nicht über das gesprochen, worüber er hatte sprechen wollen. Bei dem Gedanken wurde ihm auf dem Heimweg so traurig zumute, daß er am liebsten geweint hätte. Warum hast du es ihm nicht gesagt? fragte er sich wieder und wieder. Weil dein Vater es dir verboten und dein Onkel dich gewarnt hat? Ist das Geheimnis erst einmal über deine Lippen, was weißt du, wann es dann wem noch zu Ohren kommt. Inoko wird es seiner Frau erzählen. Und wie lange behält eine Frau schon etwas für sich! Unwiderruflich würden die Dinge ihren Lauf nehmen. – Nein, du willst dir bloß nicht eingestehen, daß du ein Eta bist. Du willst weiter so leben wie bisher. – Aber ist das nicht ganz natürlich? – So suchte Ushimatsu nach Entschuldigungen.

Doch es waren alles nur Ausreden, und er konnte sie nicht als

Grund für sein Schweigen gelten lassen. Ihn beschlich jetzt das Gefühl, sich selber betrogen zu haben. Die Wahrheit sogar noch vor Inoko zu verbergen, nein, das erlaubte ihm sein Gewissen nicht länger.

Warum das Grübeln? Wozu die Quälerei? Ich werde nie zu einem anderen mit einem einzigen Wort davon reden. Nur ihm vertraue ich mich an, nur diesem einen Menschen, der mir ein Vorbild ist und der wie ich zu den Eta gehört. Was ist da zu fürchten? Wo ist eine Gefahr? Ich lüge doch, wenn ich es ihm verschweige, sagte sich Ushimatsu voller Scham und Betrübnis zugleich.

Da war noch etwas anderes – die überschäumende jugendliche Lebenskraft, die ihn heftig bedrängte. Ushimatsu glich jungem Gras, das unter dem Schnee zu sprießen begonnen hat. Sein Herz sehnte sich nach dem Frühling, solange es aber Ängste und Zweifel umklammerten, konnte es sich nicht entfalten. Sobald die Sonne auf den Schnee scheint, schmilzt er, und das Grün bricht hervor – das ist ganz natürlich. Und wenn nun ein junger Mensch in tiefer Verehrung und Liebe zu seinem Vorbild munter voranschreitet – ist das nicht ebenso natürlich? Jeder Blick und jedes Wort von Inoko beflügelte Ushimatsus Drang nach der Freiheit des Geistes. Ich muß es ihm sagen! Das ist der Weg, den ich zu gehen habe!

So gab ihm sein eigenes junges Leben neuen Mut. Ja, morgen werde ich mich ihm anvertrauen, beschloß er und strebte eiligen Schrittes dem Haus in Himekozawa zu.

Am Abend kam O-Tsumas Vater. Bis spät in die Nacht saßen sie am Herd und unterhielten sich. Der Onkel hatte offenbar nicht die Absicht, sich eingehender nach Inoko zu erkundigen, nur als Ushimatsu schlafen gehen wollte, fragte er ihn:

»Du hast deinem Gast doch nichts von dir erzählt?«

Er blickte seinen Onkel an und antwortete:

»Wer wird so was schon erzählen!« Aber aus dem Herzen waren diese Worte nicht gesprochen.

Nachdem er sich hingelegt hatte, fand er lange keinen Schlaf. Ein merkwürdiger Wachtraum verfolgte ihn. Kaum vermeinte er das Antlitz seines toten Vaters, als er zum letztenmal von ihm

Abschied genommen hatte, vor sich zu sehen, stand ihm auch schon das von Krankheit gezeichnete Gesicht Inokos vor Augen und machte gleich darauf dem O-Tsumas Platz. Die klaren Augen, über die ein Leuchten ging, die weißen Zähne, die beim Sprechen aufblitzten, die Wangen, die erröteten – während er noch darüber nachsann, wie sich die Gefühle einer Frau immer gleich im Äußeren spiegeln, hatte er unversehens das Bild O-Shios vor sich. Doch nichts blieb länger haften. Beim Erwachen im Morgengrauen hatte er seinen Traum wieder vergessen.

10. KAPITEL

1

Endlich war die Stunde gekommen, die schmerzende Last abzuwerfen.

Inoko und der Rechtsanwalt mußten zurück nach Ueda, und Ushimatsu hatte versprochen, sie zu begleiten. Denn an diesem Morgen sollte der Stier, der den Vater mit den Hörnern aufgespießt hatte, in Ueda zur Schlachtbank geführt werden. Ushimatsu und sein Onkel waren gebeten worden, dabei zugegen zu sein.

Die beste Gelegenheit, das zu tun, wozu er sich gestern abend entschlossen hatte! Wer weiß, wann sie sich wiedersehen würden! Wenn der Onkel und der Rechtsanwalt uns nicht hören können – wenn wir allein sind! dachte Ushimatsu, als er mit dem Onkel zum Aufbruch rüstete.

An der Stelle, wo die Straße nach Ueda abbog, trafen sie sich. Ushimatsu stellte seinen Onkel dem Rechtsanwalt, dann Inoko vor. Verlegen knetete der Onkel seine schweren Bauernhände, verbeugte sich und sagte zu Inoko: »Vielen Dank, daß Sie sich so um Ushimatsu kümmern – und daß sie uns gestern besucht haben. Leider war ich nicht zu Hause.«

Nach der Begrüßung sprach Inoko ihm mit freundlichen Worten sein Beileid aus.

Es war noch früh am Morgen. Während sie auf der taunassen

Straße durch tiefen Nebel dahinschritten, hörten sie bald fern, bald nah die Hähne krähen. Die Luft war lau wie an einem Vorfrühlingstag, so daß man fast vermeinte, das welke Gras am Wegesrand würde zu neuem Leben erwachen. Graue Dunstschwaden wallten dicht über den Boden, umhüllten die nahen Wälder und entrückten sie in schemenhafte Ferne.

Die vier Männer unterhielten sich angeregt, meist zu zweit, wobei mal die einen, mal die anderen ein Stückchen voraus waren. Oft hallte das Lachen des Rechtsanwalts weithin durch die Morgenluft. So kamen sie leichten Fußes voran, ohne daß ihnen der Weg lang wurde.

Als sie sich dem Ostteil von Ueda näherten, waren Inoko und Ushimatsu hinter den anderen beiden ein wenig zurückgeblieben. Allmählich wurde es hell auf der Straße, und stellenweise blaute auch schon der Himmel. Lichtgeränderte Wolken zogen hoch über ihre Köpfe hinweg. In ersten Umrissen zeichnete sich ihr Reiseziel vor ihnen ab. Von den Strohdächern stieg Rauch auf. Der Nebel lichtete sich.

Inoko machte durchaus keinen gequälten Eindruck. Aber ob dieser steinige, schwer zu gehende Weg nicht doch zuviel für ihn ist? fragte sich Ushimatsu besorgt und blieb hin und wieder stehen, damit Inoko zu ihm aufschließen konnte. Soweit er es als Laie zu beurteilen vermochte, litt Inoko offenbar keineswegs unter Atemnot, was ihn sehr beruhigte. Die beiden anderen, die ihre Schritte mit munteren Reden begleiteten, hatten sich, als Ushimatsu zu ihnen hinübersah, schon an die hundert Meter von ihnen entfernt. Plötzlich brach die Sonne hervor und tauchte die Straße vor ihnen in einen feuchten Glanz. Angenehm weiches Morgenlicht überflutete die Hänge von Chiisagata.

Wenn du es ihm sagen willst, tu es jetzt! Du verletzt damit nicht das Gebot, redete sich Ushimatsu zu. Würdest du es irgend jemandem erzählen, ja, dann wäre alle Mühe umsonst gewesen. Doch du vertraust dein Geheimnis ihm an, und das ist, als spräche einer mit seinen Eltern und Geschwistern darüber. Dagegen kann nichts einzuwenden sein. – So versuchte er, sich vor sich selber zu rechtfertigen.

Ushimatsu war alles andere als unbesonnen. Er hatte keines-

wegs die Absicht, die ernsten Mahnungen seines Vaters in den Wind zu schlagen und sich leichtfertig sein eigenes Grab zu schaufeln.

»Verrate niemand deine Herkunft!« hörte er in diesem Augenblick eine strenge Stimme tief in seinem Innern sagen. Ein kaltes Schaudern überlief ihn. Da mußte sich selbst ein Ushimatsu unschlüssig werden. Seine Lippen wollten schon die ersten Laute formen, gequält suchte er nach einem Anfang, aber plötzlich war ihm, als hielte ihn eine unsichtbare Kraft davor zurück, das Gebot seines Vaters zu übertreten.

»Vergiß es nie!« hörte er es wieder sagen.

2

»Sie sehen ja so nachdenklich aus, Segawa«, sagte Inoko, nachdem er sich zu Ushimatsu umgewandt hatte. »Wir sind ganz schön weit zurück. Lassen Sie uns ein bißchen schneller gehen.«

Ushimatsu mußte kräftig ausschreiten, um Inoko zu folgen. Es dauerte nicht lange, bis sie zu den beiden Weggefährten aufschlossen. Ushimatsu war die Gelegenheit leicht wie ein Vogel entschlüpft. Er tröstete sich damit, daß sie bestimmt noch einmal beide allein sein würden.

Die Sonne stieg allmählich höher. Der Himmel leuchtete in tiefem, durchsichtigem Blau. Nur im Süden zogen vereinzelt ein paar Wolken herauf. Unter den warmen Strahlen verdampfte das Wasser, und es schien, als begännen die Täler und Höhen zu atmen. Die Erde unter ihren Füßen trocknete auf, wurde grau und verströmte einen angenehmen Geruch. Zu beiden Seiten der Straße dehnten sich Kornfelder. Die aufsprießende Saat weckte eine unbändige Sehnsucht nach dem Frühling.

Es war eigenartig, wie jeder der vier Männer dieselbe Landschaft mit anderen Augen sah. Den Rechtsanwalt regte sie dazu an, von den Kämpfen zwischen Pächtern und Grundbesitzern, Inoko, über Freud und Leid der Bauern zu sprechen. Der Onkel redete von dem Unkraut, das ihnen das Leben schwer machte, von dem Boden, dessen Qualität die Ernte bestimmte, und von der nachlässigen Art der Leute hier in den Bergen, verglichen mit

jener derer in der Ebene. Die Unterhaltung der drei entfernte sich niemals von dem, was man das Alltagsleben nennt. Nur Ushimatsus Gedanken kreisten beim Anblick dieser Landschaft um anderes, sie erweckte in ihm, dem viel Jüngeren, nicht nur Vorstellungen von Arbeit. So erreichten sie unter munterem Geplauder Ueda, ohne daß ihnen die Mühen des Weges bewußt geworden waren.

Der Rechtsanwalt hatte sich in Ueda ein Büro eingerichtet. Dort wurden die beiden von Inokos Frau erwartet. Sie würden kurz bei ihr vorbeischauen, rasch noch einiges erledigen und dann ebenfalls zum Schlachthof kommen, versprachen sie, als man sich trennte.

Je mehr Ushimatsu und sein Onkel sich dem Schlachthof näherten, desto lebendiger wurden ihre Erinnerungen an den Toten. Sie sprachen nur noch von ihm, und zwar in aller Offenheit, weil sie wieder unter sich waren und deshalb nichts zu befürchten brauchten.

»Heut ist der sechste Tag«, seufzte der Onkel, »ich mein, wo dein Vater tot ist und du da bist. Die Beerdigung, das Totenmahl, die Dankesbesuche, das ist alles vorbei. Ja, und morgen ist schon die erste Woche rum. Wie schnell die Zeit vergeht. Mir ist, als ob es erst gestern gewesen ist, wo wir von ihm Abschied genommen haben.«

Tief in Gedanken versunken, ging Ushimatsu schweigend neben dem Onkel her.

»Meistens kommt es im Leben anders, als man denkt«, fuhr der Onkel fort. »Dein Vater wollte es nun ein bißchen sachter angehen lassen, und da muß das passieren. Reichtümer und Ruhm hat er nicht hinterlassen. Sein ganzes Leben war eine einzige Schinderei. Und wofür hat er sich abgequält? Ich will's dir sagen: für mich und für dich. Als ich noch jung war, wie oft hab ich mich da mit ihm gezankt. Er war der Ältere. Verprügelt hat er mich und zum Heulen gebracht. Aber heut weiß ich, nichts geht in der Welt über Eltern und Geschwister. Wenn dich auch alle Menschen im Stich lassen, sie nicht. Ich werd deinen Vater niemals vergessen.«

Er verstummte für eine Weile.

»Und du solltest ihn auch nie vergessen«, begann er von neuem. »Was glaubst du wohl, wie er sich um dich gesorgt hat. Einmal hat er zu mir gesagt: ›Ushimatsu ist jetzt im gefährlichsten Alter. Hier in den Bergen kannst du dir noch soviel ausdenken, draußen in der Welt sieht's wieder ganz anders aus. Und das beunruhigt mich. Unter all den Menschen hat man bestimmt seine liebe Not, daß nicht doch mal was durchblickt. Wenn bloß alles gut geht mit ihm. Hoffentlich bringt ihn sein Studieren eines Tages nicht auf dumme Gedanken. Ich kann mir nicht helfen, aber solang er nicht an die Dreißig ist, werd ich wohl meine Angst nicht los.‹ Da hab ich gesagt: ›Mach dir keine Sorgen deswegen. Für Ushimatsu garantier ich dir.‹ Aber er hat den Kopf geschüttelt. ›Nein, nein, ich kenn mich selber viel zu gut, und ein Sohn erbt von seinem Vater immer nur das Schlechte. Daß er vorsichtig ist, das ist ja richtig. Aber wenn er nun wieder zu vorsichtig ist, kann's da nicht passieren, daß die anderen erst recht mißtrauisch werden?‹ Er war sehr ernst, doch ich hab gelacht und gesagt: ›Wenn du so anfängst, findest du kein Ende.‹« Auch jetzt lachte der Onkel. Aber es war ein stilles, nachdenkliches Lachen. Dann wechselte er den Ton: »Du wirst es schon schaffen, weil du die richtige Einstellung dazu hast. Aber eins sag ich dir: Man kann gar nicht vorsichtig genug sein. Auch wenn dein Lehrer noch so großherzig und tausendmal von der gleichen Herkunft ist, laß dich niemals hinreißen. Ein Fremder und Eltern und Geschwister, das ist ganz was anderes. Wenn dein Vater von den Weiden runterkam und mich und deine Tante sah, dann hat er immer gleich von dir geredet. Jetzt, wo er nicht mehr lebt, können bloß noch deine Tante und ich uns an dir freuen. Du weißt, wir haben keine Kinder. Du bist unsere einzige Stütze.«

3

Der Bulle war schon am frühen Morgen zum Schlachthof gebracht worden, denn sein Besitzer wollte unbedingt vor Ushimatsu und seinem Onkel zur Stelle sein. Als die beiden hinter einem Fleischerjungen mit seinem leeren Karren nun am Tor auftauchten, eilte er ihnen entgegen, um sie zu begrüßen. Sein

Gesicht verriet, daß ihm der jähe Tod des alten Hirten wirklich naheging. »Nun laß mal gut sein«, unterbrach der Onkel den Redeschwall des anderen. »Wir sind dir nicht böse. Es ist seine Schuld. Er hätt sich eben besser vorsehen müssen.« Doch diese gutgemeinten Worte schienen den anderen nicht zu trösten, sondern eher noch mehr zu bedrücken. »Es tut mir ja so leid, und es fällt mir schwer, euch unter die Augen zu treten. – Aber der Täter war ein Tier. Vielleicht könnt ihr es mir deshalb nachsehen und es als einen Unglücksfall nehmen«, wiederholte er ein um das andere Mal.

Der Schlachthof mit seinen fünf noch ganz neuen flachen Bauten lag etwas außerhalb von Ueda am Fuße des Berges Tarō. Sechs, sieben Hunde, von denen einer immer stechendere Augen als der andere hatte, versammelten sich draußen vor dem Eingang, beschnüffelten die beiden, knurrten heiser und sahen so aus, als wollten sie jeden Moment beißen.

Der Besitzer des Bullen geleitete Ushimatsu und seinen Onkel durch das schwarze Tor. Der weitläufige Hof wurde nach Norden zu von dem Labor des Veterinärs begrenzt. Rechts daneben lag das Schlachthaus. Ein dicklicher Mann um die Fünfzig führte dort das Wort. Sein bestimmter, doch keineswegs unfreundlicher Ton verriet den Meister. Etwa zehn junge Leute gingen ihm als Schlächter zur Hand – alles unverkennbare »Neubürger«. Sie machten nicht gerade den freundlichsten Eindruck und fielen auch durch ihre eigenartige Hautfarbe auf. Es war, als trüge jeder ein Brandmal in dem rötlichen Gesicht. Die einen drehten sich nach den Fremden um und betrachteten sie mit jener stumpfen Miene, die Menschen aus der untersten Schicht der Verstoßenen oft eigen ist. Die anderen sahen ängstlich und verschüchtert drein und wagten nur ein paar verstohlene Blicke. Der scharfsinnige Onkel hatte die Situation sofort erfaßt. Er stieß Ushimatsu mit dem rechten Ellenbogen leicht an, als wollte er ihm sagen: Laß dir nichts anmerken! Kaum hatte ihn der Ellenbogen des Onkels berührt, durchzuckte Ushimatsu diese geheime Mitteilung auch schon wie ein Stromstoß. Aber zum Glück schien es keinerlei Grund zur Beunruhigung zu geben. Erleichtert setzten sie ihr Gespräch mit dem Besitzer des Bullen fort.

In einem Pferch lagen außer dem Bullen von den Weidegründen in Nishinoiri noch zwei andere an der Kette und sahen wie in eine Zelle gesperrte, zum Tode verurteilte Verbrecher dem mit jedem Augenblick näher rückenden Ende ihres irdischen Daseins entgegen. Ushimatsu stand jetzt mit seinem Onkel und dem Besitzer vor diesem Pferch. Ein Tier hat es getan – das war ja nicht einfach dahergeredet, sagte sich Ushimatsu und empfand in diesem Moment auch keinerlei Bitterkeit. Da war nur die schmerzhafte Erinnerung an das traurige Ende des Vaters, an das Blut, das sich über das Gras ergossen hatte. Die beiden anderen Bullen, einer schwarz und einer rotbraun, stammten aus der Sado-Zucht. Klapperdürr, wie sie waren, taugten sie zu nichts anderem mehr, als den Hunger der Menschen zu stillen. Sie boten einen erbärmlichen Anblick, verglichen mit dem Stier von den Weiden in Nishinoiri: ein schönes Mischblut mit schwarzglänzendem Fell, hochgewachsen und von kräftigem Knochenbau. Der Besitzer langte durch das Gatter und kraulte dem Stier Kopf und Wamme.

»Was hast du bloß angerichtet! Glaub mir, gern hab ich dich nicht hierhergebracht. Das hast du dir selber zuzuschreiben. Also schick dich drein!« So redete er dem Stier wie ein Vater seinem Sohn gut zu. Man sah ihm an, daß ihm der Abschied schwerfiel. »Guck her! Dies ist der Sohn vom alten Hirten. Bitt ihn um Vergebung! Selbst ein Tier wie du hat bestimmt eine Seele. Merk dir also, was ich dir sage: Wenn du wieder auf die Welt kommst, sei folgsamer!«

Dann sprach er zu den beiden vom Stammbaum des Bullen. Er hätte, so sagte er, schon viele aufgezogen, aber noch nie einen von so hervorragendem Blut; der Vater stamme aus Amerika und die Mutter von dort und dort; wäre er nicht so bösartig gewesen, hätte man ihm eines Tages auf den Weiden in Nishinoiri sicher Loblieder gesungen, meinte der Besitzer, stieß einen tiefen Seufzer aus und fügte hinzu, er werde die Hälfte des Erlöses aus dem Fleisch für eine Messe zum Gedenken an den Hirten spenden, damit wenigstens dessen Seele Trost finde.

In dem Augenblick erschien der Veterinär und begrüßte sie, ohne dabei seinen Jägerhut abzunehmen. Kurz darauf kam auch

der Fleischhändler, weil er sich offensichtlich mit frischer Ware versorgen wollte. Bald gesellten sich auch Inoko und der Anwalt zu Ushimatsu und seinem Onkel. Sie standen auf dem Hof, schauten sich um und unterhielten sich. »Das also ist der Bulle!« sagte Inoko mit leiser Stimme. Die Schlächter begannen mit ihren Vorbereitungen: Sie schürzten ihre Kimonos hinten, zogen sich weiße Kittel über und schlüpften aus ihren groben Strohsandalen. Lachen und Geflüster mischten sich mit dem Bellen der Hunde. Es wurde unruhig auf dem Schlachthof.

Nun führte man den Bullen aus dem Pferch. Alle Augen richteten sich auf ihn. Die beiden bisher ganz stillen Sado-Bullen wurden plötzlich nervös und warfen ihre Köpfe von einer Seite zur anderen. Einer der Schlächter packte den Rotbraunen an der Nase und redete mal sanft, mal wütend auf ihn ein. Ihr Instinkt schien die Tiere zu warnen und zur Flucht zu treiben. Der Schwarze umkreiste den Pfahl, an den er angebunden war. Doch der Stier von den Weidegründen blieb eher gelassen. Er lehnte sich nicht unnütz auf wie die beiden anderen und blökte auch nicht traurig. Er schnaubte nur ein wenig, als er gemächlich auf den Veterinär zuschritt. Seine großen, feuchtglänzenden violetten Augen schienen die Umstehenden mit Blicken der Verachtung zu strafen.

Derselbe bösartige Stier, der auf den Weiden von Nishinoiri gewütet und Ushimatsus Vater umgebracht hatte, erregte jetzt durch die mutige Gefaßtheit, mit der er dem Tod entgegenging, das Mitleid der Menschen. Selbst Ushimatsu und seinen Onkel griff es ans Herz.

Der Veterinär ging um den Bullen herum, kniff ihm ins Fell, befühlte seine Kehle, beklopfte seine Hörner, blickte ihm flüchtig unter den Schwanz, und schon war die Untersuchung beendet. Sofort umringten ihn nun die Schlächter und zerrten ihn unter lauten Rufen mit aller Gewalt in das Schlachthaus. Der Meister beobachtete ihn scharf und warf blitzschnell eine Hanfschlinge. Mit einem dumpfen Krachen stürzte der Bulle seitlings auf die Holzroste. Ihm waren die Beine weggezogen worden. Der Besitzer des Bullen stand wie benommen da. Auch Ushimatsu blickte tief in Gedanken versunken vor sich hin. Einer der Gesellen zielte

mit einer Axt, die auf der einen Seite in einen vier, fünf Zoll langen Dorn auslief, auf die Stirn des Bullen und hatte kaum ausgeholt, als es mit dem Tier auch schon zu Ende war. Noch ein schwaches Röcheln, und sein Atem erlosch. – Ein einziger Schlag hatte den kräftigen Stier gefällt.

4

Die Sonne schien auf die Schlachtbank und fiel gleichermaßen auf den toten Stier, der dort lag, wie auf die weißbekittelten Männer, die sich eilig über ihn hermachten. Der Meister schwang ein blitzendes Messer und durchschnitt dem Bullen die Kehle. Diejenigen, die am Schwanz gezogen hatten, ließen den Schwanz los, diejenigen, die den Strick gehalten hatten, den Strick, und sprangen auf den Bullen. Unter den kräftigen Tritten der jungen Männer, die keine Stelle ausließen, schoß das Blut aus der durchschlitzten Kehle und färbte den Fußboden rot. Schon war von Wamme, Bauch und Beinen das schwarze Fell abgezogen. Der Geruch von Fett und Blut verbreitete sich über den ganzen Schlachthof.

Sodann wurden die beiden Sado-Bullen zur Schlachtbank geführt, und es dauerte nicht lange, bis auch sie getötet waren. Ushimatsu hatte seinen Blick zwar auf dieses traurige Bild gerichtet, aber mit seinen Gedanken war er bei seinem Vater. Und er sann noch immer über dessen Tod nach, als der Stier von Nishinoiri schon völlig abgehäutet war und er von dem talgumhüllten Fleisch Dampf aufsteigen sah. Blut triefte dem Meister von den Händen und vom Messer, während er im Schlachthaus überall nach dem Rechten sah und seine Anweisungen gab. Hier kehrte einer mit einem Bambusbesen Fettreste zusammen, dort schärfte einer am Schleifstein die Messer. Inzwischen hatte man auch dem rotbraunen Sado-Bullen schon die Hinterbeine aufgeschlitzt und einen Schwengel zwischen die Sehnen geschoben. Kopfüber wurde er in die Höhe gezogen. »Feste! Feste!« rief einer der Gesellen, während er zu der Rolle oben an der Decke emporblickte. Der massige Körper des Bullen baumelte genau in der Mitte des Schlachthauses. Der Onkel, Inoko und der Anwalt blickten ein-

ander an. Einer der Schlächter griff nach einer Säge und begann den Bullen in zwei Hälften zu zerteilen.

Der Besitzer starrte wie gebannt auf seinen Stier, dem gerade die Beine abgehackt wurden. Die Hufe, die das Gras auf den Weiden zertrampelt hatten, kamen aus dem Schlachthaus geflogen. Wabernd lagen die Eingeweide, von einer grauvioletten Haut überzogen, wie ein Lumpenbündel umher. Drei Gesellen lösten mit ihren Messern das Fleisch von den Knochen.

Wieder stürzten die Erinnerungen auf Ushimatsu ein. »Vergiß es nie!« Diese letzte leidenschaftliche Botschaft hallte in ihm nach bis hinein ins Mark. Es war ihm, als wäre der tote Vater wiederauferstanden. Plötzlich rief es tief in seinem Herzen, und Ushimatsu klang es wie ein Mahnen. »Ushimatsu, willst du deinen Vater etwa verraten?« sagte es in tadelndem Ton.

»Willst du deinen Vater etwa verraten?« wiederholte Ushimatsu sich selber.

Er mußte sich eingestehen, daß er ein anderer geworden war. Er war nun einmal nicht länger der kleine Junge, der jedes Wort des Vaters blindlings befolgte. In seinem Herzen wohnte nicht mehr nur sein Vater. Bei dem Gedanken an die Strenge des Vaters trieb es ihn eher in die entgegengesetzte Richtung. Er wollte weinen und lachen, wie es ihm gefiel. Inoko, den die Herzlosigkeit dieser Welt empörte, der Vater, der ihn lehrte, sich dieser Welt zu beugen – wie verschieden diese beiden Männer doch waren! Ushimatsu wußte nicht recht, welchen Weg er einschlagen sollte.

Als er aus seinen Grübeleien erwachte, stand Inoko neben ihm. Inzwischen war auch der Polizist erschienen und verfolgte zusammen mit dem Veterinär den Fortgang der Dinge. Der Stier von den Weiden in Nishinoiri wurde gerade geviertelt. Die rechte Vorderkeule hing schon an einem Strick von der Decke herab, und einer der Gesellen reinigte sie mit einem Schwamm sorgfältig von Blut. Im Handumdrehen war der mächtige Körper des Bullen zerlegt. Der Meister holte einen Stempel hervor und drückte ihn auf die Fleischstücke. Unterdessen hatte der Fleischerjunge auch schon mit Schilfmatten ausgelegte Kisten auf seinen Karren geladen und kam munter in das Schlachthaus gezogen.

»Sechsundvierzig Kilo, neunhundert Gramm«, rief eine Stimme in einer Ecke des Schlachthauses. Und dann wieder: »Zweiundvierzig Kilo, siebenhundert Gramm.«

Das Fleisch des Bullen wurde Stück für Stück an eine große Waage gehängt, und sobald einer der Gesellen das Gewicht nannte, leckte der Fleischhändler an seinem Bleistift, um sich die Zahlen zu notieren.

Ushimatsu und sein Onkel hatten ihrer Pflicht als Zeugen Genüge getan und verabschiedeten sich von dem Besitzer des Unglücksbullen. Sie waren zusammen mit den anderen schon im Begriff, den Hof zu verlassen, als Ushimatsu sich noch einmal nach dem Schlachthaus umwandte. Einige der Gesellen schafften jetzt die Eingeweide weg, andere hatten ihre Füße schon in einen Eimer gesteckt und wuschen sich das Blut ab. Eine Keule des Bullen hing noch von der Decke herab, weiß und gelb schimmerte das Fett in der Sonne. Doch Ushimatsu sah darin nicht länger einen letzten Rest, der an ein schmerzliches Ereignis erinnerte, für ihn war es jetzt nur noch ein Fleischklumpen.

11. KAPITEL

1

Das haben wir zum Glück hinter uns«, sagte der Onkel, als sie durch das Tor des Schlachthofes traten. Er klopfte Ushimatsu auf die Schultern. »Jetzt sind wir über den Berg!«

»Nicht so laut!« warnte Ushimatsu und blickte besorgt zu Inoko und dem Anwalt hinüber, die ein paar Schritte vor ihnen gingen.

»Was heißt hier ›laut‹?« Der Onkel lachte. »Meine heisere Stimme ist nicht weit zu hören. – Ushimatsu, wir haben's geschafft! Die Gefahr ist vorbei. Ich kann dir gar nicht sagen, was für Ängste ich ausgestanden hab! Aber ab heute können wir drei wieder ruhig schlafen.«

Der hochbeladene Fleischerkarren überholte sie. Das Knarren seiner Räder hallte durch die kahlen Maulbeerpflanzungen. Jetzt

hörte sich selbst das Gekläff der hinter ihm dreinrennenden Hunde ganz lustig an, und der gutherzige Onkel fühlte sich offenbar sehr erleichtert. Sogar die Pockennarben auf seinem Gesicht verschwanden unter einem breiten Lächeln. Mit den Ideen, die die jungen Leute heutigentags bewegten, wußte er nichts anzufangen. Er war es in seiner altväterlichen Art zufrieden, wenn der eigenen Familie nichts weiter zustieß und ihr wie jetzt die Sonne schien. Nicht lange, und er drängte den nachdenklich vor sich hin starrenden Ushimatsu zur Eile, denn es war Mittagszeit.

Nach dem Essen trennte sich Ushimatsu von seinem Onkel und begab sich in das Büro des Rechtsanwalts, wo er von Inoko und dessen Frau erwartet wurde. Allerdings blieben ihnen nur drei Stunden für ihre Unterhaltung, weil sie mit dem Zug um halb fünf abreisen wollten, der Anwalt und Inoko nach Komoro, seine Frau nach Tōkyō.

Die Frau sorgte sich sehr um die Gesundheit ihres Mannes und bat ihn, mit ihr nach Hause zu kommen, doch er wollte nichts davon wissen. Es gehörte zu seinen Grundsätzen, erst an seine Freunde und die junge Generation zu denken und dann an sich selber. Diesmal war es der Anwalt, dem zuliebe er sich entschlossen hatte, in Shinshū zu bleiben. Das verstand seine Frau sehr gut, und bei dem Charakter ihres Mannes war es eigentlich nur natürlich. Wenn sich aber hier oben in den Bergen seine Krankheit wieder verschlimmerte, was dann? Das war es, was ihr sorgenvolles Gesicht zum Ausdruck brachte. »Sie brauchen keine Angst zu haben. Ich passe schon auf ihn auf«, sagte der Anwalt so selbstsicher und bestimmt, daß sie nicht länger bitten konnte.

Ich werde seine Frau genauso vermissen wie ihn, dachte Ushimatsu mit wachsendem Bedauern. Als er ihr im Zug zum erstenmal begegnet war, hatte er sie für etwas reserviert gehalten, aber jetzt, da er sie freimütig reden hörte, fand er, daß sie ganz einfach, offen und ehrlich war, keine Vorbehalte kannte, niemandem nach dem Munde redete und andererseits niemanden von oben herab behandelte. Sie gab wenig aufs Äußere und putzte sich für die bevorstehende Bahnfahrt auch nicht eigens heraus. In Anwesenheit der Männer fuhr sie sich nur rasch über das Haar und packte

dann flink die Sachen zusammen. Ushimatsu mußte plötzlich daran denken, was über sie in den »Bekenntnissen« stand, und er versuchte sich vorzustellen, was die beiden wohl durchgemacht haben mochten, bis sie, die Tochter einer angesehenen Familie, die Frau dieses Mannes aus der Kaste der Ausgestoßenen geworden war.

Die paar Stunden bis zur Abfahrt des Zuges verstrichen schnell. Ehe sie es sich versahen, war es an der Zeit, sich auf den Weg zum Bahnhof zu machen. Der Rechtsanwalt, vielbeschäftigt, wie es sein Beruf mit sich brachte, wurde noch an der Tür von einem Klienten aufgehalten. Stehend und immer wieder zur Uhr blickend, hörte er sich den Fall an. Inoko und seine Frau gingen schon voraus. Ushimatsu folgte ihnen. Wann werde ich ihn wiedersehen? fragte er sich. Als letzten kleinen Dienst durfte er wenigstens Inokos Reisetasche tragen, was ihn froh und traurig zugleich stimmte.

Die vorwinterliche Sonne strahlte so hell am Himmel über der Stadt, daß sich die drei wie geblendet vorkamen. Als sie vorbei an der Ruine der Burg von Ueda die fast menschenleere Straße hinabgingen, hörte Ushimatsu, wie Inoko ein wenig ärgerlich zu seiner Frau sagte:

»Ich verstehe überhaupt nicht, warum du dich so hast. Es ist doch alles in Ordnung.«

»Gar nichts ist in Ordnung. Das ist ja das Schlimme«, seufzte die Frau. »Du achtest nicht ein bißchen auf deine Gesundheit. Wer weiß, wie du dich wieder übernimmst, wenn ich nicht da bin. Und dann das Klima hier in den Bergen! – Ich darf gar nicht daran denken.«

»Ja, so wie an der Küste ist es nicht, das ist wohl wahr«, sagte Inoko lachend. »Aber für hiesige Verhältnisse ist es in diesem Jahr ungewöhnlich warm hier. Die Luft bekommt mir gut. Du siehst doch, seit wir hier sind, habe ich mich nicht ein einziges Mal erkältet.«

»Das mag ja stimmen. Und dir scheint es wirklich besser zu gehen. Aber gerade deshalb sage ich ja, daß du auf dich achtgeben sollst. Was nützt das alles, wenn du wieder einen Rückfall kriegst?«

»Soll ich etwa andauernd bloß darüber nachdenken, was mir guttut und was nicht? Dann kann ich das Arbeiten ja gleich lassen.«

»Arbeiten? Das kannst du soviel du willst, wenn du wieder gesund bist. Komm doch bitte mit nach Tōkyō zurück!«

»Fängst du schon wieder davon an! Begreifst du denn nicht? Aber was begreift eine Frau überhaupt! Du weißt doch ganz genau, was Ichimura für mich alles getan hat. Und da verlangst du auch noch in seiner Gegenwart von mir, ich soll mit dir zusammen nach Hause fahren! Was denkst du dir eigentlich dabei? Ich würde mich doch unglaubwürdig machen. Außerdem will ich für mich selber auch noch einiges tun. Damit ich das niederschreiben kann, was mir zur Zeit durch den Kopf geht, muß ich nämlich das Leben hier in den Bergen mit eigenen Augen gesehen haben. Und dazu bietet sich jetzt die beste Gelegenheit.« Inoko wechselte den Ton. »Ein herrliches Wetter. Richtig frühlingshaft. Die Reise wird bestimmt noch sehr interessant. – Warte du zu Hause in Tōkyō auf mich. Ich bring dir auch was Schönes aus Shinshū mit.«

Sie schwiegen eine Weile. Ushimatsu, der stumm hinter ihnen herging, nahm die Reisetasche zur Abwechslung in die linke Hand. Sie waren jetzt dort angelangt, wo die weißen Wände des einstigen Speichers der Burg aufragten.

»Weißt du«, sagte die Frau sehr bedrückt, »eigentlich wollte ich nicht darüber sprechen, warum ich dich gebeten habe, mit mir zurückzukommen.«

»Was soll das nun wieder heißen?« fragte Inoko etwas ungehalten.

»Ich habe in der letzten Nacht einen schrecklichen Traum gehabt.« Ihre Stimme zitterte. »Er war so entsetzlich, daß ich hinterher nicht mehr schlafen konnte. Ich hätte ja gar nicht solche Angst um dich, wenn dieser Traum nicht gewesen wäre. Das war kein gewöhnlicher Traum.«

»Du träumst da irgend etwas, und deshalb soll ich mit nach Tōkyō zurückfahren. Das ist doch Unsinn!« Inoko lachte hell auf.

»Sag das nicht! Man hat schon öfter gehört, daß jemand im

Traum in die Zukunft geblickt hat. Ich kann mir nicht helfen, aber ich komme nicht davon los.«

»Ach was, auf Träume kann man nichts geben.«

»Aber es geschehen manchmal seltsame Dinge! Ich habe geträumt, du bist tot.«

»Hirngespinste!«

2

Ein seltsames Gespräch! sagte sich Ushimatsu, aber es beunruhigte ihn nicht weiter. Er wunderte sich nur, wie ein Traum eine so aufgeschlossene und verständige Frau derart bedrücken konnte. Träume, das sind doch Kindereien, sie gaukeln einem die absonderlichsten Dinge vor, losgelöst von Raum und Zeit. Der Tod ihres Mannes – wieso schleicht sich ein derartiger Unsinn in ihre Träume? Und sich davon dann auch noch aus der Fassung bringen zu lassen, typisch Frau! Diese Empfindsamkeit des anderen Geschlechts fand er geradezu lächerlich. Aber so sind nun mal die Frauen, sagte er sich und mußte unwillkürlich an die abergläubische Hausherrin im Lotosblütentempel und auch an O-Shio denken.

Sie überquerten eine Brücke und waren fast schon am Bahnhof. Die Frau blieb ein paar Schritte zurück. Ushimatsu nahm die Reisetasche wieder in die rechte Hand und schloß zu Inoko auf.

»Wie lange werden Sie noch in Shinshū bleiben?« fragte er in einem Ton, der deutlich verriet, wie schwer ihm der Abschied fiel.

»Mindestens so lange, bis Ichimuras Wahl gelaufen ist«, antwortete Inoko lächelnd. »Ehrlich gesagt, als meine Frau vorhin davon anfing, war ich drauf und dran, nach Tōkyō zurückzukehren. Ja, wenn es sich um eine der üblichen Wahlen handeln würde, hätte ich kein Wort verloren und wäre mit ihr nach Hause gefahren. Groß helfen kann ich ihm sowieso nicht. Wissen Sie, Ichimura ist auf alles gefaßt, er kandidiert für den Reichstag, und für ihn bleibt es sich gleich, mit wem er es als Gegner zu tun hat. Aber von uns aus gesehen, ist es diesmal eben ein bißchen anders als sonst, weil es darum geht, ob Ichimura siegt oder dieser Takaya-

nagi.« Er blieb stehen, als wäre ihm plötzlich etwas eingefallen, drehte sich kurz nach seiner Frau um und ging dann weiter. Ushimatsu folgte ihm schweigend. »Überlegen Sie doch mal! Gucken Sie sich an, wie der es macht! Wir mögen ja noch so ungebildet und nichtswürdig sein, trotzdem kann man uns nicht derart in den Schmutz treten. Nein, dieser Mensch darf die Wahl nicht gewinnen. Ichimura muß durchkommen. Hätte ich von alledem nichts gehört, wär's was anderes. Aber jetzt weiß ich davon, und da kann ich nicht stillschweigend nach Hause fahren. Das wäre gar zu feige.«

»Was wollen Sie tun?«

»Was ich tun will?«

»Sie sagten, Sie könnten nicht stillschweigend nach Hause fahren.«

»Nein, nicht bevor ich ihm einen kleinen Hieb versetzt habe.« Er lachte. »Da er nun mit Rokuzaemon einen Geldgeber hinter sich hat, wird er die einen bestechen und die anderen durch gedungene Rowdys einschüchtern lassen. Ich habe lediglich ein Paar Strohsandalen und meine Zunge... das ist lustig, wirklich lustig, weil sich der Gegner ausschließlich auf die Macht des Geldes stützt.«

»Hoffentlich geht das gut.«

Inoko lachte nur. Unterdessen waren sie am Bahnhof angelangt. Bis zur Abfahrt des Zuges in Richtung Tōkyō war es zwar noch eine Weile hin, aber im Wartesaal herrschte schon großes Gedränge. Nachdem sich ein paar Augenblicke später auch Inokos Frau zu ihnen gesellt hatte, warteten sie zu dritt auf den Rechtsanwalt. Inoko holte seine Zigaretten hervor, bot Ushimatsu eine an und nahm sich dann selber eine. Nach zwei, drei Zügen sagte er unvermittelt: »Das ist schon recht interessant hier in Shinshū. Anderswo ist man auf Leute meines Schlages nicht so gut zu sprechen.« Er sah Ushimatsu und dann seine Frau an, warf einen Blick auf die Reisenden ringsum und fuhr fort: »Ihnen brauche ich ja weiter nichts zu erzählen, Segawa, Sie wissen über mich Bescheid. Schließlich geht es um eine Wahl, und da dachte ich, vielleicht ist es besser, wenn einer wie ich gar nicht erst in Erscheinung tritt. Es könnte ja sein, daß die Wähler sich dadurch verletzt

fühlen. Damit hätte ich dann Ichimura einen Bärendienst erwiesen. Deshalb wollte ich eigentlich auch keine Reden halten. Aber wie gesagt, dieses Shinshū ist eine sonderbare Gegend. Auf einmal hieß es, man möchte unbedingt jemanden wie mich sprechen hören. Heute abend werde ich in Komoro mit Ichimura zusammen wieder auf die Rednertribüne steigen«, sagte er und lächelte versonnen. »Als wir hier in Ueda gesprochen haben, waren an die siebenhundert Leute da. Und sie haben alle ganz aufmerksam zugehört. ›Ein guter Redner wird man nur in Shinshū‹, meinte einmal ein Zeitungsreporter aus Nagano. Er hat recht. Der Drang nach Wissen scheint tatsächlich zu den besonderen Eigenschaften der Menschen hier in den Bergen zu gehören. In anderen Gegenden will keiner mit einem wie mir was zu tun haben, aber in Shinshū gilt man sogar als Respektsperson.« Inoko lachte hell auf, seine Frau indessen zeigte nur ein gequältes Lächeln.

Der Fahrkartenverkauf begann. Die Menge geriet in Bewegung. In dem Moment kam der Rechtsanwalt gerannt, sein massiger Körper bebte, auf seinem Gesicht lag ein breites Lächeln. Nach ein paar Worten der Entschuldigung eilte er mit Inoko und dessen Frau durch die Sperre. Ushimatsu folgte ihnen mit einer Bahnsteigkarte in der Hand.

Der Zug hatte zwanzig Minuten Verspätung. Die Wartenden bevölkerten den Bahnsteig. Inokos Frau hatte sich unter der großen Uhr auf eine Bank gesetzt und starrte gedankenverloren vor sich hin. Der Anwalt wanderte zwischen den Menschen umher. Inoko lehnte an einem Pfeiler. Ushimatsu wich nicht von seiner Seite und hoffte inständigst, sich noch in letzter Minute dem anderen begreiflich machen zu können. Verlegen begann er, mit den Stollen seiner Holzsandalen etwas in den trockenen Boden zu kratzen. Inoko betrachtete die Gebilde, die unter Ushimatsus Fuß entstanden, aber weder als Schriftzeichen noch als irgendwelche Symbole zu erkennen waren. »Der Zug läßt ganz schön auf sich warten.« Inokos Worte schreckten Ushimatsu aus seinen Gedanken auf, und rasch löschte er wieder, was seine Sandalen in den Sand gezeichnet hatten. Ein Schuljunge, der ihn aus einiger Entfernung beobachtet hatte, wandte seinen Blick ab und lachte, ohne daß recht einzusehen war warum.

»Fast hätte ich es vergessen, Segawa, wo wohnen Sie eigentlich in Iiyama?« fragte Inoko.

»Ich bin vor kurzem in den Lotosblütentempel gezogen«, antwortete Ushimatsu.

»In den Lotosblütentempel?«

»Ja, Lotosblütentempel, Iiyama, Kreis Shimominochi – das genügt als Adresse.«

»Sicher ist es noch nicht«, sagte Inoko lächelnd, »aber es könnte sein, daß wir auch zu Ihnen kommen.«

»Nach Iiyama?« Ushimatsus Augen glänzten plötzlich.

»Wenn wir hier in der Gegend rum sind, ziehen wir uns erst einmal nach Nagano zurück. Wie es dann weitergeht, wissen wir noch nicht genau. Sollten wir aber nach Iiyama kommen, werde ich Sie auf jeden Fall besuchen.«

In dem Augenblick ertönte der Pfiff einer Lokomotive. Qualmend rollte ein langer Zug aus Richtung Naoetsu heran. Eisenbahner mit verschmierten Gesichtern und schmutzigen Uniformen kamen gelaufen. Schließlich erschien auch der Stationsvorsteher. Der Zug hielt vor den wartenden Menschen. Viele der Fahrgäste lehnten aus den Fenstern. Inokos Frau und der Anwalt verabschiedeten sich von Ushimatsu und stiegen rasch ein.

»Also, dann alles Gute«, sagte Inoko und folgte ihnen. Ein Eisenbahner stürzte herbei und warf krachend die Tür hinter ihm zu. Kaum hatte der Stationsvorsteher neben Ushimatsu die rechte Hand gehoben und mit seiner Trillerpfeife das Abfahrtssignal gegeben, als der Zug auch schon auf den Schienen dahinzugleiten begann. Inokos Frau steckte ihren Kopf zum Fenster hinaus und rief Ushimatsu einen letzten Gruß zu. Sie sah in diesem Moment so bleich aus, daß Ushimatsu meinte, er würde diesen Anblick nie wieder vergessen. Der Zug wurde schneller und schneller. Die Gestalten der Fahrgäste huschten wie Schatten vorüber. Noch lange stand Ushimatsu wie angewurzelt auf derselben Stelle und starrte traurig vor sich hin. Er ist fort! Als ihm das richtig zum Bewußtsein kam, war der Zug bereits seinen Blicken entschwunden. Geblieben waren ein paar weiße Dampfschwaden, die gleichsam über die Erde krochen, bis sie, vom Wind gepackt und zerzaust, schließlich am vorwinterlichen Himmel vergingen.

3

Warum bringt man es nicht über sich, jemandem sein Herz auszuschütten? Heute, ja, heute sagst du es ihm! Wie oft hatte sich Ushimatsu dazu ermuntert. Und nun war Inoko fort! Geplagt von heftigen Gewissensbissen und erfüllt von tiefem Kummer, kehrte Ushimatsu jetzt auf demselben Weg, den sie am Morgen gekommen waren, nach Nezu zurück.

Auch die Verpflichtungen am siebenten Tag nach dem Tode des Vaters brachten sie ohne Zwischenfälle hinter sich. Nachdem sie das Grab besucht, die Totenmesse abgehalten und die Nachbarn bescheiden mit einem von der Tante zubereiteten Mahl bewirtet hatten, spürten sie, wie sehr das alles an ihren Kräften gezehrt hatte. Onkel und Tante atmeten erleichtert auf. Nur Ushimatsu litt weiter. Die Begegnung mit Inoko hatte ihn mehr aufgewühlt als jede seiner Schriften. Ein um das andere Mal wanderte er über die Hänge von Chiisagata, um über sein Leben nachzudenken. Wenn er dann auf den Anhöhen von Nezu, im Tal von Himekozawa oder am Rande der Reisfelder, in denen die Vögel tirilierten, durch das welke Gras dahinschritt und seinen Blick über die sonnige Novemberlandschaft schweifen ließ, spürte er erst recht, wie ungestüm das junge Blut in seiner Brust pochte. Die Kraft ist da, sagte er sich, aber sie ist tief im Innern eingeschlossen und weiß nicht, wie sie nach außen dringen soll. Er streifte durch die Berge und dachte immerfort nur dasselbe. Die Natur spendet Trost und macht Mut, aber sie sagt dem Menschen nicht, ob er besser nach rechts oder links geht. Ushimatsu mochte noch soviel fragen, die Felder, Höhen und Täler gaben ihm keine Antwort.

Eines Nachmittags erhielt er zwei Briefe, beide aus Iiyama. Den einen hatte sein Freund Ginnosuke geschrieben. Sein Brief war, wie bei ihm üblich, in einem etwas weitschweifigen Plauderton gehalten. Nach ein paar Worten, die trösten sollten, berichtete Ginnosuke von dem, was ihm gerade an Neuigkeiten in den Sinn kam, erzählte vom Direktor und lästerte über Bumpei: »Schade, daß ich keinen Kreisschulinspektor zum Onkel habe!« Dann entrüstete er sich darüber, wie man als einfacher Lehrer behandelt werde, und erklärte, daß die Schule heutigentags für einen ehr-

lichen jungen Menschen kaum der rechte Ort zum Bleiben sei. Da er auf Empfehlung ihres Dozenten für Naturkunde am Lehrerseminar in Nagano nun endgültig als Assistent an die Höhere Landwirtschaftsschule gehen werde, könne er sich bald ganz seinen Pflanzenstudien widmen. – Freu dich mit mir! So schrieb er sinngemäß.

Der unbändige Wille nach Erfolg und Ansehen, der aus dem Brief des Freundes sprach, versetzte Ushimatsus Herz wieder in wilden Aufruhr. Eigentlich war auch er wie die meisten seiner Mitstudenten nur deshalb aufs Lehrerseminar gegangen, um später sein Auskommen zu haben. Die sich als Volksschullehrer bewarben, befanden sich fast alle in der gleichen Situation. Natürlich war auch Ushimatsu mit seiner jetzigen Stellung unzufrieden. Doch im Unterschied zu Ginnosuke, der in gewissem Sinne eine Ausnahme war, blieb ihm gar nichts anderes, als den Weg eines Volksschullehrers zu gehen, zumindest zehn lange Jahre, denn dazu hatte er sich verpflichtet. Allerdings hätte er das Höhere Lehrerseminar besuchen können, und damals beim Abschluß in Nagano hatte er bisweilen daran gedacht, sich zu bewerben, und wahrscheinlich wäre er auch angenommen worden. Aber eingedenk seiner Herkunft hatte er am Ende nicht den Mut zu diesem Schritt gefunden. Wenn ich das Höhere Lehrerseminar absolviere, hatte er sich gesagt, und danach an einer Mittelschule oder an einem Lehrerseminar unterrichte und mir passiert dasselbe wie Inoko, was dann? Ruhe finde ich nirgendwo. Da war es schon besser, sich auf dem Lande in dem abgelegenen Iiyama zu verkriechen und geduldig das Ende der Dienstjahre abzuwarten. In der Zeit konnte man fleißig studieren und sich den Boden für etwas anderes bereiten. Wenn ich nicht ein Eta wäre, hätte ich mich selbst von einem Freund bestimmt nicht überholen lassen! Er seufzte und beneidete in diesem Augenblick Ginnosuke aus tiefstem Herzen.

Der andere Brief war von den Schülern seiner Klasse. Geschrieben hatte ihn Shōgo. Es war ein nichtssagender Beileidsbrief, Wort für Wort so abgefaßt, wie es die Kinder in der Aufsatzstunde gelernt hatten. »An Herrn Lehrer Segawa in Nezu von Kazama Shōgo«, so stand es am Schluß des Briefes. Aber ganz

klein in einer Ecke war noch hinzugefügt: »Viele Grüße von meiner großen Schwester im Lotosblütentempel.«

»Viele Grüße von meiner großen Schwester«, wiederholte sich Ushimatsu, und es überkam ihn eine unaussprechliche Sehnsucht. Um ungestört mit seinen Gedanken bei O-Shio sein zu können, ging er hinten zum Haus hinaus.

4

Der Apfelgarten der Erinnerung! – Die jungen Bäumchen von einst hatten dicke Stämme. Einige waren gar schon von Würmern zerfressen, morsch bis ins Mark und fast tot. Zu beiden Seiten der kahlen Baumreihen dehnte sich ein dichtes Gewirr von dünnen langen Zweigen. Es war so recht ein Bild, das an den heranziehenden Winter gemahnte. Von der Sonne auf den Boden gezeichnet, lagen zu Ushimatsus Füßen die Schatten der Obstbäume, von den nackten Stämmen bis hinauf zu dem Geäst mit den Knospenansätzen und den einzelnen noch übriggebliebenen trockenen Blättern. Unter den Bäumen badeten sich Hühner im Sandstaub, um das Ungeziefer in ihrem Federkleid loszuwerden. Vom anderen Ende des Apfelgartens guckte ein Strohdach herüber – das Elternhaus O-Tsumas, das Haus, in dem er oft zum Spielen gewesen war. Der bläuliche Rauch, der aus den Lehmwänden sickerte und in den Himmel stieg, machte alles noch anheimelnder.

»Viele Grüße von meiner großen Schwester«, sprach Ushimatsu laut vor sich hin, während er unter den Bäumen dahinwanderte.

Da waren wieder die Erinnerungen an glückliche Stunden. Denn hier hatte er einst mit seiner kleinen Freundin O-Tsuma gespielt. Hier hatten sie sich beide vor den Blicken der anderen im leuchtenden Grün des jungen Laubes versteckt. Hier hatten sie sich Worte der ersten Liebe zugeflüstert. Hier waren sie, entflammt von unschuldigen Gefühlen, nach Herzenslust herumgetollt.

Während er der Vergangenheit nachhing, sah er auf einmal nicht mehr O-Tsuma, sondern O-Shio vor sich. Dann verschwand das Bild O-Shios wieder, und das O-Tsumas stand ihm

erneut vor Augen. Dabei ähnelten sich die beiden überhaupt nicht. O-Tsuma war älter und hatte ein ganz anderes Wesen als O-Shio. Aber sowie er sich an die eine erinnerte, mußte er seltsamerweise auch gleich an die andere denken.

Wäre dieser Gram, ein Eta zu sein, nicht gewesen, hätte er wohl kaum eine so tiefe Sehnsucht gespürt und das Unerfülltsein seines jungen Lebens derart beklagt, dann hätte er das Verlangen nach den Freuden dieser Welt, das bei ihm vielleicht zwei- oder dreimal stärker war als bei den meisten jungen Leuten, sicherlich gar nicht so schmerzhaft empfunden. Und je mehr ihn sein Schicksal daran hinderte, dieses Verlangen zu stillen, desto heftiger wurde es. Ja, war es denn nicht so, daß O-Tsuma einst mit ihm diesen Apfelgarten durchstreift und ihm süße Worte zugeflüstert hatte, weil sie von seiner Herkunft nichts ahnte? Welchem Eta-Jungen lächelten schon rote Lippen! Wenn die Welt nun von ihm erführe – allein die Vorstellung davon, was dann geschähe, erfüllte ihn mit Trauer und Zorn zugleich. In sein Sehnen mischte sich Kummer, und er war ganz verstört.

Während er gedankenversunken unter den Bäumen dahinging, zerriß plötzlich das Gackern der Hühnerschar die Stille unter dem Himmel.

»Viele Grüße von meiner großen Schwester«, sprach Ushimatsu wieder laut vor sich hin und ließ den Apfelgarten hinter sich.

Als er sich an diesem Abend zu Bett legte, mußte er an O-Shio denken. Was einmal geschieht, geschieht auch ein zweites Mal. Und so dachte er auch am nächsten und übernächsten Abend vor dem Einschlafen immer wieder an O-Shio. Doch wenn es Morgen wurde, schien alles vergessen, und es bedrängten ihn nur noch die Fragen: Was tue ich? Wie soll ich mich verhalten? Wie meine Zukunft einrichten? Die Hälfte der Trauertage verbrachte er in dieser qualvollen Unruhe. Aber sooft er sich auch fragte, was er tun sollte, er fand nichts, was ihm einen neuen Weg hätte eröffnen können. Vier, fünf Tage lang versuchte Ushimatsu immer wieder, alles gründlich abzuwägen. Doch am Ende war er genauso ratlos wie zuvor. Er hatte keine andere Wahl, als nach Iiyama zurückzukehren und sein bisheriges Leben fortzuführen.

Jung, unerfahren, arm, gefesselt an die zehn Dienstjahre – bei den Gedanken an den düsteren Weg, der vor ihm lag, packten ihn abwechselnd Furcht und Empörung.

12. KAPITEL

1

Ushimatsu hatte beschlossen, gleich nach den beiden Trauerwochen Himekozawa wieder zu verlassen. In ihrer Besorgtheit um den Neffen wußten Onkel und Tante nicht, was sie zuerst tun sollten. Sie blätterten im Kalender, um sich zu vergewissern, daß der Tag auch nichts Böses verhieß, versahen ihn mit neuen Strohsandalen, gaben ihm fünf Reisklöße für unterwegs mit, obwohl drei auch genügt hätten, taten dazu noch in Bohnenpaste eingelegte Melone und wickelten alles sorgfältig in Bambusbast ein. Auch O-Tsumas Vater kam noch einmal herüber. Man saß am Herd und erging sich in Erinnerungen vor allem an den toten Hirten, zumal der Blick immer wieder auf die an der verräucherten Wand hängende »Bergkatze« fiel. Als Ushimatsu dann den Becher mit dem dunklen duftenden Tee leerte, den ihm die Tante zum Abschied gereicht hatte, spürte er in aller Eindringlichkeit die Wärme, die das familiäre Zusammengehörigkeitsgefühl zu geben vermochte. Der Onkel begleitete ihn bis zu der Stelle am Ausgang des Dorfes, wo sich die Statue der Schutzgottheit der Wege erhob.

Tiefhängende graue Wolken überzogen den Himmel und ließen die ohnehin schon düsteren Täler von Chiisagata nur noch düsterer erscheinen. Das Eboshi-Massiv war völlig verhüllt. Oben auf der Hochebene von Nishinoiri, wo er seinen Vater begraben hatte, lag vielleicht schon Schnee. Gestern hatte den ganzen Tag über ein kalter Wind geweht und auch die letzten Bäume kahlgefegt. Die Landschaft wirkte wie erstorben. Nun war er also da, der lange, lange Winter. Allein der Gedanke daran trieb einem Schauer über den Rücken. Die Leute hatten bereits ihre jasmingelben Mützen aus Flockseide hervorgeholt. Auch die weißen Wölkchen vor den Nüstern der ihm entgegenkommenden

Packpferde verrieten deutlich, wie schnell das Wetter hier in den Bergen umschlagen konnte. Ushimatsu sog die eisige Luft ein und eilte den steinigen Weg hinab. Als er die Gegend des Dorfes Araya erreichte, waren seine Fingerkuppen rot angelaufen und vor Kälte fast gefühllos.

In Tanaka bestieg er den Zug nach Naoetsu. Kurz nach Mittag kam er in Toyono an, ließ sich dicht am Bahnhof in einem kleinen Teehaus nieder und machte sich über die Klöße her, die ihm die Tante mitgegeben hatte. Doch bei allem Hunger, fünf waren zuviel! Einfach wegwerfen mochte er die restlichen nicht, und um sie an die Hunde zu verfüttern, waren sie ihm auch zu schade. So wickelte er sie wieder ein und schob sie in die Manteltasche. Gestärkt, schnürte er seine Sandalen neu, um sich auf den Weg nach Kanizawa zu begeben, weil er von dort aus mit dem Flußschiff weiterfahren wollte. Ungefähr vier Kilometer lagen vor ihm. Die Entfernung bleibt immer dieselbe, dennoch erscheint einem der Rückweg meist kürzer als der Hinweg. Forsch schritt er auf der ebenen Nordlandstraße aus, und es dauerte auch nicht lange, bis er an den sich breit dahinwälzenden Chikuma-Fluß kam. Er hastete zur Anlegestelle von Kanizawa. Zu seinem Leidwesen aber hatte das Schiff nach Iiyama gerade abgelegt. Daran ließ sich nichts ändern, er mußte auf das nächste warten, was ihm dann doch lieber war, als die ganze Strecke zu laufen. So suchte er sich ein Plätzchen in einem Teehaus an der Landestelle.

In den Regen mischte sich Schnee. Der Himmel hatte sich weiter verdunkelt und war jetzt über und über in düsteres Grau gehüllt. Allein die Aussicht, lange warten zu müssen, stimmte Ushimatsu schon recht verdrossen, und daß er am ganzen Körper schwitzte, weil er sich so beeilt hatte, machte das untätige Herumsitzen erst recht unangenehm. Das Hemd klebte ihm auf dem Rücken, und das Haar hing ihm schweißnaß in die Stirn. Ein wenig wohler wurde ihm, nachdem er den Kragen seines Kimonos vor der Brust zurückgeschlagen hatte. Während er seine ausgedörrte Kehle mit starkem Tee befeuchtete, stellte sich nach und nach so manch einer ein, der mit demselben Schiff wie er fahren wollte. Die einen gingen nach hinten und hockten sich um das Holzkohlebecken, die anderen traten an den Herd, um ihren

Umhang zu trocknen, manche standen nur da, die Hände in den Taschen vergraben, und lauschten irgendwelchen Gesprächen. Die Wirtin lief selbst im Hause mit einem Tuch um den Kopf und einer blauen dickgefütterten Jacke herum, die wie ein Schildkrötenpanzer aussah, schenkte Tee ein, forderte zum Sitzen auf und bot auf alten Lacktellern Süßigkeiten an.

Plötzlich fuhren zwei Rikschas vor, offenbar mit Gästen, die es eilig hatten und bei diesem Schneeregen nicht das Schiff versäumen wollten. Alle Augen richteten sich auf den Eingang. Die Rikschamänner, bis auf die Haut durchnäßt, schlugen, wohl in Erwartung eines guten Trinkgeldes, munter die Regenplane beiseite, luden sich das viele Gepäck auf und trugen es, gefolgt von den Gästen, ins Teehaus.

2

Es war kein Wunder, daß Ushimatsu ins Staunen geriet, denn in der Tür erschien Takayanagi. Auf dem Hinweg war man schon zusammengetroffen, und nun begegnete man sich auf dem Rückweg wieder! Bei der Hinreise war Takayanagi allerdings allein gewesen, jetzt aber befand sich in seiner Begleitung ein weibliches Wesen, das nur seine junge Frau sein konnte. Den Kopfputz aus heller Kreppseide tief ins Gesicht gezogen, ging sie an Ushimatsu vorüber. Ein Blick auf die schlanke Gestalt, die in einen Überwurf gehüllt war, dem noch der Glanz des Neuen anhaftete, genügte, um zu wissen, aus welchen Kreisen diese Frau stammte. Ushimatsu mußte daran denken, was ihm Inoko erzählt hatte, war aber, da er die Wahrheit nun leibhaftig vor sich sah, trotzdem einigermaßen verwundert.

Die Wirtin geleitete die beiden in das vornehmere Hinterzimmer, wo man sich an einem Holzkohlebecken wärmen konnte. Der einzige Gast, der bisher dort gesessen hatte, ein Priester von etwa fünfzig Jahren, redete Takayanagi sogleich in sehr vertrautem Ton an, was vermuten ließ, daß sie alte Bekannte waren. Es dauerte auch gar nicht lange, bis lautes Lachen ertönte. Ushimatsu sagte sich zwar, das alles ginge ihn nichts an, und richtete seinen Blick nach draußen auf den trüben Schneehimmel, aber

unversehens erregten die Gäste im Hinterzimmer dann doch seine Aufmerksamkeit, und er hörte auf die von Gelächter begleiteten Reden, ohne es eigentlich zu wollen.

»Jetzt wird mir alles klar! Hatte mich schon gewundert, warum ich Sie so lange nicht gesehen habe«, sagte der Priester in einer etwas weltklugen Art. »Ich nahm an, Sie hätten alle Hände voll zu tun und würden wegen der Wahl in der Gegend herumreisen. Und nun sehe ich, daß ein freudiges Ereignis dahintersteckte.«

»Nein, nein, ich hatte wirklich viel zu tun«, entgegnete Takayanagi lachend und sicherlich mit stolzer Miene.

»Freut mich für Sie. Ich will nicht unhöflich sein, aber die Frau Gemahlin, stammt sie auch aus Tōkyō?«

»Ja!«

Über dieses »Ja« mußte Ushimatsu lächeln.

Nach dem zu urteilen, was da erzählt wurde, waren Takayanagi und seine Frau nach Tōkyō gefahren und hatten sich erst noch Enoshima und Kamakura angesehen, bevor sie die Reise nach Iiyama antraten. Takayanagi hatte sich, schlau und listenreich, wie er war, offenbar sehr genau überlegt, warum er statt direkt von Nezu auf dem Umweg über Tōkyō heimkehrte. Jedenfalls begann er jetzt, dem Priester höchst lächerliche Dinge einzublasen. Das Gelüge von Takayanagi wurde für Ushimatsu unerträglich, so daß es ihn nicht länger auf seinem Platz hielt. Es geht schlimm in der Welt zu, dachte er und wurde sehr traurig, als er das dunkle Geheimnis der Frau mit seinem eigenen verglich. Trotzdem gab er sich den Anschein von Unbekümmertheit, während er das Teehaus verließ, um sich draußen ein wenig umzuschauen.

Nach wie vor fiel Schneeregen. Und Ushimatsu glaubte am düsteren Himmel bereits erste Vorboten jener Unmengen von Schnee zu erkennen, die jeder Winter dieser Gegend brachte. Graue Wolken trieben am jenseitigen Ufer dahin und rückten es über das breite Bett des Chikuma hinweg in dunstige Ferne. Die Bergketten von Kamitakai, die Hochebene von Sugatahira und die vielen hintereinander aufragenden Gipfel waren, wolkenumhüllt, den Blicken gänzlich entzogen.

Eine Weile starrte Ushimatsu auf das Wasser des Chikuma,

doch dann war er mit seinen Gedanken wieder bei dem Paar im Teehaus hinter ihm. Er blickte sich einige Male um, schließlich sah er die beiden kommen. Der Fahrkartenverkauf hatte gerade begonnen, und die Leute drängten sich. Das Schiff lege gleich ab, hieß es. Eingekeilt in die Schar der Reisenden, spähten die beiden von Zeit zu Zeit verstohlen zu ihm herüber – wenigstens schien es ihm so, aber vielleicht bildete er es sich auch nur ein. Er wußte ja nicht einmal, ob die Frau ihn überhaupt kannte, doch dafür kannte er sie um so besser. Sie war die Tochter von Rokuzaemon. Daran gab es keinen Zweifel, auch wenn sie jetzt die Haartracht einer Jungvermählten trug. Das Gesicht scheu unter einer dicken Puderschicht verborgen, ging sie an der Seite ihres ehrgeizigen Gatten über den steilen Pfad zur Anlegestelle. Was mögen die beiden jetzt wohl denken? fragte sich Ushimatsu, während er hinter den anderen her ebenfalls den schroffen Uferhang hinunterstieg.

3

Das Schiff sah recht absonderlich aus. Mit seinen Fenstern glich es eher einem Hausboot. Über die weißgestrichene Bordwand zogen sich ringsherum zwei rote Linien. Die eine Hälfte der Kajüte, durch eine Bretterwand abgeteilt, diente als Stauraum für das Gepäck, so daß für die Fahrgäste nur wenig Platz blieb. Aufrecht stehen konnte man auch nicht. Sonst hätte man sich den Kopf gestoßen. So hockten denn die Leute in dem engen Raum dichtgedrängt auf dem Boden.

Endlich waren Ruderschläge zu hören. Knirschend schob sich der Schiffskiel über den Sand. Zwei Ruderer legten sich in die Riemen.

Ushimatsu saß in einer Ecke, beide Beine von sich gestreckt, und rauchte, tief in Gedanken versunken, eine Zigarette. Der Widerschein der Wasserfläche hellte die Welt draußen vor den Fenstern ein wenig auf, so daß nun selbst der Schneeregen ganz hübsch aussah. Das Plätschern der Wellen an der Bordwand klang wie Geflüster. Schläfrige Ruderschläge, die man nur hörte, wenn man darauf achtete, mischten sich darunter – wie still war es doch

auf dem Wasser! Und dann die Weiden hier und dort an den verlassenen Ufern! Manchmal glitten die winterstarren Bäume wie Schatten vorüber, manchmal mußte das Boot unter ihren kahlen Zweigen gleichsam hinwegtauchen. Was wird mit mir? fragte sich Ushimatsu immer wieder. Wer hätte ihm darauf schon eine Antwort geben können! Er steckte den Kopf zum Fenster hinaus und betrachtete den Himmel über Iiyama. Beim Anblick der tiefhängenden geschlossenen Decke der Schneewolken wurde dem einsamen jungen Mann aus der Kaste der Unreinen nur noch schwerer ums Herz. Gefühle, die sich kaum benennen ließen, versetzten ihn in Aufruhr – so etwas wie Schrecken, so etwas wie Sehnsucht. Was mochte mit den Kollegen in der Schule sein? Mit seinem Freund Ginnosuke? Was mit dem gebrechlichen Keinoshin? Mit der Hausherrin des Lotosblütentempels? Und was mit O-Shio? Als er sich jetzt plötzlich an den Satz in Shōgos Brief erinnerte, verspürte er trotz aller Niedergeschlagenheit einen Funken von Freude darüber, daß er diesen einen Menschen, den er so gern wiedersehen wollte, nun bald wiedersehen würde. Immer, wenn Ushimatsu an die alten rissigen Wände jenes Tempels dachte, schien sein Blut in Wallung zu geraten, mochte er sich vorher auch noch so verloren gefühlt haben.

»Lotosblütentempel – Lotosblütentempel«, sprach er im Rhythmus der Ruderschläge vor sich hin.

Der Regen ging mehr und mehr in Schnee über. Es wurde viel und laut geschwatzt, um sich die Langeweile auf dem Schiff zu vertreiben. Der Priester, der mit den Takayanagis an Bord gekommen war, tat sich dabei besonders hervor. Bei den meisten erntete er ein spöttisches Lachen, wenn er im Ton eines Possenreißers nicht gerade verständig von Politik daherredete. Wahlen seien eine Art von Theater und Politiker nichts anderes als Schauspieler, meinte er und sagte dann: »Unsereiner schaut am besten bloß zu und amüsiert sich darüber.« Zwar wurde daraufhin wieder gelacht, aber es entspann sich sogleich auch ein Streit zwischen Befürwortern und Gegnern der Meinung des Priesters.

»In den nächsten Tagen wird sich wahrscheinlich auch Ichimura blicken lassen. Dann sollt ihr mal sehn!« sagte jemand.

Ein anderer erwiderte darauf:

»Wenn ich dich so höre, frag ich mich, ob er dich nicht gekauft hat.«

Der Name des Rechtsanwalts fiel noch ein paarmal, was Takayanagi ganz offensichtlich nicht gerade erfreute. Denn er rümpfte die Nase und verzog verächtlich den Mund.

Die Frau an seiner Seite lauschte gespannt diesem Hinundher von Worten und bemühte sich, ihren Mann bei Laune zu halten. Sie war eine Schönheit. Das ließ sich nicht in Abrede stellen. Und in ihrem prächtigen Aufputz als Neuvermählte erregte sie erst recht Aufmerksamkeit. Ihr kunstvoll aufgestecktes Haar wurde von einem tiefroten Seidenband zusammengehalten. Ihre zarte Haut schimmerte rosa, und wenn ihr hübscher Mund lächelte, verbarg sie ihn rasch hinter der vorgehaltenen Hand. Alles schien dafür zu sprechen, daß sie von der Mühsal dieser Welt noch nichts ahnte. Aber selbst leiseste Empfindungen teilen sich irgendwie mit, und so lag denn in ihren großen strahlenden Augen außer einer gewissen Unruhe bisweilen auch eine seltsame Starre. Zwischendurch beugte sie sich immer mal wieder zu ihrem Mann hinüber und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Und ab und an warf sie auch einen verstohlenen Blick auf Ushimatsu. Den habe ich doch irgendwo schon gesehen, schienen ihre Augen dann zu sagen.

Wenn Ushimatsu diese schöne junge Frau anguckte, stieg Mitleid in ihm auf. Gehörte sie nicht genauso wie er zur Kaste der Unreinen, hätte sie bei ihrem Aussehen und dem Reichtum ihrer Familie bestimmt eine gute Partie gemacht – sie hätte sich nicht an diesen Ehrgeizling wegwerfen müssen! Kaum hatte er das gedacht, sagte er sich: Sie hat das gleiche Geheimnis zu hüten wie du! Irgendwie begann ihn das zu beunruhigen, und er fragte sich: Was wird, wenn sie weiß, wer du bist? Nein, antwortete er sich, selbst wenn sie wüßte, daß du aus Nezu oder Himekozawa stammst, hast du noch lange nichts zu befürchten. Umgekehrt, sie muß sich fürchten! Und er überlegte weiter: In den letzten vier, fünf Jahren bist du so selten nach Hause gefahren, daß man es zählen könnte, einmal kurz nach dem Abschlußexamen – und jetzt, das war das erstemal nach fast drei Jahren – außerdem hast du Mukai nach Möglichkeit gemieden – und wenn du schon durch die Siedlung gegangen bist, dürfte kaum jemand groß nach dir

geschaut haben – sollte es trotzdem jemand getan haben, hätte er noch immer nicht gewußt, wo du her bist – also brauchst du nichts zu befürchten!

Er wußte um ihr dunkles Geheimnis. Aber sie? Nein, ihr Geflüster hat gar nichts zu bedeuten, sagte er sich schließlich. Und ihre Blicke? Sie sind nur deshalb verstohlen, weil sie selber die der anderen scheut. Trotzdem, seine innere Unruhe blieb. Sie saß ihm zu tief im Herzen. Er gab sich alle Mühe, nicht mehr zu den Takayanagis hinüberzuschauen.

4

Etwa zwanzig Kilometer ging es den Chikuma abwärts. Unterwegs mußte verschiedentlich angelegt werden, notdürftig hergerichtete schwimmende Brücken, die bei Hochwasser regelmäßig weggeschwemmt wurden, waren zu passieren, und so dauerte denn die Fahrt an die drei Stunden. Gegen fünf Uhr erreichten sie Iiyama. Das Boot kam an diesem Tag nicht weiter als bis zur ersten Anlegestelle. Zusammen mit den anderen stieg Ushimatsu an Land. Ufer und Brücke waren mit Schnee bedeckt, und es schneite auch jetzt, da es zu dunkeln begann, noch leicht vor sich hin. Die Stadt schimmerte weiß. Hier und dort funkelten die ersten Laternen. In diesem Moment hallte Glockenklang über den dämmrigen Himmel – Shō, der Einfältige, war wie immer zum Glockenhaus des Lotosblütentempels hinaufgestiegen, um das Ende des Wintertages zu verkünden. Sowie Ushimatsu den dumpfen Widerhall vernahm, packte ihn eine unsägliche Sehnsucht. Nun wußte er, daß er wieder auf dem Boden von Iiyama stand.

In dem halben Monat seiner Abwesenheit hatte man sich hier bereits für den Winter gerüstet und wie in jedem Jahr vor den Häusern in Höhe der Dachtraufen Schneedächer aus groben Schilfmatten angebracht.

Geschäftig liefen Männer und Frauen über den dunklen Trampelpfad mitten auf der schneebedeckten Straße im Shinmachi-Viertel. Ein jeder schien es an diesem Abend eilig zu haben. Als Ushimatsu, mal nach rechts, mal nach links ausweichend, Atago

zustrebte, kam ihm plötzlich ein Junge entgegen. Es war Shōgo. Vor Kälte zitternd, hielt er etwas in der Hand, das wie eine Sakeflasche aussah.

»Herr Lehrer!« rief Shōgo und rannte auf Ushimatsu zu. »So was! Daß Sie schon da sind! Ich dachte, so schnell kommen Sie nicht zurück.«

Ushimatsu blickte in das unschuldige Jungengesicht, in dem freudige Überraschung geschrieben stand, und ihm war, als sähe er O-Shio vor sich.

»Hattest du was zu erledigen?«

»Ja«, erwiderte Shōgo, wies auf die schwärzliche Flasche und lachte. Er hatte also Sake für seinen Vater holen müssen.

»Vielen Dank für deinen Brief«, sagte Ushimatsu und erkundigte sich nach der Schule, wollte wissen, wer ihn während seiner Abwesenheit vertreten hatte, und fragte dann nach Shōgos Vater.

»Ach, der ist zu Hause«, antwortete Shōgo mit einem traurigen Lächeln. Er wußte offenbar nicht, was er weiter sagen sollte. Doch ihm war deutlich anzusehen, wie sehr er in seinem kindlichen Gemüt den Vater bedauerte.

Erst jetzt fiel Ushimatsu auf, daß Shōgo nicht einmal Socken an den Füßen hatte. Beim Anblick des bedrückten Jungen mit der Sakeflasche in der Hand konnte er sich ungefähr vorstellen, auf welche Weise der aus dem Schuldienst entlassene Kazama seine Tage hinbrachte.

»Wenn du nach Hause kommst, grüß deinen Vater von mir.«

Shōgo verbeugte sich rasch und stob davon. Auch Ushimatsu eilte weiter durch den Schnee.

5

Der Gong, geschlagen von dem Meßdiener, verkündete gerade das Ende des Abendgebetes, als Ushimatsu am Lotosblütentempel durch das Haupttor der Umfriedung trat. Er war über und über mit Schnee bedeckt. Selbst Saum und Ärmel seines Überwurfs waren weiß. Kaum hatte ihn die Hausherrin erblickt, stürzte sie auf ihn zu und hieß ihn freudig willkommen wie einen

von der Reise heimkehrenden eigenen Sohn. Auch die anderen Bewohner des Tempels kamen herbei, um ihn zu begrüßen. Kesaji, das Hausmädchen, holte einen Handbesen und fegte ihm den Schnee vom Rücken. Shō, der Einfältige, brachte ihm eine Schüssel mit warmem Wasser für die Füße. Abgekämpft und müde, ließ sich Ushimatsu auf der Stufe am Eingang zum Wohnhaus nieder, zog die schneeverkrusteten Strohsandalen aus und steckte die Füße in die Waschschüssel. Er empfand das alles als sehr wohltuend. Nur – warum ließ sich O-Shio nicht blicken? Bei aller Freude über den herzlichen Empfang, den ihm die anderen bereiteten, konnte er sich eines Gefühls der Enttäuschung nicht erwehren.

Ein Priester in weißer Robe und mit einer langen Schärpe über den Schultern kam aus einem der hinteren Zimmer. Die Hausherrin stellte ihn als den Hauptpriester des Lotosblütentempels vor, den Ushimatsu ja noch nicht kannte. Während Ushimatsus Abwesenheit war er aus Kyōto zurückgekehrt und wollte sich jetzt zu einer Feier in einer Familie seiner Gemeinde begeben. Er wechselte nur ein paar Grußworte mit Ushimatsu und machte sich in Begleitung des jungen Priesters auf den Weg.

Das Abendessen wurde Ushimatsu unten im Gästezimmer aufgetragen. Die anderen leisteten ihm Gesellschaft, trösteten ihn über die Müdigkeit nach der anstrengenden Reise hinweg und erkundigten sich voller Anteilnahme danach, wie es ihm zu Hause ergangen sei. Über einem an die rissige Wand lehnenden Kleiderständer hingen die Sachen eines jungen Mädchens, die sehr nach O-Shios Alltagskleidern aussahen. – O-Shio war, wie Ushimatsu von der Hausherrin erfuhr, an diesem Abend zur Hochzeit einer Schulfreundin eingeladen. – Über dem langen Überwurf mit den Rautenmustern hing ein gestreifter wattierter Kimono, und unter den hochgeschlagenen Ärmeln schaute das hübsche Rot eines Unterkleids hervor. Bei dem Gedanken, daß O-Shio diese Sachen, die jetzt wie ein Tapetenmuster auf der Wand wirkten, sonst von morgens bis abends am Leibe trug, wurde seine Sehnsucht nach dem Mädchen nur noch stärker. Der Schein der Petroleumlampe in der von Weihrauch geschwängerten Atmosphäre tat ein übriges, indem er den Farben besondere Anmut verlieh.

Sie unterhielten sich über dieses und jenes. In der Hauptsache aber erzählte Ushimatsu seinen bald entsetzt, bald betrübt dreinblickenden Zuhörern von der Reise, sprach über das Ende seines von dem Bullen aufgespießten Vaters, von der nächtlichen Totenwache in der Hütte hoch oben in den Bergen, von dem Begräbnis und der letzten Ruhestätte seines Vaters auf der Alm, sprach über die unterhalb des Eboshi-Gipfels dahinstreifende Herde, über die Kühe, wie sie das Gras rupften, Salz leckten und aus den Bächen tranken. Er erzählte auch von dem Schlachthaus in Ueda und wie dort das Blut des Bullen über den Bretterboden geflossen war. Doch über die Begegnung mit dem Ehepaar Inoko, über den Abschied und darüber, daß er mit Takayanagi und dessen Frau im selben Boot nach Iiyama zurückgekommen war, verlor er kein Wort und erst recht nicht darüber, daß die hübsche Frau aus der Kaste der Unreinen stammte.

Doch noch während er erzählte, wurde er auf einmal stutzig. In dem festen Glauben, man würde ihm aufmerksam zuhören, hatte er anfangs voller Eifer berichtet. Als dann die Hausherrin aber sonderbare Fragen stellte und ihn damit an den unpassendsten Stellen unterbrach, wurde ihm klar, daß sie wie in einem geistigen Dämmerzustand wohl seine Worte vernahm, doch mit ihren Gedanken eigentlich ganz woanders war. Am Ende schien sie ihm überhaupt nicht mehr zuzuhören. Verwundert starrte Ushimatsu ihr eine Weile in das versteinert wirkende Gesicht.

Nun bemerkte er auch, daß ihre Lider vom Weinen geschwollen waren. Sie gehörte zu jenen, die leicht aufbrausen und schnell zu Tränen gerührt sind. Aber die tiefe Betrübnis, die sich von Zeit zu Zeit in ihrer erstarrten Miene zeigte, verriet allzu deutlich, daß sie diesmal von schweren Sorgen geplagt sein mußte. Es fragte sich nur, von welchen? Während seiner Abwesenheit war nach allem, was er bisher erfahren hatte, nichts Besonderes vorgefallen. Ginnosuke hatte zwischendurch freundlicherweise hereingeschaut, auch Bumpei war dann und wann auf ein Schwätzchen vorbeigekommen, und was den Tempel anlangte, so hatte sich mit Ausnahme der Heimkehr des Hausherrn anscheinend auch nichts Neues getan. Trotzdem, hier stimmt etwas nicht, sagte sich Ushimatsu, es ist nicht mehr dieselbe Atmosphäre wie vorher.

Endlich ging Kesaji in das Obergeschoß hinauf, um in seinem Zimmer die Lampe anzuzünden. O-Shio war noch immer nicht zurück.

Was mag die Hausherrin bloß haben? fragte sich Ushimatsu, als er die dunkle Treppe hinaufstieg.

Ushimatsu fand lange keinen Schlaf an diesem Abend. Er war übermüdet. Kaum hatte er seinen Kopf auf das Kissen gebettet, war er wie schon so oft in letzter Zeit mit seinen Gedanken wieder bei O-Shio. Aber er mochte noch so sehr an sie denken, niemals sah er sie in aller Klarheit vor Augen. Nicht selten überlagerte sich ihr Bild mit dem O-Tsumas. Immer wieder versuchte er, sich ihr Gesicht auszumalen. Ihre Augen, ihre Wangen, ihre Frisur – er mochte seine Phantasie noch so sehr bemühen und sich sogar einbilden, O-Shio stünde vor ihm, nie fügten sich die Einzelheiten zu einem Ganzen. Bisweilen glaubte er, den bescheidenen Tonfall ihrer Stimme zu hören, bisweilen das mädchenhafte Lächeln um ihren Mund zu sehen. – Doch nichts ist so unzuverlässig wie das menschliche Gedächtnis. Vermeinte er, ihr Bild endlich gebannt zu haben, war es ihm auch schon wieder entschwunden. Es wollte und wollte ihm nicht gelingen, sie leibhaftig vor seinen Augen erstehen zu lassen.

13. KAPITEL

1

Verzeihung! Darf man eintreten?« rief ein modisch gekleideter Herr am Eingang zum Wohnhaus des Lotosblütentempels. Das war am Morgen nach der Rückkehr Ushimatsus. Unten hatte man schon längst gefrühstückt, Ushimatsu aber war noch nicht einmal zum Waschen heruntergekommen. »Verzeihung! Darf man eintreten?« rief es noch einmal, woraufhin Kesaji, das Hausmädchen, aus der Küche gehastet kam. »Sie werden entschuldigen«, sagte der Herr in ausgesucht höflichem Ton. »Wohnt hier ein Herr Segawa? Der Herr Segawa von der hiesigen Volksschule?«

»Ja, ganz recht«, antwortete Kesaji, während sie die Ärmel herunterstreifte und sich verbeugte.

»Ist er noch zu Hause?«

»Ja.«

»Ich hätte ihn gern gesprochen. Würden Sie ihm bitte meine Karte geben und ihm das ausrichten«, sagte der Herr und reichte ihr seine Visitenkarte.

»Warten Sie bitte einen Augenblick«, entgegnete Kesaji und eilte die Treppe hinauf.

Ushimatsu schlief noch. Kesaji trat an sein Kopfkissen und weckte ihn mit den Worten: »Ein Gast für Sie!« Zuerst glaubte er noch zu träumen, stöhnte dann gequält auf, streckte eine Hand aus und rieb sich mit der anderen den Schlaf aus den Augen. Kaum aber hatte er einen Blick auf die Visitenkarte geworfen, schnellte er erschrocken in die Höhe.

»Was hat das zu bedeuten?«

»Der Herr möchte Sie sprechen.«

Noch völlig benommen, betrachtete er abwechselnd die Karte und das Gesicht der Dienerin.

»Das kann doch nicht sein!« Ushimatsu schüttelte mehrmals ungläubig den Kopf. »Takayanagi Risaburō will mich sprechen?«

Kesaji, die Schürzenbänder in der Hand, wiegte leicht ihren etwas fülligen Körper und sah in fragend an.

»Das muß ein Irrtum sein«, meinte Ushimatsu schließlich. »Ich wüßte nicht, was ich mit ihm zu tun habe.«

»Aber er hat doch gesagt, er möchte Herrn Segawa sprechen – Herrn Segawa von der Volksschule.«

»Das verstehe ich nicht! Takayanagi – Takayanagi Risaburō kommt zu mir? Weshalb? Na gut. Sagen Sie ihm, er möge sich einen Augenblick gedulden.«

»Und was ist mit Ihrem Frühstück?«

»Frühstück?«

»Ja, Sie haben doch bis jetzt geschlafen. Wollen Sie unten essen? Ich habe die Miso-Suppe warm gestellt.«

»Lassen Sie nur! Ich habe heute morgen sowieso keinen Appetit. Führen Sie lieber den Gast unten ins Zimmer. – Ich schaffe hier schnell erst ein bißchen Ordnung.«

Kesaji ging wieder. Ushimatsu sah sich im Zimmer um, zog sich an, räumte das Bettzeug beiseite und stopfte die in einem wirren Durcheinander herumliegenden Sachen in den Schrank. Zwischen den Büchern in der Schmucknische standen die Werke Inokos. Flink schob er sie unter den flachen Tisch, holte sie aber gleich wieder hervor und versteckte sie in der äußersten Ecke des Schrankes. Mit einem letzten raschen Blick überzeugte er sich, daß keine der Schriften seines Idols noch irgendwo herumlag, und eilte dann die Treppe hinab, um sich zu waschen. Was wollte dieser Mensch von ihm? Als sie sich unterwegs begegnet waren, hatte er sich nicht zu einem einzigen Wort herabgelassen und, so gut es ging, auch jeden Blick gemieden. Und nun war er zu ihm gekommen! Die Ungewißheit darüber, was Takayanagi mit seinem überraschenden Besuch eigentlich bezweckte, machte Ushimatsu beklommen und flößte ihm sogar Angst ein.

2

»Mein Name ist Takayanagi. Ich habe schon oft von Ihnen gehört, doch bot sich bisher nie Gelegenheit, auch mal ganz persönlich mit Ihnen zu sprechen.«

»Würden Sie sich bitte nach oben in mein Zimmer bemühen«, sagte Ushimatsu nach einer kurzen Begrüßung und führte seinen Gast die Treppe hinauf ins obere Stockwerk.

Er war sich noch immer nicht über die Absichten Takayanagis im klaren und wurde deshalb seine peinigende Unruhe nicht los. Sei auf der Hut! sagte er sich, gab sich äußerlich aber sehr gelassen, als er für sich ein Sitzkissen auf den Boden legte und seinem Gast eine vierfach zusammengefaltete weiße Wolldecke anbot.

»Bitte, nehmen Sie Platz«, sagte er möglichst unbefangen. »Entschuldigen Sie, daß ich Sie warten ließ. Aber gestern abend ist es sehr spät geworden, und da habe ich leider verschlafen.«

»Aber nein, ich habe mich zu entschuldigen für die Störung«, entgegnete Takayanagi im geschmeidigen Ton. »Wissen Sie, ich wollte mich Ihnen gestern schon vorstellen, als wir uns zufällig auf dem Boot trafen. Verzeihen Sie, daß ich es nicht getan habe,

aber es erschien mir dann an solch einem Ort doch ein wenig unangebracht. Hoffentlich habe ich Sie damit nicht gekränkt.«

Takayanagi redete, als gelte es, ein Geschäft abzuschließen. Eines mußte man ihm lassen: Er hatte eine Art, mit der er schnell jemanden für sich einnehmen konnte. Andererseits verriet selbst ein noch so flüchtiger Blick auf die betonte Eleganz seines Äußeren, wie sehr dieser angehende Parlamentarier vor Eitelkeit strotzte: Eine schwere Uhrkette, wie sie steinreiche Männer schmückt, hing an seinem Gürtel, und an seinen Fingern steckten zwei goldglitzernde Ringe. Was will er denn nur von dir? fragte sich Ushimatsu immer wieder, dachte dabei an sein eigenes dunkles Geheimnis und das seines Gegenübers und vermochte nicht, dessen Blicken länger als nur für einen kurzen Moment zu begegnen.

Takayanagi rückte etwas näher heran.

»Wie ich erfuhr, hat Sie ein schweres Unglück getroffen. Der Verlust geht Ihnen bestimmt sehr nahe.«

»Ja, mein Vater ist durch einen Unfall ums Leben gekommen«, antwortete Ushimatsu und blickte dabei auf seine Hände.

»Ich darf Sie meines Beileids versichern«, sagte Takayanagi und fuhr dann fort, als wäre ihm plötzlich etwas eingefallen: »Ja, richtig! Wir sind uns neulich schon auf dem Bahnhof in Toyono begegnet, nicht wahr? Ich bin dann in Tanaka ausgestiegen. Und Sie doch auch? Oder wie war das? Ja, jetzt erinnere ich mich, Sie sind auch ausgestiegen. Das war vor zwei Wochen, als Sie nach Hause fuhren. Sehen Sie, so haben wir uns sowohl auf der Hinreise als auch auf der Rückfahrt getroffen. Eine Fügung des Schicksals, möchte ich fast sagen.« Er lachte, Ushimatsu aber schwieg. »Ich meine, irgendwie verbindet uns etwas, und darüber möchte ich mit Ihnen sprechen«, sagte Takayanagi mit einigem Nachdruck. »Wissen Sie, ich verstehe Sie gut . . .«

»Wie bitte?« unterbrach ihn Ushimatsu.

»Ich sagte, ich verstehe Sie gut. Und nun wollte ich Sie ersuchen, daß auch Sie ein bißchen Verständnis für mich aufbringen. Das ist der Grund meines Kommens.«

»Ich begreife überhaupt nicht, wovon Sie reden.«

»Dann hören Sie mir bitte mal zu.«

»Das tue ich ja, und trotzdem weiß ich nicht, was Sie meinen.«

»Ich möchte Sie um Ihr Verständnis bitten, sagte ich.« Er senkte die Stimme. »Sie haben sicherlich davon gehört, daß ich dank des Wohlwollens einiger ehrenwerter Männer vor kurzem geheiratet habe. Es geht manchmal recht seltsam in der Welt zu. Meine Frau kennt Sie nämlich.«

»Ihre Gattin meint, sie kennt mich?« Ushimatsu lachte, fragte dann jedoch in einem leicht veränderten Ton: »Ja, und in welcher Beziehung?«

»Gerade darüber wollte ich mit Ihnen reden.«

»Was heißt das?«

»Ich habe das nur von meiner Frau und finde mich da nicht ganz zurecht. Eigentlich kann man auf das, was Frauen manchmal daherreden, nichts geben, aber das Sonderbare ist, daß irgendein entfernter Verwandter meiner Frau vor langer Zeit mit Ihrem Herrn Vater befreundet gewesen sein soll«, sagte Takayanagi und musterte Ushimatsu eindringlich. »Na ja, es ist eigentlich nichts weiter dabei. Nur wenn meine Frau meint, sie würde Sie kennen, dann dürfte Ihnen das wohl nicht gleichgültig sein, und ich sage Ihnen offen, auch mich beunruhigt das. Ich mußte gestern dauernd daran denken und habe die ganze Nacht kein Auge zugemacht.«

Für eine Weile herrschte Schweigen im Zimmer. Die beiden Männer saßen sich stumm gegenüber, und ein jeder suchte in den Augen des anderen zu lesen.

Dann stieß Takayanagi einen tiefer Seufzer aus.

»Glauben Sie mir bitte, ich will nur Ihr Bestes. Sie sind der einzige, der über mich und meine Frau Bescheid weiß. Andererseits sind meine Frau und ich die einzigen, die über Sie Bescheid wissen. – Wenn Sie so wollen, ist also jeder auf den anderen angewiesen. Meinen Sie nicht auch?« Er wechselte den Ton. »Ich sage Ihnen damit nichts Neues, aber die Wahl steht vor der Tür. Und da brauche ich unbedingt Ihren Beistand. Sollten Sie jedoch nicht auf mich hören, Herr Segawa, dann bringe ich Sie und mich auf der Stelle um.« Takayanagi lachte, als wollte er die gerade ausgesprochene Drohung ins Scherzhafte ziehen. »Nun denken Sie

nicht, ich will Ihnen gleich ans Leben, aber eines sage ich Ihnen, ich bin zu allem entschlossen!«

3

Takayanagi verstummte plötzlich, denn auf der Treppe waren Schritte zu hören.

»Herr Segawa! Ein Gast für Sie«, rief Kesaji. Ushimatsu erhob sich und öffnete die Tür. Da stand auch schon sein Freund mit einem Lächeln auf dem Gesicht vor ihm.

»Tsuchiya, du?« wunderte sich Ushimatsu.

Ginnosuke nickte Takayanagi kurz zu, scherte sich aber nicht weiter um den Besucher, dessen Anwesenheit er, voreilig wie er nun einmal in seinen Schlüssen war, keinerlei Bedeutung beimaß, und redete in sehr vertraulichem Ton drauflos.

»Du bist ja wohl gestern abend schon zurückgekommen«, sagte er und sprach dann in der ihm eigenen Lebhaftigkeit davon, daß er in den nächsten Tagen seine jetzige Stellung aufgeben werde, um als Assistent an die Höhere Landwirtschaftsschule zu gehen. Die Hoffnungen, die er damit verknüpfte, schienen sein Herz höher schlagen zu lassen, und sein volles rosiges Gesicht strahlte noch mehr als sonst. Seltsamerweise gab ihm auch sein kurzgeschorener Kopf schon etwas von der Würde eines jungen Gelehrten. Ushimatsu empfand es von neuem als ein großes Glück, ihn zum Freund zu haben.

Mit einer Aufrichtigkeit, die aus tiefster Seele kam, drückte Ginnosuke ihm sein Beileid aus. Takayanagi hatte sich eine Zigarette angezündet und lauschte schweigend dem Gespräch der beiden.

Ushimatsu gab sich endlich einen Ruck und sagte:

»Ich stehe mächtig in deiner Schuld. Wie ich hörte, hast du sogar noch meinen Unterricht mit übernommen.«

»Irgendwie hab ich's ja versucht einzurichten, aber ganz einfach ist das nicht, wenn man zwei Klassen hat. Das kannst du mir glauben«, entgegnete Ginnosuke mit einem offenherzigen Lachen. »Übrigens, was willst du denn jetzt mit deiner Zeit anfangen?«

»Mit meiner Zeit?«

»Du hast deinen Vater verloren, da stehn dir vier Wochen zu.«

»Nein, nein. Das wäre der Schule gegenüber nicht in Ordnung. Und dir gegenüber erst recht nicht.«

»Mir gegenüber? Nein, mir würde das nichts ausmachen.«

»Morgen ist Montag, stimmt's? Also werde ich ab morgen wieder da sein. Aber sag mal, wenn ich es recht verstanden habe, gehen deine Wünsche ja nun in Erfüllung. Als dein Brief kam, habe ich mich riesig gefreut. Doch daß alles so schnell gehen würde, hätte ich nicht gedacht.«

»Ja, weißt du«, sagte Ginnosuke und lächelte versonnen, »ich hab eben Glück gehabt.«

»Das glaube ich auch«, stimmte ihm Ushimatsu zu, aber dann schien irgend etwas die Freude über den Erfolg des Freundes zu dämpfen. »Hast du denn überhaupt schon deinen Bescheid vom Bezirksamt?«

»Nein, noch nicht. Wegen dieser verdammten Pflichtjahre kann man mich ja nicht einfach so gehen lassen. Aber die im Bezirksamt waren ziemlich nachsichtig. Ich soll nur hundert Yen zahlen.«

»›Nur‹ sagst du?«

»Na, hör mal, ebensogut hätten sie die ganzen Kosten für die Ausbildung am Lehrerseminar von mir zurückverlangen können. Daß sie's bei hundert Yen bewenden lassen, dafür muß ich ihnen noch dankbar sein. Ich hab meinen Vater schon um das Geld gebeten. Er freut sich natürlich auch, daß ich hier weg kann, und will nach Nagano kommen, damit wir zusammen die Sache im Bezirksamt erledigen. Ja, länger als bis zum Ende dieses Monats werd ich wohl nicht in Iiyama bleiben«, sagte Ginnosuke und sah seinem Freund in die Augen.

Ushimatsu seufzte.

»Ich wollte dir noch was erzählen«, fuhr Ginnosuke fort. »Dieser Inoko, von dem du soviel hältst, soll zur Zeit hier in Shinshū sein. Ich hab's gestern in der Zeitung gelesen.«

»In der Zeitung?« fragte Ushimatsu und wurde ganz rot.

»Ja, es stand in der ›Shinano Rundschau‹. Obwohl er es an der Lunge haben soll, scheint er mächtig aktiv zu sein.«

Als die Rede auf Inoko kam, richtete Takayanagi seinen Blick auf Ginnosuke und musterte ihn eindringlich. Ushimatsu schwieg.

»Obwohl er einer von den Unreinen ist, läßt er sich nicht so ohne weiteres für dumm verkaufen«, sagte Ginnosuke unbekümmert. »Was er an Ideen von sich gibt, mag ja ein bißchen krankhaft sein, aber der Mut, mit dem er kämpft, ist schon bewundernswert. Vielleicht sind Lungenkranke nun mal so. Jedenfalls soll er die Zuhörer mächtig aufwühlen, wenn er seine Reden hält.« Ginnosuke wechselte den Ton. »Weißt du, Segawa, du gehst besser gar nicht erst hin, sonst bricht bei dir wieder die Krankheit aus.«

»Red doch nicht solchen Unsinn!«

Ginnosuke lehnte sich zurück und lachte aus vollem Halse.

Ushimatsu versank plötzlich in Schweigen. Es war, als würde er im nächsten Augenblick in Ohnmacht fallen. Die Organe seines Körpers schienen ihm ihren Dienst versagen zu wollen und glatt zu vergessen, daß er noch lebte.

Was hat er denn bloß? fragte sich Ginnosuke. Vielleicht ist er immer noch krank?

Eine Weile schwiegen alle drei vor sich hin. Als Ginnosuke dann sagte, er müsse nun gehen, kam Ushimatsu wieder zu sich.

»Bleib doch noch!« bat er.

»Nein, ich komme ein andermal wieder vorbei«, erwiderte Ginnosuke und ging.

4

»Soeben war von Herrn Inoko die Rede«, sagte Takayanagi, während er die Asche von seiner Zigarette streifte. »Sind Sie mit ihm befreundet?«

»Nein!« Ushimatsu zögerte einen Augenblick. »Nein, befreundet nicht.«

»Aber Sie stehen in Verbindung mit ihm?«

»Nein, auch das nicht.«

»Ich dachte nur . . .«

»Wieso sollte ich etwas mit ihm zu tun haben?«

»Wenn Sie es sagen!« Takayanagi lachte. »Er scheint viel mit diesem Ichimura zusammen zu sein. Ich dachte nur, Sie wüßten, was es mit den beiden auf sich hat.«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Ichimura ist ein ganz schlauer Fuchs. Mit seiner Schönrederei scheint er Inoko auf seine Seite gezogen zu haben und ihn nun bedenkenlos als Werkzeug zu benutzen. Wenn ich höre, was Ichimura so von sich gibt, kann ich nur lachen. Aber Politik ist nun mal ein schmutziges Geschäft, und wer nicht da drinsteckt, ahnt ja kaum etwas von den Widerwärtigkeiten hinter den Kulissen«, sagte Takayanagi und seufzte. »Wissen Sie, ich habe nicht die Absicht, auf alle Ewigkeit in dem Pfuhl herumzuschwimmen, und brächte meine Füße lieber heute als morgen wieder aufs Trokkene. Aber was soll man machen? Ich bin ungebildet und habe kein ordentliches Studium wie Sie. Mir bleibt kein anderer Weg als dieser, wenn ich in unserer heutigen Gesellschaft mit ihrem Kampf ums Dasein bestehen will. Möglicherweise nimmt sich in Ihren Augen unser Geschäft sehr glorreich aus. Ja, nach außen hin ist es das auch. Aber was hat man von dem äußeren Glanz, wenn sich dahinter ein Leben verbirgt, das schrecklicher nicht sein kann. Anders sieht es allerdings aus, wenn jemand sehr vermögend ist und Politik nur zum eigenen Vergnügen betreibt. Doch wer sich wie ich aus Begeisterung schon in jungen Jahren in die Politik gestürzt hat, weiß heute nicht mehr ein noch aus. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie viele Leute sich neuerdings ihr Geld in der Politik zu verdienen suchen. Ich will ja nicht aus der Schule plaudern. Aber ich sage Ihnen ganz ehrlich, auch wenn es Ihnen wie eine Lüge vorkommen mag, wird unsereiner nicht Abgeordneter, weiß er vorderhand nicht mehr, wovon er leben soll.« Takayanagi lachte kurz auf. »So traurig es klingt, das ist eine Tatsache. Sollte ich bei der bevorstehenden Wahl durchfallen, dann sitze ich in der Klemme. Ich muß diesmal einfach gewinnen. Ja, und dazu brauche ich Ihre Unterstützung. Vor allem möchte ich Sie dringend bitten, daß Sie das mit meiner Frau nicht in die Welt hinausposaunen. Dafür werde ich dann auch über Sie... Also einigen wir uns doch darauf, daß keine Seite über die andere

etwas verlauten läßt. Herr Segawa, Sie wissen, daß Sie mich damit retten. Nun willigen Sie endlich ein. Ich bitte Sie inständigst.«

Takayanagi war von der weißen Decke heruntergerutscht, hatte die Hände vor sich aufgestützt und den Kopf vor Ushimatsu so tief zu Boden gebeugt, daß er wie ein um Gnade flehender Hund aussah.

Ushimatsu erblaßte.

»Sie haben sich da was ausgedacht, und nun . . .«

»Nein, ich wollte Sie doch nur bitten, mir zu helfen.«

»Vielleicht hören Sie mir auch mal zu. Ich weiß im Grunde genommen gar nicht, wovon Sie andauernd reden. Denn sehen Sie, warum sollte ich über Sie etwas in die Welt hinausposaunen, wie Sie sagten. Sie und ich, wir haben überhaupt nichts miteinander zu tun.«

»Aber, da ist doch . . .«

»Nein, da ist gar nichts. Da ist jedenfalls nichts, um was Sie mich bitten müßten. Und andererseits habe ich auch nichts von Ihnen zu erbitten.«

»Das heißt?«

»Ich verstehe Ihre Frage nicht.«

»Ich meine, was gedenken Sie zu tun?«

»Nichts! Und wieso auch? Uns verbindet nicht das geringste miteinander.« Ushimatsu lachte und fügte dann hinzu: »Ich glaube, mehr gibt es nicht zu sagen.«

»Meinen Sie wirklich, daß uns nichts miteinander verbindet?«

»Herr Takayanagi, ich wüßte nicht, daß ich in der Öffentlichkeit jemals ein Wort über Sie verloren hätte. Und so soll es auch in Zukunft bleiben. Ich kann es nun einmal nicht ausstehen, wenn über andere Leute hergezogen wird – und außerdem, wir haben heute überhaupt zum erstenmal miteinander gesprochen.«

»Na schön. Vielleicht fühlen Sie sich wirklich nicht veranlaßt, über mich zu reden. Und ich sehe auch keine Notwendigkeit, über Sie zu reden. Das hört sich schon ganz gut an, aber so recht zufrieden bin ich trotzdem nicht. Da ich nun einmal hier bin, wäre es mir lieber, Sie würden ganz offen mit mir sprechen, weil

ich Ihnen gern behilflich sein möchte, sofern es in meinen Kräften steht. Ich denke da wirklich nur an Sie.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen. Ich weiß allerdings nicht, womit Sie mir behilflich sein könnten.«

»Aber hören Sie! Sie wollen doch nicht behaupten, daß es Sie völlig unberührt läßt, wovon ich gesprochen habe.«

»Und wenn Sie sich nun irren?«

»Irren? – Ich soll mich irren?«

»Ich habe keine Ahnung, worauf Sie hinauswollen.«

»Ja, wenn das so ist. – Aber mir scheint, wir hätten noch einiges zu besprechen. Nehmen Sie es mir nicht übel. Es liegt nicht nur in Ihrem oder in meinem Interesse, nein, es geht den einen genausoviel an wie den anderen. Überlegen Sie es sich gut, Herr Segawa! Ich werde mir jedenfalls die Freiheit nehmen, gelegentlich mal wieder vorbeizuschauen.«

14. KAPITEL

1

Der Direktor war auch an diesem Montag schon sehr früh in die Schule gekommen. Er zog sich vor Unterrichtsbeginn immer erst noch für eine Weile in sein Zimmer zurück, das gleich neben dem Empfangsraum lag, um sich auf die Aufgaben des jeweiligen Tages vorzubereiten, zum anderen aber auch, um dem Zigarettengestank im Lehrerzimmer und den Nörgeleien der Kollegen zu entgehen. Ushimatsu war, als er an diesem Morgen zum erstenmal wieder in der Schule erschien, dem Direktor auf dem Korridor begegnet. Er hatte Ushimatsu sein Beileid ausgesprochen, ein paar Worte mit ihm gewechselt und war in seinem Zimmer verschwunden.

Es klopfte an der Tür. Das kann nur Katsuno Bumpei sein, sagte sich der Direktor, denn es galt als ausgemacht, daß ihn sein Lieblingskind regelmäßig mit Neuigkeiten versorgte. Auch ohne sein Zimmer zu verlassen, wußte er deshalb stets bestens darüber Bescheid, was die Lehrer seiner Schule bewegte, worüber sie re-

deten und wer einem anderen die Stundenaufteilung oder die Höhe des Gehalts neidete. Was wird er denn heute wieder zu berichten haben? fragte sich der Direktor, während er Bumpei ins Zimmer geleitete.

Schnell kam die Rede auf Ushimatsu.

»Was Sie mir da eben erzählt haben, Katsuno, das hört sich reichlich rätselhaft an«, sagte der Direktor mit gesenkter Stimme. »Soll das heißen, es gibt etwas Neues über Segawa?«

»Ganz recht«, antwortete Bumpei mit einem Lächeln.

»Ich werde den Eindruck nicht los, daß Sie andauernd drumherum reden. Können Sie sich nicht endlich ein bißchen klarer ausdrücken?«

»Aber, Herr Direktor, hier geht es um den Ruf und die Zukunft eines Menschen. Da kann man doch nicht gedankenlos drauflosreden.«

»Wie bitte? Wollen Sie damit sagen, daß Segawas ganzes weiteres Leben davon abhängt?«

»Ja, wenn das stimmt, was in der Stadt schon die Runde macht, wie ich gehört habe, wird Segawa wohl nicht länger an der Schule bleiben können. Und nicht nur das, man wird ihn aus der Gesellschaft ausstoßen und wahrscheinlich kein zweites Mal hochkommen lassen.«

»Was? Er wird nicht mehr an der Schule bleiben können und aus der Gesellschaft ausgestoßen werden? Das hört sich ja fast nach der Verkündung eines Todesurteils an!«

»So ist es, Herr Direktor! Ich habe allerdings nicht selber an Ort und Stelle nachgeforscht, aber wenn ich mir überlege, was mir inzwischen alles erzählt wurde – na ja!«

»Ihr ›Na ja‹ hilft mir auch nicht weiter. Nun sagen Sie schon, was los ist!«

»Entschuldigen Sie, Herr Direktor, aber es fällt mir nicht leicht, darüber zu sprechen.«

»Wieso?«

»Weil ich nicht möchte, daß es am Ende so aussieht, als hätte ich es nur ausgeplaudert, um mich in Segawas Stellung zu drängen. Den Ehrgeiz habe ich nämlich gar nicht. Mir liegt überhaupt nichts daran, Segawa Übles nachzureden.«

»Das weiß ich. Und ich wüßte auch niemanden, der Ihnen das unterstellt. Darüber brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen. Außerdem berichten Sie mir doch nur, was Sie von anderen gehört haben. Also, reden Sie endlich!«

Bumpei tat, als müßte er sich noch bedenken, und je vielsagender er lächelte, desto ungeduldiger wurde der Direktor.

»Hören Sie, Katsuno. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Niemand erfährt, daß ich es von Ihnen habe. Einverstanden? So, hier ist weiter keiner. Nun reden Sie!«

Der Direktor neigte sich zu Bumpei hinüber und erblaßte zusehends bei dessen Geflüster. Plötzlich klopfte es an der Tür. Bumpei sprang auf und stellte sich ans Fenster. Die Tür öffnete sich, und herein kam Ushimatsu. Doch er war noch gar nicht ganz im Zimmer, als er unwillkürlich wieder einen Schritt zurücktrat. Worüber mögen die beiden wohl gesprochen haben? fragte er sich und betrachtete sie mißtrauisch. Er konnte sich eines bestimmten Verdachts nicht erwehren.

»Herr Direktor«, sagte er möglichst unbefangen, »sollten wir heute nicht etwas später anfangen?«

»Sind die Schüler noch nicht da?« fragte der Direktor und warf einen Blick auf seine Taschenuhr.

»Erst ein paar. Was bei dem Schnee auch nicht anders zu erwarten ist.«

»Aber es ist nun mal an der Zeit. Ob die Schüler da sind oder nicht, Ordnung muß sein. Sagen Sie bitte dem Schuldiener, er soll läuten!«

2

Eine solch innerliche Leere wie an diesem Morgen hatte Ushimatsu noch nie verspürt. Wie im Halbschlaf hatte er sich angezogen, wie im Halbschlaf war er durch den Schnee zum erstenmal nach seiner Abwesenheit wieder zur Schule gegangen, das Kästchen mit dem Imbiß für die Mittagspause, den ihm die Hausherrin zubereitet hatte, in der Hand, und wie im Dämmerzustand hatte er auch die Beileidsbezeugungen vieler seiner Kollegen und die Fragen der Schüler seiner Klasse über sich ergehen lassen.

Selbst nachdem der Unterricht begonnen hatte, war er kaum ganz bei der Sache. Mechanisch erläuterte er den Text aus dem Lesebuch und fragte und antwortete ebenso mechanisch. Er hatte an diesem Tag die Aufsicht in den Spielpausen. Sobald die Glocke läutete, stürzten die Mädchen und Jungen von allen Seiten auf ihn zu und klammerten sich an ihn. »Herr Lehrer! Herr Lehrer!« riefen sie, er aber nahm es kaum wahr. Wie ein Schlafwandler bewegte er sich zwischen den herumtollenden Schülern.

Ginnosuke kam auf ihn zugeeilt.

»Segawa, du siehst aus, als ob du dich nicht wohl fühlst.«

Daran erinnerte sich Ushimatsu, doch von dem, was Ginnosuke sonst noch gesagt hatte, war nichts in seinem Gedächtnis haftengeblieben.

Nur eines hatte er trotz allem nicht vergessen: sein Geschenk für Shōgo. Während der großen Mittagspause tummelten sich die Schüler von der obersten bis hinab zur untersten Klasse überall im Gebäude. Einige waren auch hinaus auf den Sportplatz gelaufen und bewarfen sich mit Schnee. Im Klassenraum seiner Vierten war gerade niemand, deshalb zog er sich mit Shōgo dorthin zurück.

»Ich habe dir was mitgebracht«, sagte er und holte ein in Zeitungspapier gewickeltes Päckchen hervor. »Ein Notizbuch. Guck es dir zu Hause an. Nicht hier in der Schule. – Bitte, das schenke ich dir.«

Ushimatsu hatte erwartet, der Junge würde dankbar zu ihm aufschauen und freudestrahlend nach dem Notizbuch greifen. Doch er starrte nur mit runden Augen darauf und sah Ushimatsu ab und zu an. Wieso ausgerechnet ein Geschenk für mich? schien sein verwunderter Blick zu fragen.

»Nein, ich möcht es nicht!«

»Na, hör mal!« Ushimatsu musterte den Jungen erstaunt. »So was macht man nicht. Ein Geschenk abzulehnen ist unhöflich.«

»Ich weiß«, sagte Shōgo, blieb aber bei seiner Weigerung.

»Und was mache ich jetzt damit? Ich hab's doch für dich mitgebracht.«

»Meine Mutter würd mich ausschimpfen.«

»Deine Mutter? Unsinn! Wenn du sagst, du hast es von mir geschenkt bekommen, wird sie dich doch nicht ausschimpfen. – Ich bin mit deinem Vater befreundet, und außerdem hat deine große Schwester so manches für mich getan. Da wollte ich dir auch mal eine kleine Freude machen. Weißt du, das ist ein Notizbuch, wie man es in Europa hat, mit linierten Seiten. Na, nun nimm es schon. Da kannst du kleine Aufsätze oder was dir gerade so in den Sinn kommt hineinschreiben«, sagte er und drückte dem Jungen das in Zeitungspapier gewickelte Notizbuch in die Hand. Im selben Moment hörte er draußen vor der Tür das Schlurfen von Strohsandalen. Rasch eilte er aus dem Klassenraum und ließ Shōgo allein.

3

Bis ganz hinten ans Ende des Korridors, wo die Treppe zum Obergeschoß hinaufführte, verliefen sich die Schüler nur selten. In dieser stillen Ecke standen der Direktor und Bumpei an die graue Wand gelehnt und unterhielten sich.

»Wo haben Sie das mit Segawa eigentlich her?« fragte der Direktor.

»Von einem recht merkwürdigen Mann«, antwortete Bumpei lächelnd.

»Das sagt mir überhaupt nichts.«

»Herr Direktor, es geht um den Ruf und die Zukunft eines Menschen. Deswegen möchte derjenige, von dem ich das habe, auf keinen Fall, daß sein Name damit in Zusammenhang gebracht wird. Aber es handelt sich immerhin um jemanden, der in den Reichstag will, und der wird so etwas nicht einfach daherreden.«

»Der in den Reichstag will?«

»Na, Sie wissen doch, Herr Direktor!«

»Dann meinen Sie den, der sich kürzlich eine Frau ins Haus geholt hat?«

»Sie haben es erraten.«

»Das heißt, während er draußen auf dem Lande rumgereist ist, hat er von dieser Geschichte erfahren. Seltsam, aber irgend-

wann kommt alles raus.« Der Direktor seufzte. »Mir verschlägt es fast die Sprache. Daß Segawa ein Eta sein soll, einer von den Unreinen, nein, nicht einmal im Traum wäre ich darauf verfallen!«

»Ich hätte das auch nicht gedacht.«

»Sehen Sie sich sein Gesicht an, seine Hautfarbe, seine Statur – da ist doch nichts, was einen darauf bringen könnte, daß er zu denen gehört!«

»Ja, und dadurch haben sich eben alle hinters Licht führen lassen.«

»Schon möglich. Mir will das aber immer noch nicht in den Sinn. Jedenfalls vom Aussehen her macht er überhaupt nicht den Eindruck.«

»Auf das Äußere kann man nichts geben. Das führt leicht in die Irre. Aber was meinen Sie sonst so zu seinem Wesen?«

»Das brächte mich auch nicht darauf.«

»Aber, Herr Direktor, finden Sie denn sein Reden und Tun mitunter nicht seltsam? Man muß ihn nur mal genauer beobachten. Schon dieser lauernde Blick!«

»Das ist doch lächerlich. Ein lauernder Blick ist noch lange kein Beweis dafür, daß einer zu den Unreinen gehört.«

»Darf ich Ihnen noch was sagen? Bis vor kurzem wohnte Segawa in einer Herberge in Takajō. Dort hat man eines Tages einen von diesen reichen Eta hinausgeworfen, und gleich darauf ist Segawa Hals über Kopf in den Lotosblütentempel gezogen. – Ist das nicht merkwürdig?«

»Ein bißchen schon.«

»Dann ist da auch noch sein enges Verhältnis zu diesem Inoko. Es gibt so viele Philosophen, warum muß nun jemand ausgerechnet zu einem mit solchen krankhaften Ideen aufschauen und ein derartiges Gewese um die Bücher dieses Eta machen, als wären sie das Beste auf der Welt? Natürlich hat jeder seinen Lieblingsschriftsteller, aber bei Segawa steckt mehr dahinter.«

»Kann sein.«

»Und das habe ich Ihnen noch gar nicht erzählt, Herr Direktor. Ein Onkel von mir wohnt in Yora. Das gehört zu Komoro. Nicht weit davon führt ein kleiner Fluß vorbei, Jabori heißt er. Wenn

man die Brücke überquert, ist man in Mukai – und das ist das sogenannte Eta-Viertel. Von meinem Onkel weiß ich, daß die Leute dort alle denselben Familiennamen tragen, und zwar Segawa.«

»Guck einer an!«

»Dort in Mukai benutzt auch heute noch kaum jemand den Familiennamen. Für gewöhnlich nennt man sich immer nur beim Vornamen. Wahrscheinlich haben sie vor der Zeit unseres jetzigen Herrschers überhaupt keine Familiennamen gehabt. Als dann die Standesregister eingerichtet wurden, hat man wohl der Einfachheit halber alle Familien der Siedlung unter dem Namen Segawa eingetragen.«

»Moment mal! Unser Segawa ist aber gar nicht in Komoro zu Hause. Er kommt aus Nezu.«

»Das hat nichts zu bedeuten. – Jedenfalls heißen die meisten von ihnen, wir mir mein Onkel erzählte, Segawa oder Takahashi.«

»Was Sie da sagen, leuchtet mir zwar ein, aber wenn sich das wirklich so verhält, warum ist das bis heute unbekannt geblieben? Da hätte doch längst jemand drauf kommen müssen. Schon als er das Lehrerseminar besuchte.«

»Eigentlich ja. Daran zeigt sich eben Segawa. Er hat es verstanden, alle bis heute zu täuschen. Und um das zu schaffen, muß einer schon ganz schön gewitzt sein.«

»Trotzdem! Daß das nicht herausgekommen ist! Gewundert habe ich mich ja manchmal über ihn. Denn ganz ohne Grund läuft niemand mit so einem trübsinnigen Gesicht herum.«

Plötzlich hallte das Läuten der Glocke herüber. Der Direktor und Bumpei lösten sich von der Wand und gingen den langen Korridor hinunter. Vom anderen Ende her kamen ihnen die Schüler entgegengerannt, um sich zum nachmittäglichen Unterricht in ihre Klassenräume zu begeben – mitten unter ihnen auch Ushimatsu, der sich flüchtig nach den beiden umwandte.

»Sie haben recht, Katsuno«, sagte der Direktor, während er Ushimatsu nachblickte. »Es geht um das Schicksal eines Menschen. Sollten wir nicht zusehen, uns noch ein bißchen mehr Gewißheit über Segawa zu verschaffen?«

»Herr Direktor, aber um eines möchte ich Sie bitten«, sagte Bumpei mit Nachdruck. »Niemand darf erfahren, daß wir unsere Hinweise von dem Kandidaten für die Reichstagswahlen haben, sonst kriege ich die größten Unannehmlichkeiten.«

»Das ist doch selbstverständlich.«

4

Als letztes stand an diesem Tag Singen auf dem Stundenplan. Der Musiklehrer übernahm die Schüler aus Ushimatsus Vierter, ließ sie antreten und führte sie ins Musikzimmer. Die eine Stunde bis drei Uhr hatte Ushimatsu frei, und weil ihm plötzlich eingefallen war, daß Ginnosuke gestern von einer Zeitungsnotiz über Inoko gesprochen hatte, eilte er hinüber ins Besucherzimmer, wo die Zeitungen auslagen. Nach einigem Suchen fand er dort auf dem Tisch auch die vorgestrige Ausgabe der »Shinano Rundschau«. Sie war noch nicht abgeheftet und lag unter einem Stoß anderer Blätter. Sowie er unten auf der zweiten Seite den Namen seines Idols entdeckte, schlug ihm vor Aufregung das Herz bis zum Halse.

Wo lese ich die Zeitung am besten? fragte er sich. Hier im Besucherzimmer? Und wenn dann jemand hereinkommt? Vielleicht im Klassenraum? Oder im Zimmer des Schuldieners? – Nein, wer sagt dir, daß du dort ungestört bleibst? Unschlüssig steckte er sich die Zeitung in die Brusttasche und verließ das Besucherzimmer. Geh in die Aula! befahl er sich. Um jedes Knarren der Stufen zu vermeiden, stieg er möglichst vorsichtig die Treppe hinauf.

Wenn nicht gerade ein besonderes Ereignis gefeiert wurde wie neulich der Geburtstag des Kaisers, herrschte in dem Saal mit den sorgfältig ausgerichteten langen Bankreihen tiefe Ruhe. Deshalb glaubte Ushimatsu sich hier sicherer als in der Ecke irgendeines Klassenraums. Er suchte sich einen Platz und holte die Zeitung hervor, hatte aber kaum einen Blick hineingeworfen, als er sich wieder an sein Gespräch mit Takayanagi erinnerte: Ich bin nicht mit ihm befreundet. – Ich habe mit ihm nichts zu tun. – Ich weiß von nichts. – Dreimal hatte er sein Herz betrogen und Inoko

Rentarō, den Mann, den er so sehr verehrte, verleugnet. Er bereute, was er getan hatte, und bat Inoko im stillen inständig um Vergebung. Dann griff er wieder zu der Zeitung und versuchte, sich in den Artikel zu vertiefen, mußte aber selbst beim Lesen dauernd an sich und seine eigenen Lebensumstände denken, weil ihn eine gewisse Furcht, so vage sie im Augenblick auch noch sein mochte, nicht mehr losließ. Mal sann er über dieses, mal über jenes nach, und ihm wurde immer deutlicher bewußt, wie kritisch seine Lage geworden war. Packe ich dieses große Problem, das vor mir steht, jetzt nicht an, sagte er sich, komme ich jetzt zu keinem Entschluß, dann bin ich ein für allemal verloren. Also – was mache ich? Doch als er sich das fragte, war er innerlich schon viel zu bestürzt, um darauf eine Antwort zu finden.

»Was lesen Sie denn da, Segawa?« sprach ihn plötzlich jemand von hinten an.

Ushimatsu erblaßte. Hinter ihm stand der Direktor mit spähendem Blick.

»Ich gucke nur mal in die Zeitung«, erwiderte Ushimatsu möglichst gelassen.

»In die Zeitung?« fragte der Direktor und sah Ushimatsu etwas verwundert an. »Gibt's was Besonderes?«

»Nein, eigentlich nicht.«

Sie schwiegen eine Weile. Der Direktor trat an die Fenster und schaute durch die Scheiben auf den Himmel.

»Was meinen Sie zum Wetter, Segawa?«

»Na ja...«, sagte Ushimatsu, und so sprachen sie denn über den anbrechenden Winter, während sie gemeinsam die Aula verließen.

Als sie nebeneinander die Treppe hinuntergingen, geriet Ushimatsu mit einemmal in eine geradezu panische Angst, die ihn unsäglich beklommen machte.

Vielleicht war es nur Einbildung, aber der Direktor schien sich ihm gegenüber irgendwie anders zu verhalten als sonst. Er gab sich so merkwürdig. Offenbar heuchelte er ihm etwas vor. Nein, ein Heucheln war es eigentlich nicht, eher ein nervöses Schnuppern, als wollte er zeigen, daß er ein Geheimnis witterte. Ja, sollte er etwa...? fragte sich Ushimatsu voller Mißtrauen. Es wurde für

ihn unerträglich, auch nur neben dem Direktor herzugehen, und wenn sich auf der Treppe völlig unbeabsichtigt ihre Schultern leicht berührten, lief Ushimatsu jedesmal ein Schauer über den Rücken.

In diesem Moment hallte durch das ganze Gebäude das Glokkengebimmel, mit dem der Schuldiener das Ende des Unterrichts verkündete. Die Klassentüren flogen auf, und die aus den Räumen drängenden Kinderscharen bevölkerten den langen Korridor. Ushimatsu verabschiedete sich von dem Direktor und mischte sich eilig unter die Mädchen und Jungen.

Mit einer Miene kindlichen Stolzes auf das Gelernte zogen die Schüler über die verschneiten Wege heimwärts. Die einen schlenkerten mit dem Eßkästchen, andere balancierten ihr Bündel mit den Schulsachen auf dem Kopf. Sie pfiffen und sangen, das Rechenbrett unter dem Arm, die Strohsandalen über den Schultern. Ihr Lärmen mischte sich mit dem Gekläff der Hunde und brachte Leben in die nachmittägliche Stille. Einem Mädchen war der Riemen an den Holzsandalen gerissen, und es tappte nun auf Socken durch den Schnee.

Nachdem alle gegangen waren, trat auch Ushimatsu aus dem Schultor, erfüllt von Unruhe und Furcht, die sich zu einer geradezu unerträglichen Qual steigerten, während er den arglosen Kindern nachschaute.

»Willst du nach Hause, Shōgo?« fragte er den Jungen im Vorübergehen.

»Ja«, antwortete Shōgo lächelnd. »Aber nachher lass' ich mich noch im Tempel sehen, weil meine Schwester gesagt hat, ich kann ruhig kommen.«

Richtig – heute abend ist ja eine Predigt, erinnerte sich Ushimatsu und blickte dem davonstiebenden Jungen eine Weile hinterher.

Vor Ushimatsu zog sich die verschneite Straße hin. Geschäftiges Kommen und Gehen herrschte auf ihr. Plötzlich befiel ihn ein heftiges Schwindelgefühl. Fast wäre er gestürzt. Im selben Moment glaubte er jemanden hinter sich, darauf aus, ihn zu packen. »Du Dreckskerl!« vermeinte er zu hören. Zu Tode erschrocken, drehte er sich um. Aber da war niemand! – Jetzt siehst du schon

Gespenster, spottete Ushimatsu über sich selber, um sich wieder Mut zu machen.

15. KAPITEL

1

Ushimatsu sah sich der unerbittlichen Macht der Gesellschaft mehr und mehr ausgeliefert und fühlte sich von ihr bedrängt wie noch nie. Kaum in seinem Zimmer angelangt, hatte er die Schulsachen in die Ecke geschleudert und sich in seiner grenzenlosen Verzweiflung der Länge nach auf den Fußboden geworfen. Er schlief nicht, grübelte auch nicht vor sich hin, sondern lag regungslos wie in einer tiefen Ohnmacht da. Die Zeit verstrich, und erst als mit einemmal fröhliches Gelächter aus dem Gästezimmer an sein Ohr drang, richtete er seinen Oberkörper auf und blickte verwundert um sich. Das ist doch Bumpei, sagte er sich, nachdem er unwillkürlich aufgehorcht hatte. Dann erschallte immer wieder unschuldiges Kinderlachen – Shōgo war also schon da. Von Zeit zu Zeit erklang die Stimme eines jungen Mädchens. – Das konnte nur O-Shio sein! Ushimatsu sprang auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

»Herr Lehrer!« rief es plötzlich. Da stand Shōgo auch schon vor ihm und bat ihn, zum Tee herunterzukommen. »Alle, die Hausherrin, O-Shio und auch Shō, der Einfältige, sitzen unten zusammen«, sagte er, »und es wird so lustig erzählt, daß man sich vor Lachen kaum halten kann und einem manchmal sogar die Tränen kommen. Übrigens, Herr Katsuno ist auch da«, fügte er hinzu.

»So, so, Katsuno also auch«, sagte Ushimatsu mit einem Lächeln. Doch wie aus tiefstem Herzen aufgeflammt, stand ihm mit einemmal Haß im Gesicht geschrieben. Allerdings nur für einen kurzen Moment, dann hatte Ushimatsu sich wieder in der Gewalt.

»Kommen Sie gleich mit runter?« fragte Shōgo.

»Geh nur schon vor«, sagte Ushimatsu, dachte aber überhaupt nicht daran, hinunterzugehen.

»Beeilen Sie sich!« warf Shōgo hin und war verschwunden.

Wieder ertönte lustiges Lachen. Ushimatsu brauchte das Zimmer im Erdgeschoß gar nicht mit eigenen Augen zu sehen, allein die Stimmen sagten ihm, was unten vor sich ging, wie sich jeder gab und was er tat: Die Hausherrin ist fröhlich und lacht lauthals mit ihrer männlichen Stimme, weil sie vergessen will, was sie bedrückt. O-Shio läuft hin und her, holt das Geschirr herbei, schenkt Tee ein, hockt sich dann neben die Hausherrin, lauscht der Unterhaltung und lächelt. Bumpei spielt sich vor den Frauen und dem Jungen auf, als wäre er der einzige Mann weit und breit. Und nicht nur das. Bestimmt zieht er wieder über andere her. – Nein, sagte sich Ushimatsu, beneiden würdest du so einen niemals, wenn, ja, wenn da nicht deine Herkunft wäre!

Die Sehnsucht nach den Freuden dieser Welt wallte in ihm auf, als wollte sie ihm die Brust sprengen. Ausgestoßen, verachtet, obwohl ein Mensch wie jeder andere, aber von den anderen zurückgewiesen, ausgeschlossen aus der Menschengemeinschaft – je länger er über sein Schicksal und das seiner Leidensgefährten nachsann, desto mehr haderte er mit seinem jungen Leben.

»Herr Lehrer, warum kommen Sie denn nicht?«

Nun stand Shōgo schon ein zweites Mal vor ihm, um ihn zu holen. Weil er ohne Arg so drängte, überredete Ushimatsu ihn dazu, mit ihm in die Haupthalle hinüberzugehen. Sie verließen das Zimmer und stiegen die Treppe hinab. Unten teilte sich der Korridor, so daß man über zwei Wege vom Wohnhaus in die Haupthalle gelangen konnte. Der über den inneren Korridor am Garten entlang war kürzer, doch dann mußte man an dem Gästezimmer vorbei. Dort aber schwang Bumpei seine Reden. So wählte Ushimatsu den Weg über den äußeren Gang.

2

Auf der rechten Seite des Korridors lagen alte Mönchsklausen. Sie schienen bewohnt zu sein, denn es drangen Stimmen durch die papierbespannten Schiebefenster. Aber wer dort hauste, wußte Ushimatsu nicht. Die Tempelanlage war einfach zu weitläufig und zu verwinkelt. Manche der düsteren Räume standen aller-

dings auch leer und waren offenbar zu nichts mehr nutze. Selbst auf dem langen schmalen Gang, den er, begleitet von Shōgo, hinunterging, legte sich Ushimatsu die muffige Atmosphäre eines verfallenden Tempels unangenehm auf die Brust. Die Wände waren schwarz, die Pfeiler verrußt, und von den Bildern auf den großen Holztüren blätterte die Farbe ab.

Genau an der Ecke, wo der äußere mit dem innen am Garten entlang führenden Gang zusammenstieß, hörten sie hinter sich jemanden kommen. Unwillkürlich wandten Ushimatsu und Shōgo sich um. Es war O-Shio, die auf die beiden zueilte, als hätte sie ein dringendes Anliegen. Tiefe Röte überzog ihr Gesicht, bevor sie überhaupt zu sprechen begonnen hatte.

»Ich wollte mich bei Ihnen nur bedanken, daß Sie so nett an Shōgo gedacht haben«, sagte sie zu Ushimatsu. Ihre Augen glänzten, und ein glückliches Lächeln spielte um ihren Mund.

In dem Augenblick ertönte das Rufen der Hausherrin. Als O-Shio aufhorchte, blickte Shōgo seine Schwester an und sagte: »Sie meint dich!« Es rief ein zweites Mal. Ushimatsu blickte dem wie erschrocken davoneilenden Mädchen eine Weile nach, ging dann weiter, öffnete das Tor und betrat zusammen mit Shōgo die Haupthalle.

Grabesruhe umfing sie. Außer dem Ticken der an einem runden Lackpfeiler hängenden Uhr war unter der hohen dunklen Decke kein Laut zu hören. Aus allen Ecken und Winkeln schien die Stille hervorzukriechen. Der Buddhaaltar, dessen Vergoldung sich geschwärzt hatte, die künstlichen Lotosblüten und die auf die Wände gemalten Engelsgestalten, die wohl die Phantasie der Betrachter beflügeln sollten – alles, was sich dem Auge darbot, sprach vom Verfall der Pracht vergangener Zeiten.

Ushimatsu stieg zusammen mit Shōgo die Stufen zum Altarraum hinauf und trat vor die alten Heiligenbildnisse.

»Sag mal, Shōgo, wen hast du von deiner Familie am liebsten? Deinen Vater oder deine Mutter?« fragte Ushimatsu, während er den Jungen von der Seite her beobachtete.

Shōgo gab keine Antwort.

»Soll ich raten?« sagte Ushimatsu lachend. »Doch bestimmt deinen Vater?«

»Nein!«

»Was? Nicht deinen Vater?«

»Wo der dauernd trinkt . . .«

»Na, wer ist es dann?«

»Meine große Schwester.«

»Deine Schwester, die hast du am liebsten?«

»Ja, ihr kann ich alles erzählen, meinem Vater und meiner Mutter nicht«, sagte Shōgo mit einem unschuldigen Lächeln.

In der Nordnische hing ein altes Gemälde von der Totenlegung Buddhas und seines Eingangs ins Nirwana. Diese religiösen Bilder waren in den gewöhnlichen Tempeln meistens nur Kopien von Kopien, theatralisch in der Komposition, ungeschickt in der Farbgebung und mit einem Hintergrund, der alles andere darstellte, nur keine tropische Natur. Meist zeichneten sie sich nicht durch etwas Besonderes aus, auch hier im Lotosblütentempel nicht, aber völlig ohne Talent schien der Maler nicht gewesen zu sein, denn verglichen mit den üblichen Bildern, war dieses hier von einer gewissen Lebendigkeit, und irgendwie rührte es an, ohne daß nun gleich eine tiefe Religiosität aus ihm sprach. Jedenfalls schien es einem Kind wie Shōgo weder Verwunderung noch Schrecken einzuflößen. Er betrachtete die trauernden Tiere, als hätte er Bilder aus einem Märchenland vor sich, und er lachte beim Anblick des dahingeschiedenen Buddha.

Ushimatsu stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Shōgo, hast du eigentlich schon mal über den Tod nachgedacht?«

»Ich?« fragte Shōgo zurück und blickte zu Ushimatsu auf.

»Ja, du.«

»Warum sollte ich?«

»Da hast du recht. In deinem Alter denkt man noch nicht darüber nach.«

»Hm«, entgegnete Shōgo und machte ein verschmitztes Gesicht, weil ihm offenbar etwas eingefallen war. »Aber O-Shio redet oft davon.«

»Deine Schwester?« fragte Ushimatsu und sah ihn gespannt an.

»Ja, manchmal sagt sie ganz komische Sachen. Daß sie sterben

möchte oder daß sie, wo keiner ist, laut weinen möchte – aber wieso, weiß ich auch nicht.« Er neigte den Kopf leicht zur Seite, spitzte den Mund zu einem kurzen Pfiff und rannte davon.

Nun war Ushimatsu allein. Stille herrschte plötzlich wieder in der Halle, und es hatte den Anschein, als wären die Schmuckgegenstände in all ihrer unterschiedlichen Bestimmung in ein noch tieferes Schweigen versunken. Selbst solche leblosen Dinge wie die Weihrauchgefäße, Vasen und Lampenständer aus Messing schienen vor sich hin zu meditieren, und die Kannonfigur im Schrein glich eher einer Verkörperung der Stille denn der Barmherzigkeit. Als sich Ushimatsu an diesem ruhevollen, weltabgeschiedenen Ort das Bild des Mädchens ins Gedächtnis holte, erschien es ihm wie eine Blume inmitten von Ruinen. Er klammerte sich an dieses Bild, das sein Blut in Wallung brachte, und ging zwischen den Pfeilern auf und ab.

»O-Shio! O-Shio!« rief er tonlos.

Unversehens breitete sich ringsum Düsternis aus. Fahl fiel das Licht des späten Nachmittags von der Frontseite her durch die papierbespannten Schiebetüren. Die Pfeiler warfen lange Schatten. Der müde Wintertag verdämmerte. Zwei Männer in weißen Roben kamen herein. Es war der Tempelherr mit seinem jungen Gehilfen. Sie zündeten die Lampe im Allerheiligsten an, und bald brannten links und rechts davon auch die Kerzen, sechs an der Zahl. Der Tempelherr kniete, die Buddhastatue schräg vor sich, in einer Ecke des Altarraums neben einer vergoldeten Säule nieder und legte die Hände zum Gebet zusammen. Ihm gegenüber, aber vor der Stufe zum eigentlichen Altarraum, hockte ehrfurchtsvoll der junge Priester. Kurz darauf hallte feierlich der Klang der Glocke herüber. Die Abendandacht begann.

»Namu kara kanno tora ya ya... Gelobt seien Buddha, sein Gesetz und seine Diener...«, sangen die beiden Priester.

Wie verlassen man sich gerade in diesen Augenblicken, da der Tag wich, fühlen konnte! Mit geschlossenen Augen und gesenktem Kopf lehnte Ushimatsu, tief in Gedanken versunken, etwas abseits in der Nordnische an einem Pfeiler. Wenn O-Shio von meiner Herkunft erfährt...? fragte er sich, und es wurde ihm die ganze Trostlosigkeit des Daseins eines Eta, eines Unreinen, so

deutlich wie nie zuvor bewußt. Ihn überkam der vage Wunsch zu sterben, zugleich aber verspürte er auch wieder eine heftige Sehnsucht nach menschlicher Gemeinschaft. Bleibt mir denn kein Leid dieser Welt erspart? Mit unsäglichem Schmerz dachte er an das, was ihn in dieses Grübeln gestürzt hatte. Der Geruch des Weihrauchs, der durch die kalte Halle zog, machte ihm diese frühe Abendstunde noch trauriger und unerträglicher. Plötzlich verstummten die Stimmen der beiden Priester. Die eintretende Stille riß Ushimatsu aus seinen Gedanken. Er blickte auf. Der heilige Text war gesprochen. Er hörte die beiden nur noch das »Gelobt sei Buddha« murmeln. Gleich darauf erhob sich der Tempelherr, die Gebetsschnur in den Händen. Der junge Priester verharrte auf seinem Platz. Ushimatsu schaute zu ihm hinüber, bis er mit hoher Stimme das Vermächtnis des Tempelgründers verlesen und ehrfürchtig an die Stirn geführt hatte, dann ebenfalls aufstand und Kerze für Kerze ausblies. Schließlich schimmerte nur noch die Lampe am Altar in schwachem Schein.

3

Nach dem Abendessen hatte man im Lotosblütentempel mit den Vorbereitungen für die Predigt alle Hände voll zu tun. Seit jeher war es bei solch einem Anlaß üblich, die großen wappengeschmückten Lampions hervorzuholen. Dem jungen Priester, Shō, dem Einfältigen, und dem Novizen fiel es zu, sie anzuzünden und in die Halle hinüberzutragen. So eilten denn die drei auf dem langen Korridor hin und her.

Nach und nach versammelten sich die Zuhörer. Die Gläubigen, die der Gemeinde dieses Tempels angehörten, kamen sowieso, dazu aber auch viele andere. Und nicht nur betagte Frauen und Männer, die schon auf ihrem Altenteil saßen, sondern auch jüngere Leute, die fleißig den verschiedensten Gewerben nachgingen, strömten, gespannt auf die Predigt, herbei. Das bewies, wie sehr man hier in Iiyama noch am alten Glauben hing. Es geschah gar nicht so selten, daß Sprüche und Gleichnisse aus den heiligen Schriften auch in die Alltagsrede selbst der einfachsten Menschen dieses Städtchens einflossen. Sogar junge Mädchen

mit hübschen Täschchen für die Gebetsschnur in der Hand stellten sich ein.

Für Ushimatsu war dies der schönste und zugleich traurigste Abend, seit er hier im Tempel wohnte. Die Freude, zusammen mit O-Shio der Predigt zu lauschen, ließ sein Herz höher schlagen. Gleichzeitig aber hatte er es noch nie als so schmerzhaft empfunden, ein Eta, ein Unreiner, zu sein. Die Hausherrin, O-Shio und Shōgo waren schon in der Halle und hatten sich in einer Ecke der Nordseite niedergelassen. Überall, vom Hauptraum bis hinüber zur Südseite, saßen Gruppen von Gläubigen. Wenn sie sich auch mit verhaltenen Stimmen begrüßten und unterhielten, ging es doch ziemlich laut und lebhaft zu. Shō, der Einfältige, wandelte zwischen den Leuten umher, um ihnen mit sichtlichem Stolz sein Festgewand vorzuführen, daß er mit aller Sorgfalt angelegt hatte. Seine gespielte Würde nötigte selbst der Hausherrin und O-Shio ein Lächeln ab. Ushimatsu hockte an der Wand, an der die Täfelchen hingen, auf denen vermerkt war, wer für das ewige Seelenheil seiner Toten welche Summen gespendet hatte. O-Shio saß ihm so nahe, daß er den Geruch ihres Haars atmete. Im Licht der die nächtliche Halle erleuchtenden Lampions erschien ihm ihr Profil nur noch um so mädchenhafter. Und wie sie mit einem Lächeln auf dem Gesicht ihren Bruder von hinten innig umschlungen hielt, war sie ganz die große Schwester. Jedesmal, wenn Ushimatsu zu ihr hinüberschaute, verspürte er beim Anblick dieses Bildes eine unbeschreibliche Freude.

Bis zum Beginn der Predigt war es nicht mehr lange hin. Nun erschien auch Bumpei. Zuerst begrüßte er die Hausherrin, dann O-Shio und Shōgo und schließlich auch Ushimatsu. Ekelhafter Kerl! Mehr dachte Ushimatsu eigentlich nicht, aber allein das Erscheinen Bumpeis riß ihn aus seinen Träumen und führte ihn in die schauderhafte Welt der Realitäten zurück. Als er nun obendrein mit ansehen mußte, wie Bumpei mal die Hausherrin in sehr vertrautem Ton ansprach, mal O-Shio und Shōgo zum Lachen brachte, packte ihn Unmut. Bot sich Bumpei wie jetzt Gelegenheit, im Kreis von Frauen und Kindern zu reden, lebte er regelrecht auf, und was er dann sagte, mochte noch so belanglos sein, aber es hörte sich großartig an. Zudem hatte er das Geschick, sich

ungewöhnlich leutselig zu geben, Frauen für sich einzunehmen und zwei-, dreimal mehr aus dem zu machen, was wirklich in ihm steckte. Verglichen mit Ushimatsu, der in allen Dingen sehr zurückhaltend war, erschien Bumpei jedem auf den ersten Blick als der Liebenswürdigere. Ushimatsu unternahm niemals etwas, um jemandem besonders zu gefallen. Auch wenn er zu Shōgo sehr herzlich sein konnte, wirkte sein Verhalten gegenüber O-Shio eher spröde.

»Segawa, was hältst denn du vom heutigen Naganoer Tageblatt?« fragte Bumpei ihn leise in einem Tonfall, als wollte er ihm ein Geheimnis entlocken.

»Vom Naganoer Tageblatt?« sagte Ushimatsu und machte ein nachdenkliches Gesicht. »Ich hab's heute noch nicht gelesen.«

»Das find ich seltsam. Ich meine, daß du es noch nicht gelesen hast.«

»Wieso?«

»Na, ist das etwa nicht seltsam, wenn einer diesen Inoko so verehrt wie du und dann dessen Rede nicht liest? Du solltest sie dir angucken. Auch der Kommentar der Zeitung ist ganz interessant. Einen ›Löwen unter den *Neubürgern*‹ nennen sie Inoko. Das kann man ja nun auslegen, wie man will. Ich staune bloß, auf was für Einfälle die Zeitungsleute manchmal kommen.«

Voller Mißtrauen fragte sich Ushimatsu, worauf Bumpei hinauswollte. O-Shio lauschte gespannt und sah dabei von einem zum anderen.

»Was Inoko da vorbringt, sei dahingestellt, aber sein Mut ist schon bewundernswert«, fuhr Bumpei fort. »Jetzt, wo ich die Mitschrift seiner Rede gelesen habe, würde ich mir gern mal das eine oder andere Buch von ihm angucken. Ich nehme an, du kennst dich aus und kannst mir sagen, welches sein bestes ist.«

»Das weiß ich nicht«, antwortete Ushimatsu.

»Du, ich mein's ernst. Mich interessieren auf einmal die Eta. Wenn die so einen Mann wie Inoko hervorgebracht haben, dann lohnt es sich bestimmt, ein bißchen mehr über sie zu erfahren. Ich denke mir, daß du aus derselben Erwägung heraus seine ›Bekenntnisse‹ gelesen hast«, sagte Bumpei in einem recht spöttischen Ton.

Ushimatsu ließ sich nicht darauf ein. Ein Lächeln war seine einzige Antwort. Als das Wort Eta ausgerechnet in O-Shios Gegenwart gefallen war, hatte er die Kontrolle über sich verloren und war erblaßt. Seine Lippen bebten vor Zorn und Furcht. Bumpei hinwiederum hatte einen viel zu scharfen Blick, als daß ihm diese Zeichen entgangen wären, mochten sie auch noch so leise sein. Du tust mir ja leid, aber dein ganzes Versteckspiel nützt dir nichts, schienen seine Augen zu sagen.

»Segawa, du hast doch bestimmt seine Bücher. Borg mir mal eins, egal welches.«

»Nein, ich hab keins.«

»Du hast keins? Das kannst du mir nicht erzählen. Tu doch bloß nicht so geheimnisvoll! Was ist schon dabei, wenn du mir eins borgst.«

»Ich tue überhaupt nicht geheimnisvoll. Wenn ich sage, ich habe keins, dann hab ich keins.«

In dem Moment erschien der Tempelherr, und die beiden verstummten. Ein jeder in der Halle setzte sich zurecht, um der Predigt in aufrechter Haltung zu lauschen.

4

Es hieß, der Tempelherr sei genauso alt wie seine Frau. Er sah aber jünger aus. Verglichen mit den dem Diesseits doch sehr zugetanen Priestern, wie Ushimatsu sie aus der Gegend von Chiisagata kannte, erschien ihm der Herr des Lotosblütentempels, wie er, in eine schwarze Robe gekleidet und mit einer goldbestickten Stola über den Schultern, seinen Platz einnahm, weit eher als ein Mann von vornehmem religiösem Lebensstil. Aus seinem ebenmäßigen Gesicht mit der hohen Stirn, der vorspringenden Nase und den dichten Augenbrauen sprachen Güte und Weisheit.

Der Tempelherr begann seine Predigt mit dem Gleichnis von dem Affen, der so gelehrt war, daß es in der Welt nichts gab, was ihm unbekannt gewesen wäre. Er hatte fleißig studiert, sich manches eingeprägt und konnte insonderheit viele der heiligen Texte auswendig hersagen, verfügte also über ein Wissen, daß er der

ganzen Menschheit ein Lehrer hätte sein können. Nur eines fehlte ihm: der Glaube, weil er bedauerlicherweise ein Tier war. Ein Mensch indes, auch wenn er nicht so reich an Kenntnissen wie dieser Affe sei, könne, allein gestützt auf seinen Glauben, Seligkeit erlangen, selbst der gemeinste Mensch. »Weiß ich mich darin eins mit euch? Seid deshalb eurem Schicksal dankbar, daß ihr als Mensch geboren wurdet, und versäumt es nicht, Buddha vom Morgen bis zum Abend anzurufen.« So predigte der Tempelherr.

»Namu Amida Butsu – Gelobt sei der Buddha Amida – Namu Amida Butsu«, tönte es im Chor durch die weite Halle. Männer und Frauen zogen ihre Geldbörse hervor und legten ihre Spende vor sich auf den Boden, wobei ein jeder soviel gab, wie es ihm angemessen schien.

Der zweite Teil der Predigt handelte von den Verdiensten des Fürsten Matsudaira Tōtōmi, des einstigen Schloßherrn von Iiyama. Auf ihn ging es zurück, daß Iiyama zu einem Hort des Buddhismus geworden war. Bereits in jungen Jahren hatte er sein Herz für die Religion entdeckt. Als er nämlich einmal in Edo weilte, um seiner dortigen Residenzpflicht zu genügen, hatte er sich an viele Leute mit einer Frage gewandt, die ihn schon lange bedrückte: Was wird mit dem Menschen, wenn er gestorben ist? Weder die hohen Herren am Hofe noch die konfuzianischen Gelehrten konnten darauf Auskunft geben. Er befragte den Vorsteher der Akademie, aber selbst der blieb ihm die Antwort schuldig. Daraufhin hatte sich der Fürst der Lehre Buddhas zugewandt und sich von einem Mönch in Shibuya darin unterweisen lassen, hatte sein Fürstentum einem Neffen übertragen, im sechsten Jahr danach der Welt entsagt und war so zum Ahnherrn des Buddhismus hier in Iiyama geworden. »Welch tiefer Sinn steckt doch in diesem Hergang des Erwachens. Nicht Gelehrsamkeit, sondern nur der Glaube läßt uns eine Antwort auf diese Frage aller Fragen finden«, erklärte der Tempelherr.

»Namu Amida Butsu – Gelobt sei der Buddha Amida – Namu Amida Butsu«, ertönte es wieder wie aus einem Munde. Erneut griffen die Leute in ihre Geldbörse.

Trotz der Befürchtung, es könnte jemandem auffallen, vergaß

sich Ushimatsu während der Predigt manchmal und schaute schwärmerisch zu O-Shio hinüber. Sie blickte unverwandt auf das Buddhabildnis. Doch seltsamerweise schnaufte sie mit einemmal ganz leise und wischte sich verstohlen die Nase, als würde sie heimliche Tränen vergießen. Nun sah er genauer hin. Kummer und Angst huschten wie düstere Schatten über das liebreizende Mädchengesicht. Was hat sie? Wo ist sie mit ihren Gedanken? fragte sich Ushimatsu verwundert. Die Predigt kann einem jungen Menschen doch nicht derart zu Herzen gehen. Bei aller Hochachtung, aber was der Tempelherr da in althergebrachter Weise von sich gibt, klingt in den Ohren der in der neuen Zeit Geborenen doch eher komisch. Die formelhaften Redensarten, das Durcheinander von Gedankensplittern und dazu als Hintergrund der goldglitzernde Altar – wirkt das alles nicht eher wie die Vorführung eines Historienspiels? Nein, es ist undenkbar, daß sie dieses Gerede zu Tränen rührt.

Shōgo war offensichtlich müde geworden. An die Schwester gelehnt, fiel ihm der Kopf auf die Brust. O-Shio versuchte alles, um ihn wachzuhalten. Sie rüttelte ihn, flüsterte ihm etwas ins Ohr, aber er reagierte überhaupt nicht mehr darauf.

»Nimm dich ein bißchen zusammen! Sonst lachen dich die Leute aus«, schimpfte sie schließlich. Doch da griff die Hausherrin ein:

»Er ist noch ein Kind. Laß ihn schlafen!«

»Mir bleibt gar nichts anderes übrig«, sagte O-Shio und legte seinen Kopf in ihren Schoß. Shōgo schien von alledem kaum noch etwas mitzubekommen. Als sich Ushimatsu in diesem Augenblick ein wenig vorbeugte, wandte auch O-Shio leicht den Kopf. Errötend sah sie Bumpei an, dann die Hausfrau und schließlich Ushimatsu.

5

Im Mittelpunkt des dritten Teils der Predigt standen Episoden aus dem Leben Hakuins. Vor vielen, vielen Jahren lebte in Iiyama der hochangesehene Zenpriester Etan in einer abgeschiedenen Klause. Hakuin, zu der Zeit noch auf der Suche nach dem rechten

Weg, machte sich zu ihm auf, um zu hören, was ihn der berühmte Priester lehren könne. In Iiyama angelangt, traf er auf einen Mann, der, mit einer Kiepe voll zusammengeharkten Laubes auf dem Rücken, schweren Schrittes aus dem Tal kam. Sein Haar war kurzgeschoren, sein Bart indessen lang und wirr. Hakuin stellte sich ihm entschlossen in den Weg. Doch mußte er das »Somosan«, das »Wie ist es?«, die Frageformel aller Zenbuddhisten, erst dreimal sprechen, bis Etan, überzeugt davon, daß es dem Fremden ernst war, ihn als Schüler bei sich aufnahm. Er unterwies ihn nun vom Morgen bis zum Abend, am Ende aber hatten Hakuin die Fragen seines Lehrers derart zur Verzweiflung getrieben, daß er diesen für verrückt hielt und sich davonmachte. Bekümmert lief er durch die Felder. Es war gerade Erntezeit. Hakuin warf sich in einen hohen Haufen frischgeschnittenen Reises. Da traf ihn aus Versehen der Dreschflegel des Bauern, und es schwanden ihm die Sinne. Doch als der Tau der Nacht dann seine Lippen netzte, erwachte er zu neuem Leben und – war erleuchtet. Eine andere Überlieferung besagt, er sei am Stadtrand mit einem Ölverkäufer zusammengeprallt, auf dem verschütteten Öl ausgeglitten und habe dadurch die Erleuchtung erlangt. Zur Erinnerung an jenen Ort, wo dies geschah, habe man, so erzählte der Tempelherr, die Klause »Zur stillen Betrachtung« errichtet, und sie gebe es auch heute noch.

Zumindest den jungen Leuten war diese Geschichte unbekannt. Als der Tempelherr zum Ende hin seine eigene Meinung dazu kundtat, verfiel er wieder in den gleichen belehrenden Ton wie zuvor. »Selbst einer so großen Persönlichkeit wie Hakuin wurde es nicht leicht, durch eigene Kraft den rechten Weg zu finden. Um wieviel einfacher haben wir es da, die wir auf die Kraft des anderen bauen, auf die des Buddha Amida. Wir brauchen nur an ihn zu glauben und uns von ihm führen zu lassen. So gelangt auch der Geringste unter uns ans Ziel. Streifen wir das eigene Ich ab und beten wir zu Amida, dem Buddha, der die Welt erhellt!« Damit schloß er seine Predigt.

»Namu Amida Butsu – Gelobt sei der Buddha Amida – Namu Amida Butsu«, hallte es wieder und wieder durch den Tempel, und ein jeder spendete noch ein paar Münzen mehr.

O-Shio, die Hände fromm zusammengelegt, betete gemeinsam mit der Hausherrin, und es rannen ihr dabei die Tränen über das Gesicht.

Allmählich machten sich die Leute auf den Heimweg. Auch O-Shio und die Hausherrin erhoben sich, traten neben den runden Pfeiler und grüßten zu den Davonziehenden hinüber. Es hatte wieder angefangen zu schneien. Deshalb stauten sich am Ausgang die Menschen. Die meisten der jungen Mädchen hielten sich ein bißchen abseits, und O-Shio schaute wie gebannt auf all jene, die nicht hinter der Mode zurückbleiben wollten und besonders sorgfältig gekleidet waren. Man sah ihr an, daß sie, die Tempelbewohnerin, sich in Gedanken mit diesen Mädchen aus der Stadt verglich.

»Wirklich, Ihre Predigt heute abend war eine Überraschung für mich«, sagte Bumpei, während er auf den Tempelherrn zutrat. »Sehr beeindruckt hat mich die Episode aus der Lebensgeschichte Hakuins. Ich kannte sie noch nicht. Wie Hakuin sich zu dem Zenpriester Etan begibt, die Stelle hat mir besonders gefallen, ich meine, wie ihm ein Mann mit kurzgeschorenem Haar und wildem Bart, eine Kiepe voll zusammengeharkten Laubes auf dem Rücken, mühsamen Schrittes aus dem Tal entgegenkommt und er fest entschlossen auf ihn zugeht. – Ja, so muß man das machen!« Bei seinem von Gebärden begleiteten Redeschwall konnten sich der Tempelherr und die Umstehenden eines Lächelns nicht erwehren.

Inzwischen waren auch die letzten Zuhörer gegangen. Plötzlich herrschte wieder Stille in der großen Tempelhalle. Der junge Priester und der Novize schafften eilig Ordnung. Shō, der Einfältige, sammelte mit krummem Rücken die auf dem Boden liegenden Spenden ein.

Zu der Zeit war Ushimatsu schon nicht mehr in der Halle. Als Bumpei vor der Hausherrin und O-Shio seine Geistesfunken sprühen ließ, hatte sich Ushimatsu stillschweigend um Shōgo gekümmert und den Jungen, von allen unbemerkt, ins Wohnhaus hinübergebracht.

16. KAPITEL

1

Der Gang zur Schule wurde Ushimatsu mehr und mehr zur Qual. Eines Morgens fühlte er sich so elend, daß er sich entschuldigen ließ und gleich wieder ins Bett schlüpfte. Die Uhr schlug acht, die Uhr schlug neun, sie schlug zehn, und er schlief noch immer. Selbst die Wintersonne, die durch die Fenster schien und auf sein Kopfkissen fiel, vermochte ihn nicht aus dem Schlaf zu holen. Kesaji hatte bereits überall gefegt und gewischt, war auch schon zweimal die Treppe heraufgekommen, aber Ushimatsu hatte es nicht bemerkt. Mit hohlwangigem bleichem Gesicht lag er wie ein Betrunkener im Bett, den Kopf neben dem Kissen. Das heillose Durcheinander in dem Zimmer verriet nur allzu deutlich, in was für einer Gemütsverfassung sich sein Bewohner befand: Bücher in einer Ecke, das Bündel mit den Heften in einer anderen – es sah aus, als hätten alle Gegenstände in diesem Raum einen wilden Tanz vollführt.

Eine ganze Weile danach kam Kesaji mit dem Teekessel in der Hand. Ushimatsu war nun zwar wach, hockte aber wie im Halbschlaf noch völlig benommen mit schrecklich gequälter Miene im Bett. »Soll ich Ihnen das Frühstück bringen?« fragte Kesaji, doch Ushimatsu hatte keinen Appetit. »Man sieht's Ihnen an, daß Sie sich nicht wohl fühlen«, murmelte sie vor sich hin und ging.

Es war einer jener einsamen Wintertage, wie man sie nur im Norden kennt. Eine einzelne kleine Fliege hatte sich in das Zimmer verirrt. Sie schwirrte auf der Suche nach dem Fenster unter der Decke dahin. So lange lag Ushimatsus Umzug in den Tempel noch nicht zurück. In der Herberge in Takajō waren die Fliegen eine rechte Plage gewesen. Man hätte meinen können, sie wären mit dem Staub von irgendwo hereingeweht, so dicht saßen sie auf dem Türsturz, von dem aus sie sich im ganzen Zimmer ausbreiteten. Es war, als wollten sie die letzten Stunden ihres kurzen Lebens nutzen, da ihr Ende mit dem Herbstwind nahte. Jetzt war die Jahreszeit schon so weit fortgeschritten, daß man sich wunderte, wenn man noch eine Fliege zu Gesicht bekam. Während

Ushimatsu sie mit seinen Blicken verfolgte, wurde ihm bewußt, daß der Dezember vor der Tür stand.

Wem es gegeben ist zu arbeiten, dem bereitet es kein Vergnügen, untätig seinen Gedanken nachzuhängen. Und wer auf Staatskosten studiert hat, muß sich dafür, ob es ihm gefällt oder nicht, der strengen Regel fügen und seine zehn langen Pflichtjahre ableisten. Dessen war sich Ushimatsu natürlich bewußt, und trotzdem vermochte er sich nicht aufzuraffen. Das Bett wird am Vormittag zu einer Gruft, in der sich ein Mensch in seiner Verzweiflung vergräbt. Ushimatsu hatte sich wieder in die Kissen fallen lassen und war erneut in tiefen Schlaf gesunken.

2

»Herr Segawa! Besuch für Sie!« Mit diesem Ruf schreckte Kesaji ihn auf. Da stand Ginnosuke auch schon in der Tür, aber nicht allein, sondern zusammen mit dem jungen Praktikanten. Nach ihrer Kleidung zu urteilen, kamen sie direkt aus der Schule. Sie könnten sich den Besuch leisten, erklärte Ginnosuke, weil am Nachmittag der Unterricht ausfalle, damit sich alle Schüler den Vortrag eines pensionierten Hauptmanns anhörten, der durch die Gegend reise, um militärischen Geist zu verkünden. Ushimatsu richtete sich auf und blickte, noch halb im Schlaf, den Freund an.

»Nun bleib bloß liegen«, sagte Ginnosuke in der ihm eigenen Ungezwungenheit, doch sein Gesicht verriet deutlich, wie besorgt er war.

Ushimatsu griff nach der weißen Wolldecke, die über sein Bett gebreitet war, und legte sie sich um die Schultern.

»Entschuldigt meinen Aufzug! So schlecht geht's mir eigentlich gar nicht.«

»Eine Erkältung?« fragte der Praktikant und musterte Ushimatsu.

»Ja, es scheint so. Schon gestern abend hatte ich einen mächtig schweren Kopf. Und heute morgen bin ich einfach nicht hochgekommen«, antwortete Ushimatsu dem Praktikanten.

»Das wundert mich gar nicht, so blaß, wie du bist«, nahm

Ginnosuke das Wort. »Die Grippe soll ja wieder mal umgehen. Besser, du siehst dich vor. Wie wär's denn damit? Bohnenpaste, über offenem Feuer ein bißchen angekohlt, kochendes Wasser darüber und davon zwei, drei Becher. Das hilft meistens gegen Erkältung.« Er wechselte den Ton. »Fast hätt ich's vergessen – hier, ein Mitbringsel«, sagte er und holte aus seinem Bündel mit den Schulsachen Ushimatsus Novembergehalt hervor. »Weil du heute nicht gekommen bist, hab ich's mir für dich geben lassen«, fuhr Ginnosuke fort. »Zähl es bitte nach! Aber es müßte stimmen.«

»Vielen Dank«, sagte Ushimatsu, als er den Umschlag mit dem Geld in Empfang nahm. »Tatsächlich! Wir haben ja schon den Achtundzwanzigsten. Ich dachte, heute ist erst der Siebenundzwanzigste.«

»Wenn einer den Gehaltstag vergißt, na, dann ist er nicht mehr zu retten«, versuchte Ginnosuke zu scherzen und lachte laut-hals.

»Ich weiß auch nicht, wo ich mit meinen Gedanken war.« Es klang, als wollte Ushimatsu sich selbst ermuntern. »Der Neunundzwanzigste, der Dreißigste – zwei Tage noch, dann ist auch der November schon wieder vorüber. Und das Jahr ist auch bald rum. Wenn ich mir das überlege, da hat man ein ganzes Jahr gelebt, ohne auch nur ein Stückchen vorangekommen zu sein.«

»Das geht uns allen so«, erwiderte Ginnosuke ernst.

»Nein, guck dich doch an! Du gehst an die Höhere Landwirtschaftsschule und kannst dich ganz und gar deinen Studien widmen.«

»Weil du gerade davon sprichst, die Schüler wollen morgen für mich eine Abschiedsfeier veranstalten.«

»Morgen?«

»Aber wenn du dich nicht wohl fühlst . . .«

»Ach was! Es ist überhaupt nicht der Rede wert. Morgen komme ich auf jeden Fall.«

»Das ist wirklich zum Lachen, wie schnell das bei dir geht. Kaum bist du krank, hast du dich auch schon wieder erholt. Komisch, da denkt man, du stöhnst vor dich hin, als hätt es dich schwer erwischt, und kriegt dann zu hören, daß es weiter nichts

war. Es ist immer dasselbe mit dir! Aber Spaß beiseite, lange dauert es nicht mehr, dann können wir nicht mehr so miteinander reden.«

»Ja, du wirst also bald gehen.«

Bei diesen Worten sah man den beiden an, wie schwer es ihnen bei dem Gedanken an die kurz bevorstehende Trennung ums Herz wurde.

Der Praktikant, der bisher schweigend zugehört und nur geraucht hatte, sagte in diesem Moment völlig unvermittelt:

»Mir ist heute was ganz Seltsames zu Ohren gekommen. Angeblich wird in der Stadt erzählt, daß sich bei uns an der Schule einer von diesen ›Neubürgern‹ eingeschlichen haben soll.«

3

»Wer hat so was aufgebracht?« fragte Ginnosuke den Praktikanten.

»Das weiß ich nicht«, antwortete dieser etwas verlegen. »Aber ich denke mir, das ist bestimmt nur ein Gerücht.«

»Was heißt hier nur ein Gerücht! Das genügt doch schon, uns allen Ärger zu bringen. Die Leute in der Stadt reden viel. Bald ziehen sie über diesen, bald über jenen von uns her. Weshalb sie das tun, kann ich dir auch nicht erklären. Nun guck dich mal unter den Lehrern um und nenn mir einen, der wie ein Unreiner aussieht! So ein Gerede in die Welt zu setzen ist unerhört! Findest du nicht auch, Segawa?«

Eingehüllt in seine weiße Decke, schwieg Ushimatsu vor sich hin. Ginnosuke blickte ihn an und fuhr dann lachend fort:

»Unseren peinlich genauen Direktor wird wohl niemand für einen ›Neubürger‹ halten. Und unter den Kollegen ist auch keiner, auf den das zutreffen könnte. Moment mal – da ist doch Katsuno mit seiner ewigen Angeberei – ja, wenn überhaupt einer zu verdächtigen ist, dann er.«

»Ausgeschlossen!« sagte der Praktikant und fiel in das Lachen mit ein.

»Und wer käme deiner Meinung nach sonst in Frage? Vielleicht du?« meinte Ginnosuke scherzhaft.

»Jetzt gehst du aber ein bißchen zu weit«, erwiderte der Praktikant leicht verärgert.

»Reg dich doch nicht gleich so auf! Hab ich etwa behauptet, daß du einer bist? Nicht mal einen Spaß kannst du vertragen.«

»Angenommen, das ist kein Gerücht«, meinte der Praktikant nun sehr ernst, »sondern es entspräche den Tatsachen . . .«

»Tatsachen?« unterbrach ihn Ginnosuke. »Die kann es gar nicht geben. Und warum nicht? Weil wir wissen, wo jeder einzelne herkommt. Die einen haben einen Kursus absolviert wie du. Die anderen haben eine Sonderprüfung abgelegt wie Katsuno. Einige haben das Lehrerseminar besucht wie Segawa und ich. Bei uns wäre so was schon in der Zeit am Seminar rausgekommen. Da wir alle im Internat zusammen gewohnt haben, hätte das bis zum Examen gar nicht unbekannt bleiben können. Und wer die Sonderprüfung macht, der ist vorher schon lange Zeit an einer Schule gewesen. Bei solchen wie dir ist es nicht anders. Wie soll da einer so was auf die Dauer verbergen können? Verstehst du? Und wenn jetzt mit einemmal so was geredet wird, dann ist das doch einfach lächerlich. Oder etwa nicht?«

»Ich habe nicht gesagt, das ist eine Tatsache. Ich habe gesagt, angenommen, es wäre eine«, entgegnete der Praktikant mit Nachdruck.

»Angenommen! Da gibt's nichts anzunehmen.«

»Na gut. Es ist ja nur, daß mich schon der bloße Gedanke beunruhigt, was passieren würde, wenn es so wäre.«

Ginnosuke ging nicht weiter darauf ein, und auch der andere ließ es dabei bewenden.

Als sich die beiden kurze Zeit danach verabschiedeten, war aus Ushimatsus Gesicht alle Farbe gewichen, und er sah genauso weiß aus wie die Decke, die ihm um die Schultern hing.

»Nein, gesund ist Segawa noch nicht«, sagte Ginnosuke halb zu sich selber, während er zusammen mit dem Praktikanten die Treppe hinabstieg.

Eine Weile blickte sich Ushimatsu völlig verstört im Zimmer um. Doch dann räumte er eilig das Bettzeug beiseite, zog sich an und holte wie in einer plötzlichen Eingebung die in einer Ecke des Wandschranks verborgenen Bücher hervor – die Schriften, in die

sein verehrtes Vorbild all sein Herzblut hatte einfließen lassen: »Moderne Geistesströmungen und die Gesellschaft der Erniedrigten«, »Ein gewöhnlicher Mensch«, »Die Arbeit«, »Den Armen zum Trost« und die »Bekenntnisse«. Ushimatsu sah sie alle noch einmal sorgfältig durch und entfernte aus jedem seinen Namenszug. Außerdem nahm er aus der Schmucknische fünf, sechs sprachwissenschaftliche Nachschlagewerke, die er nicht mehr brauchte, staubte sie ab und war gerade dabei, sie zusammen mit den anderen Büchern in ein Tuch einzuschlagen, als Kesaji hereinkam.

»Sie wollen in die Stadt gehen?«

In seiner Verlegenheit wußte Ushimatsu nicht recht, was er erwidern sollte.

»Bei der Kälte?« Erstaunt betrachtete sie sein bleiches Gesicht. »Wo Sie bis eben noch zu Bett gelegen haben, weil Sie sich nicht wohl fühlten!«

»Ist ja schon wieder alles in Ordnung.«

»Na, na! Aber Sie müssen doch hungrig sein. Wollen Sie nicht erst was essen? Sie haben heute noch nicht mal gefrühstückt.«

Ushimatsu schüttelte den Kopf und sagte, er habe keinen Hunger, und griff mechanisch nach Hut und Mantel, die an der Wand hingen. Es schien ihm gar nicht bewußt, daß er sich den Hut aufsetzte und den Mantel anzog. Das Geld, das ihm sein Freund gebracht hatte, verwahrte er in der Tischschublade, jedoch nicht, ohne sich zuvor etwas davon in die Tasche gesteckt zu haben. Nur achtete er nicht einmal darauf, wieviel es eigentlich war. Dann nahm er das Bücherbündel, verbarg es, so gut es ging, unter seinem Mantel und trat ein paar Augenblicke später möglichst unauffällig aus dem Haupttor des Lotosblütentempels.

4

Schnee lag auf Straßen und Dächern. Ushimatsu sah Menschen kommen und gehen – Arbeiter mit großen Hüten, Gamaschen aus Schilfrohr an den Beinen und Überschuhe aus Stroh an den Füßen, Wanderer, Wolldecken über Kopf und Schultern. Schlitten, von Menschen oder Pferden gezogen, fuhren an ihm vorüber.

Die vor Einbruch des Winters vorsorglich angebrachten Schneeschutzmatten, die bis über die Gehsteige reichten und eine Art langen Korridor bildeten, erfüllten bereits ihren Zweck. Und in der Straßenmitte reihten sich schon die ersten Hügel des zusammengeschaufelten Schnees, höher als die Dachtraufen der Häuser – die vielbesungenen »Schneeberge« von Iiyama, die unerbittlich an die Härten des Winters gemahnten. Die spärlichen Sonnenstrahlen, die durch einen Himmel brachen, der noch mehr Schnee verhieß, munterten Ushimatsu nicht auf, sondern ließen ihn eher erschauern.

In der Oberstadt gab es ein Antiquariat, in das Ushimatsu schon einmal alte Zeitschriften getragen hatte. Zum Glück war gerade kein Kunde im Laden. So zögerte er nicht lange, nahm den Hut ab, trat ein und holte wie beiläufig das Bündel unter dem Mantel hervor.

»Ich habe hier ein paar Bücher. Die hätte ich gern verkauft.«

Der Buchhändler musterte Ushimatsu und zog mit einem vielsagenden Lächeln das Bündel zu sich heran.

»Egal, wieviel Sie mir dafür geben«, fügte Ushimatsu hinzu.

Der Mann schnürte das Bündel auf, sah sich die Bücher an und teilte sie in zwei Stapel. Den einen bildeten die sprachwissenschaftlichen Werke. Nur in sie schaute er sorgfältig hinein, während er die Schriften Inokos achtlos beiseite legte.

»Was schwebt Ihnen denn vor?« fragte der Mann und tat sehr bekümmert.

»Sagen Sie, an wieviel Sie denken.«

»Wissen Sie, wir haben schlechte Zeiten. Nach solchen Büchern besteht überhaupt keine Nachfrage. Ich will sie Ihnen ja abnehmen, aber viel kann ich Ihnen nicht dafür geben. Und offen gestanden, einen Preis haben eigentlich nur die englischen Bücher, die anderen, das wäre eine reine Gefälligkeit . . .« Er unterbrach sich und überlegte einen Augenblick. »Vielleicht ist es besser, wenn Sie die wieder mitnehmen.«

»Nun habe ich sie schon mal hergebracht, da wäre es mir sehr lieb, Sie würden sie hierbehalten.«

»Wenn Sie meinen! Soll ich Ihnen den Preis für jedes einzelne Buch nennen oder für alle zusammen?«

»Für alle zusammen bitte!«

»Na gut, sagen wir fünfundfünfzig Sen! Mehr kann ich Ihnen unmöglich bieten. Wenn Sie damit einverstanden sind, nehme ich sie Ihnen ab.«

»Fünfundfünfzig Sen?« Ushimatsu lächelte verloren. Aber er hatte ja von vornherein die Bücher zu welchem Preis auch immer weggeben wollen. Und so willigte er sofort ein. Seine Bücher, nein, die sollte man eigentlich nicht verkaufen, ging es Ushimatsu jetzt durch den Kopf, und zwar nicht zum erstenmal, aber da waren eben die besonderen Umstände.

Er trug sich mit Namen und Adresse in die Kladde des Antiquariats ein und nahm die fünfundfünzig Sen in Empfang. Vorsichtshalber schlug er dann noch einmal die von Inoko verfaßten Bücher auf, um sich davon zu überzeugen, daß der Name Segawa auch wirklich gelöscht war. In einem war er es nicht. »Entschuldigen Sie, darf ich mal einen Pinsel haben?« Er fuhr damit von links nach rechts über sein deutlich zu lesendes rotes Namenssiegel und deckte es mit schwarzer Tusche zu.

Jetzt habe ich's hinter mir, sagte sich Ushimatsu, aber in seinem Herzen sah es finster aus, und er war völlig ratlos. Er verließ das Antiquariat, und während er darüber nachdachte, was er getan hatte, wurde ihm zum Weinen zumute. Tonlos bat er sein verehrtes Vorbild um Verzeihung. Und dabei fiel ihm auch wieder ein, daß er zu Takayanagi gesagt hatte, mit Inoko Rentarō verbinde ihn nichts. Mit der Ausrede, ihm sei zum eigenen Schutz nichts anderes übriggeblieben, kämpfte er gegen seine Gewissensbisse an, aber trotzdem bohrten sie nicht weniger schmerzhaft in ihm. Von Schamgefühl und innerer Unruhe geplagt, ging er durch die Straßen, ohne zu wissen wohin.

5

Da gab es doch das »Sasaya«, diese billige Schenke, in die er vor einiger Zeit mit Kazama eingekehrt war. Ganz von selbst trugen ihn seine Füße dorthin. Als er die Tür aufschob, sah er dort vereinzelt ein paar Gäste herumsitzen. Die Wirtin eilte mit geschürz-

tem Kimono zwischen Spülstein und Herd hin und her und schien alle Hände voll zu tun zu haben.

»Was gibt's denn heute bei Ihnen?« fragte Ushimatsu.

»Viel kann ich Ihnen leider nicht anbieten«, antwortete die Wirtin, während sie neben dem verrußten Pfeiler stand und sich die Hände abtrocknete. »Gekochter Fisch und Bohnenquarksuppe.«

»Bringen Sie mir beides. Und dazu einen Krug Sake.«

Ein Hausierer erhob sich in dem Moment von dem Faß, auf dem er gehockt hatte, schlang sich ein hellblaues Tuch um den Kopf und sah dabei zu Ushimatsu hinüber. Ein Bauer, der, dicke Strohschuhe an den Füßen, an einem Pfeiler lehnte, warf ebenfalls einen verstohlenen Blick auf Ushimatsu. Ein Arbeiter, der sich offenbar als Schlittenzieher verdingt hatte, musterte Ushimatsu mit hochgezogenen Brauen, während er im Stehen den leicht dampfenden Becher leerte, den ihm die Wirtin soeben aus einem dickbauchigen Krug glucksend bis zum Rand gefüllt hatte. Die Blicke dieser Männer und das Verstummen jeglicher Unterhaltung verrieten deutlich, daß man sich durch das plötzliche Auftauchen eines Fremden gestört fühlte. Doch das neugierige Schweigen dauerte nicht lange, gleich darauf ertönte wieder lautes Gelächter. Dazu prasselte es in der Feuerstelle. Der Rauch des verbrennenden Reisigs stieg Ushimatsu in die Nase. Er saß dicht neben der Feuerstelle an einem Tischchen mit Beinen aus Nußbaum und schwieg still vor sich hin, während er aß und trank. Unterdessen verließ der Hausierer die Schenke. Im selben Moment, als er hinausging, kam ein Mann mit Angelzeug über der Schulter herein. Es war Kazama Keinoshin.

»Na, das ist aber eine Überraschung!« rief er und stellte seine Angelrute an einen Pfeiler.

»Sie und angeln? Seit wann das?« fragte Ushimatsu.

»Reden Sie lieber von der Kälte«, sagte Kazama, während er sich Ushimatsu gegenüber niederließ. »Unten am Fluß war's nicht mehr auszuhalten, da hab ich's aufgegeben.«

»Haben Sie wenigstens was gefangen?«

»Nichts, überhaupt nichts«, antwortete er und bleckte die Zunge. »Den ganzen Vormittag hab ich erbärmlich gefroren und

nicht einen einzigen Fisch zu sehen gekriegt. Das ist mehr, als man ertragen kann!« Das klang so komisch, daß der Bauer und der Schlittenzieher in helles Gelächter ausbrachen.

»Wie wär's mit einem Schluck?« sagte Ushimatsu und reichte ihm seinen Becher.

»Ist das Ihr Ernst?« Kazamas Augen weiteten sich. »Wenn ich alles gedacht hätte, aber daß ich heute von Ihnen noch einen spendiert bekomme! Da kann ich ja froh sein, daß ich nichts gefangen hab, sonst hätt ich hier gar nicht reingeguckt.«

Er wischte sich über die Lippen, weil ihm anscheinend schon das Wasser im Munde zusammengelaufen war.

Die Wirtin brachte sofort einen zweiten Krug mit heißem Sake. Vor Kälte und Verlangen am ganzen Leibe zitternd, sog Kazama genüßlich den Geruch des Selbstgebrauten ein.

»Mir ist, als hätten wir uns eine Ewigkeit nicht gesehen. Seit ich von der Schule weg bin, gibt's für mich nichts mehr zu tun, so hab ich eben angefangen zu angeln – was soll ich machen!«

Ushimatsu hielt mit dem Essen inne und sah sein Gegenüber an.

»Aber fängt man denn bei dem Schnee überhaupt was?«

»Der Laie hat da seine Schwierigkeiten. Und ich bin nun mal ein Laie, trotz meiner Jahre.« Er lachte. »Doch was ein Fachmann ist, für den hat selbst der Winter seine Reize, von denen die meisten nichts ahnen. So schlecht ist es gar nicht, es darf bloß kein Wind wehen.« Er nahm einen kräftigen Schluck. »Wissen Sie, Segawa, nichts ist bitterer in dieser Welt, als nutzlos dahinzuleben. Ich sag Ihnen, es ist nicht auszuhalten, wenn man, die Hände im Schoß, zugucken muß, wie sich die Frau neben einem abrakkert. Da sind die Tage, wo man angeln geht, noch die besten. Entsetzlich ist es, wenn man nicht raus kann und mit sich rein gar nichts anzufangen weiß. Was macht man an solchen Tagen? Da bleibt man im Bett!« sagte er mit tiefernstem Gesicht. Dieses »Da – bleibt – man – im – Bett« verstand Ushimatsu nur allzugut. »Ganz nebenbei«, ließ Kazama sich weiter vernehmen, während er mit einer Geste, die deutlich den Trinker verriet, zum Becher griff, »Sie haben sich lange Zeit viel Mühe mit Shōgo gegeben, aber wie's nun mal zu Hause steht, kann nicht alles bloß nach

meinem Kopf gehen. Ich glaub, wir müssen ihn aus der Schule nehmen. Was meinen Sie dazu?«

6

»Nicht daß ich besonders erpicht darauf bin«, fuhr Kazama fort. »Mir wäre es lieber, er brächte wenigstens die Volksschule zu Ende. Es ist ein Jammer, ihn jetzt aufhören zu lassen, damit er sich als Ladenjunge oder sonst was verdingt, wo er im nächsten April seinen Abschluß haben könnte. Doch mir bleibt nichts anderes übrig. Das ist das Schlimme. Er ist ja ein bißchen verträumt, aber daß er nicht lernen will, kann man nicht sagen. Wenn er aus der Schule kommt, setzt er sich immer gleich an den Tisch und arbeitet still vor sich hin. Mit dem Rechnen hat er leider nicht viel im Sinn. Statt dessen scheint er um so lieber Aufsätze zu schreiben. Wie er sich dann freut, wenn er von Ihnen dafür eine Eins bekommt! Und Sie hätten mal sehen sollen, wie er neulich übers ganze Gesicht gestrahlt hat, als er mit dem dicken Heft nach Hause kam, das Sie ihm geschenkt haben, damit er dareinschreiben kann, was ihm gerade so einfällt. Er hat es ganz ordentlich in sein Bücherregal gestellt und es dann wer weiß wie oft wieder hervorgeholt, um es sich anzugucken. Selbst im Schlaf hat er noch davon geredet. Sehen Sie, so ist das mit ihm. Er will ja lernen, und ihn da aus der Schule zu nehmen, das tut mir richtig weh. Aber wenn einer so viele Kinder hat wie ich, was soll er machen? Sie mögen noch so klein sein, kümmern muß man sich trotzdem um sie. Ich meine, nicht nur weil sie allen möglichen Unfug treiben, sondern weil sie auch niemals satt zu kriegen sind.« Er lachte. »Mit Ihnen kann ich ja darüber reden, aber wer wäre als Vater schon so geizig, um zu seinen Kindern zu sagen: Eßt nicht soviel! Mehr als zweimal Nachschlag gibt's nicht!«

Ushimatsu konnte sich bei diesem Herzenserguß Kazamas ein Lächeln nicht ganz verkneifen.

»Es würde vielleicht alles anders aussehen, wenn da nicht die Stiefmutter wäre. Warum soll ich Ihnen das verschweigen. Weil ich mich mit meiner jetzigen Frau nicht vertrage, bin ich überhaupt erst auf den Gedanken gekommen, Shōgo irgendwohin in

Stellung zu geben. Ich sage Ihnen, weinen könnte ich, wenn ich mir überlege, wie unglücklich O-Shio und Shōgo sind. Warum müssen Stiefmütter immer gleich so argwöhnisch sein? Da war doch neulich die Predigt bei Ihnen im Tempel. Shōgo kam spät nach Hause. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie sich meine Frau darüber erbost hat. ›Wenn's dir bei deiner großen Schwester so gut gefällt, brauchst du überhaupt nicht mehr nach Hause zu kommen! Geh doch! Bestimmt hast du da wieder rumgequatscht. Und bestimmt hat dir deine Schwester wieder schlechte Ratschläge gegeben. Deshalb hörst du auch nie auf mich‹, hat sie geschimpft. Und schüchtern, wie Shōgo ist, hat er alles stumm über sich ergehen lassen, sich ins Bett verkrochen und leise vor sich hin geschluchzt. Ja, und da ist mir der Gedanke gekommen, daß es doch wohl besser ist, Shōgo wegzugeben. Dann haben wir einen Esser weniger. Die Zankerei hört auf, und es wird vielleicht ein bißchen ruhiger im Haus. Aber viel besser wäre noch, ich nähme Shōgo bei der Hand und wir gingen beide weg. Ich kann's nicht ändern, daß meine Familie auseinanderfällt«, sagte er in einem weinerlichen Ton.

Es war ihm anzusehen, wie sehr der Alkohol schon seine Wirkung tat. Nicht nur sein Gesicht, auch seine Ohren und sogar seine Hände waren rot angelaufen. Ushimatsu hingegen wurde immer blasser, je mehr er trank.

»Seien Sie nicht gleich so verzagt«, versuchte Ushimatsu zu trösten. »Ich will Ihnen gern helfen, wenn es in meinen Kräften steht. Nun trinken Sie erst mal aus, und dann können Sie mir einen einschenken.«

»Was? Hab ich recht gehört?« Mit flackerndem Blick sah Kazama sein Gegenüber verwundert an. »Da staune ich aber. Sagten Sie, ich soll Ihnen einen einschenken? Sie sind mir vielleicht einer! Ich hab immer gedacht, Sie vertragen nichts.«

Ushimatsu nahm den Becher, den ihm Kazama reichte, und trank ihn in einem Zug leer.

»Das ist ja nicht zu fassen!« sagte Kazama völlig verdutzt. »Was ist denn heute mit Ihnen los? Treiben Sie's bloß nicht zu arg! Wenn ich trinke, ist das nichts Besonderes, aber bei Ihnen muß man es ja mit der Angst kriegen.«

»Wieso?«

»Da fragen Sie noch! Na, stimmt es etwa nicht? Sie und ich, das sind zwei verschiedene Welten!«

Ushimatsu lachte, aber es klang eher verzweifelt.

7

Kazama stieß einen tiefen Seufzer aus, als hätte er noch etwas auf dem Herzen, wovon er Ushimatsu gern erzählen würde. Er wußte offenbar nur nicht, wie. Der Bauer und der Schlittenzieher waren mittlerweile gegangen. Die Wirtin klapperte am Spülstein mit dem Geschirr. Eines ihrer Kinder lehnte an der Hintertür. Außer ihnen hätte niemand das Gespräch der beiden stören können. Alles unter der hohen Decke war vom Rauch geschwärzt und erinnerte an die Zeiten, da auf der Hochlandstraße noch reges Treiben herrschte. Es war so ein richtiger alter Gasthof am Rande einer Kleinstadt: An diesem Pfeiler hingen Strohsandalen, an jenem getrocknete Melonenstreifen, und an der Wand waren einige gelbe Kürbisse aufgereiht. In dem breiten, ungedielten Vorraum sonnte sich eine Katze. Daneben hockte ein Huhn mit geschlossenen Augen, vor Kälte in sich zusammengekrochen.

Bläulich schimmerte der unter dem Dach abziehende Rauch in dem fahlen Licht, das durch die Fenster drang. Ushimatsu starrte gedankenverloren in die Flammen, die von dem Reisig in der Feuerstelle aufloderten. Das Rot der Glut kann einem bedrängten Menschen schon sehr viel Trost spenden, und trotzdem überfiel Ushimatsu ein leichtes Zittern, das wohl auch von dem Selbstgebrauten herrührte, den er sich hinuntergezwungen hatte. Von Zeit zu Zeit wurde ihm zum Weinen zumute, ja, ein paarmal hätte er am liebsten losheulen mögen. Aber es rollten ihm keine Tränen übers Gesicht – und statt zu schluchzen, lachte er mit weit geöffnetem Mund.

Wieder seufzte Kazama.

»Es ist eigenartig«, sagte er dann. »Mit manch einem kann man schon zehn Jahre verkehren, und man ist sich immer noch fremd wie am ersten Tag. Auf der anderen Seite gibt's Leute wie Sie, denen man gleich sein Herz ausschütten möchte, auch ohne daß

man sonst viel miteinander zu tun hat. Wissen Sie, ich hab das Gefühl, daß ich das nur Ihnen und keinem anderen erzählen kann. Tun Sie mir bitte den Gefallen und hören Sie mir zu.« Kazama zögerte ein wenig. »Wie soll ich sagen? Ja, ich habe vor kurzem nach langer Zeit mal wieder meine Tochter gesehen.«

»Sie meinen O-Shio?« fragte Ushimatsu und horchte auf.

»Das heißt, sie hat mir bestellen lassen, ob ich sie nicht besuchen könnte. Nun, Sie wissen ja, wie es zwischen mir und dem Tempel steht, und dann ist da noch meine Frau. Deshalb hab ich's eigentlich immer vermieden, sie zu treffen. Aber weil sie dringend mit mir was bereden wollte, bin ich eben hingegangen. Ich hab gestaunt, wie sie sich herausgemacht hat. Fast hätte ich sie nicht wiedererkannt. Was mag sie bloß von dir wollen, hatte ich mich gerade gefragt. Da sagte sie von sich aus auch schon, sie könne auf keinen Fall länger im Tempel bleiben und ich solle sie so schnell wie möglich wieder nach Hause holen. Und warum sie das gesagt hat, wurde mir dann auch gleich klar. Auf einmal wußte ich, was der Hauptpriester dort für ein Mensch ist.«

Kazama schüttelte den Krug, doch zu seinem offenkundigen Bedauern reichte der Inhalt nicht mehr, um seinen Becher ganz zu füllen. Er nahm einen Schluck und rieb sich mit dem Handrücken die Mundwinkel aus.

»Die Sache ist die«, fuhr er fort, »daß sich so mancher von denen, die alle Welt für große Männer hält, als sehr schwach erweist, wenn es um Frauen geht. Mir scheint, der Priester vom Lotosblütentempel gehört dazu. Erklären kann ich's mir trotzdem nicht, daß ein Mensch wie er auf solche Abwege gerät, wo er so gebildet ist, so gut zu reden versteht, mit allen Gaben ausgestattet ist und ansonsten auch seinem Tempel treu dient. Was meine Tochter mir von ihm erzählt hat, mochte ich zuerst gar nicht glauben. Das kann doch nicht wahr sein, hab ich gedacht. Aber auf den äußeren Schein kann man wahrhaftig nichts geben. Sie wissen ja, der Priester war lange in Kyōto. Er ist zurückgekommen, als Sie gerade nach Hause gefahren waren. Und in der Zeit hat es angefangen, daß er sich, wie meine Tochter sagt, ihr gegenüber nicht mehr wie ein Ziehvater verhält. Er ist doch ein Schüler Buddhas! Und seines Amtes ist es, sich die Priesterschärpe umzu-

hängen und die Lehre zu verkünden! Wie kann er das alles vergessen? Das ist so erbärmlich und so töricht, daß man keine Worte mehr dafür hat. Und was nun seine Frau anlangt, die macht mit ihrer geradezu krankhaften Eifersucht die Geschichte noch schlimmer, als sie ohnehin schon ist. Meine Tochter ist derart bekümmert und verängstigt, daß sie nachts nicht mehr richtig schlafen kann. Wenn Sie wüßten, wie erschrocken ich war, als sie mir das erzählt hat. Und daß sie wieder nach Hause will, kann man ihr überhaupt nicht verargen. Ich möchte sie auch nicht länger dalassen. Am liebsten würde ich sie sofort von dort weghol-len. Bloß das Traurige ist, daß meine Frau kein Verständnis dafür aufbringt, sonst könnten wir es alle zusammen bestimmt irgendwie schaffen, glaube ich jedenfalls, aber wo ihr jetzt Shōgo schon zuviel ist, wenn da O-Shio noch hinzukäme – nein, das wird nichts. Und acht Münder, wie soll man die satt kriegen? hab ich mich gefragt, und da konnte ich doch nicht einfach sagen: Gut, du kommst nach Hause. Was hab ich statt dessen gemacht? Beschwichtigt hab ich sie und ihr zugeredet, daß sie dableibt. ›Geduld mußt du haben, Geduld!‹ hab ich zu ihr gesagt. ›Wenn einer bloß aushält, was zu ertragen ist, hat das mit Geduld noch nichts zu tun. Wahre Geduld zeigt erst, wer Unerträgliches erträgt. Also nimm dich zusammen. Halte dich an die Hausfrau, und solange du ihr nicht von der Seite weichst, wird er dich schon nicht ansprechen. Aber selbst wenn er sich nicht wie ein Vater verhält, denk stets daran, daß du ihm Dank schuldest, denn er hat dich aufgezogen. Die Leute haben dich aufgenommen, und du bist nun mal ihre Tochter und kannst nicht mehr nach Hause zurück, so bitter das auch sein mag. Hier im Tempel hast du deiner Kindespflicht nachzukommen.‹ Das hab ich zu ihr gesagt. Sie ahnen nicht, wie mich das grämt. Ja, wenn meine erste Frau noch lebte...« Aufrichtiger Schmerz stand Kazama im Gesicht geschrieben, und seine Augen glänzten feucht.

Das also ist es! dachte Ushimatsu, und es wurde ihm einiges klar. Er hatte schon seit einiger Zeit das Gefühl, in einer Ecke des Tempels halte sich eine düstere Wolke versteckt, die im Familienleben Kümmernis verbreite, denn der Tempelherr und seine Frau schienen fortwährend einen stummen Kampf miteinander auszu-

tragen. Selbst dann, wenn auf der einen Seite die Sonne strahlte und fröhliches Lachen erklang, näherte sich ganz sicher von der anderen ein Unwetter. Doch bisher hatte er immer geglaubt, es sei ein Ehekrach, wie er in jeder Familie vorkommt – nur etwas vornehmer, weil ja beide, der Tempelherr wie seine Frau, Schüler Buddhas waren. Daß O-Shio der Grund für diese Wolke sein könnte, hätte er auch nicht im leisesten vermutet. Deshalb also diese vorgetäuschte Offenherzigkeit der Hausfrau, ihre Lustigkeit, ihr männliches Lachen! Deshalb also das häufig verweinte Gesicht O-Shios! – Was Kazama ihm soeben erzählt hatte, erklärte alles.

Eine ganze Weile schwiegen beide bedrückt vor sich hin.

17. KAPITEL

1

Erst als es ans Bezahlen ging, erinnerte sich Ushimatsu, daß er sich einen Teil seines Gehaltes eingesteckt hatte. Wie er nun feststellte, waren es fünfzig Sen in Silber und ein Fünf-Yen-Schein. Solange sein Vater lebte, hatte er ihm jeden Monat etwas überwiesen, das war nun zwar vorbei, aber sein Geld mußte er trotzdem zusammenhalten, zumal er neulich bei seiner Heimfahrt eine Menge ausgegeben hatte. Also unbesonnen durfte er nicht damit umgehen, auch deswegen nicht, weil es überhaupt düster für ihn aussah. Doch im Augenblick sann er mehr über Kazama und dessen Familie nach als über sich selber. Ich würde ihm ja gern helfen und könnte vielleicht auch das Schulgeld für Shōgo bezahlen, damit der Junge wenigstens seinen Abschluß machen kann, überlegte er und dachte dabei natürlich auch an O-Shio.

Da Kazama doch ganz schön getrunken hatte, entschloß sich Ushimatsu, ihn nach Hause zu bringen, und so stapften sie gemeinsam durch den Schnee. Ushimatsu spürte, wie die Kraft, die er aufwenden mußte, um gegen Wind und Wetter anzukämpfen, seinen Körper gleichsam wiederbelebte und ihm zugleich auch etwas von seinem Willen zurückgab. Kazama neben ihm schien

zwar nicht völlig betrunken zu sein, dafür sprach auch, daß er seine Angelrute nicht vergessen hatte, sondern sie ordentlich über der Schulter trug, aber so ganz sicher war er nicht auf den Beinen. Er wankte von einer Seite zur anderen und drohte in den Schnee zu stürzen. Als Ushimatsu ihm warnend zurief: »Vorsicht! Vorsicht!«, gab er sich einen Ruck. »Was denn? Haben Sie Angst, ich fall in den Schnee? Und wenn schon! Im Schnee liegt es sich besser als auf den kümmerlichen Matten zu Hause.« Zu erwidern hatte Ushimatsu darauf nichts. Die Vorstellung, Kazama wäre weit und breit allein und würde in den Schnee fallen und einschlafen, jagte ihm Schauer über den Rücken. Der Lebensabend dieses hinfälligen alten Lehrers, die bitteren Erfahrungen O-Shios – das war das einzige, an das Ushimatsu zu denken vermochte, während er neben Kazama herging.

Kazama lebte in einer alten strohgedeckten Bauernkate. Früher hatte er ein herrschaftliches Haus neben dem Burgschloß bewohnt, doch seit seiner Rückkehr aus der Gegend von Shimotakai war diese Kate sein Zuhause. Am Eingang klebte ein Amulett, wie man es hier im Norden oft zu sehen bekommt: die Abbildung eines Krähenschwarms. An der Lehmwand hingen getrocknete Rettichblätter und rote Pfefferschoten. Grobes Schilfgeflecht ragte zum Schutz vor dem Schnee über die Dachtraufe. Offenbar sollte an diesem Tag die Jahresabgabe an Reis entrichtet werden, denn draußen vor dem Eingang war eine Strohmatte ausgebreitet, und im Vorraum lag ein großer Haufen ungeschälten Reises. Ushimatsu half Kazama über die Schwelle. Kaum daß Otosaku, der sich nahe der Haustür aufhielt, sie erblickt hatte, kam er herbeigestürzt und begrüßte Kazama mit einer Unterwürfigkeit, als bestünde zwischen ihnen nach wie vor das alte Verhältnis von Herr und Knecht. »Heut muß der Reis abgeliefert werden, hat mir Ihre Frau bestellen lassen. Und da hab ich auch gleich meinen Bruder mitgebracht, damit er uns hilft.«

Kazama hatte Otosaku nur entgeistert angeguckt und war auf der Stelle in sich zusammengesackt. Aus einem der hinteren Räume klang die ärgerliche Stimme der Hausfrau und das Weinen eines gescholtenen Kindes herüber. »Guck dir an, was du schon wieder angerichtet hast!«

Otosaku horchte kurz auf und sagte dann in mitleidigem Ton zu seinem alten Herrn: »Sieht ja so aus, als ob Sie einen zuviel genommen haben«, half ihm hoch und verbarg ihn im Schatten unter den Schiebefenstern. In dem Moment kam Shōgo, munter vor sich hin pfeifend, herein. »Shōgo, ich hab eine Bitte an dich«, sprach Otosaku ihn an. »Lauf mal hinüber zum Grundherrn und sag ihm, er möchte bald kommen.«

2

Gleich darauf erschien auch Kazamas Frau. Als sie ihren betrunkenen, auf dem Boden liegenden Mann sah, wußte sie, daß er Ushimatsu wieder einmal zur Last gefallen war. Die Kinder um sie herum zitterten vor Angst über das zu erwartende Gekeife der Mutter und blickten sich gegenseitig an. Doch die Frau wollte sich vor Ushimatsu, Otosaku und dessen Bruder anscheinend keine Blöße geben und ließ es wohl deshalb bei einem verächtlichen Blick und einem tiefen Seufzer bewenden. Es fiel ihr aber offensichtlich sehr schwer, sich zu beherrschen. Sie war so unruhig, daß es sie kaum auf ihrem Platz hielt. Selbst während sie sich bei Ushimatsu für dieses und jenes bedankte – für die Hilfe, die er ihrem Mann jedesmal erweise, für das hübsche Geschenk, das er Shōgo neulich gemacht habe –, stand sie zwischendurch immer wieder auf. Wie ungeduldig, mürrisch und launenhaft sie doch ist, sagte sich Ushimatsu, nahm das aber für Wesenszüge, die gerade Frauen in den Vierzigern oft eigen sind. Ein kleines Mädchen – es war das zweitälteste Kind der Frau – kam in dem Augenblick herein. Es setzte sich nicht, es grüßte auch nicht, es gaffte Ushimatsu nur an.

»Was ist denn mit dir, O-Saku? Willst du unseren Gast nicht begrüßen? Gehört es sich etwa, einfach so dazustehen? Ich möchte mal wissen, warum meine Kinder so ungezogen sind...«

O-Saku gab überhaupt nichts auf die Worte ihrer Mutter. Das Mädchen machte eher den Eindruck eines wilden Jungen, und Ushimatsu wollte es nicht in den Sinn, daß es O-Shios Stiefschwester sein sollte.

»Sie ist die Schlimmste von allen. Wenn sie bloß ein bißchen mehr hören würde!«

O-Saku aber tat, als ginge sie das gar nichts an, und rannte nach einer Weile plötzlich wieder davon.

Auf einmal fiel ein Bündel Sonnenstrahlen in die Kate und hellte an der Südseite auch die Schiebefenster auf, deren Papier schon derart vergilbt und verschmutzt war, daß man glauben konnte, es sei seit Jahren nicht erneuert worden.

»Jetzt ist die Sonne doch durchgekommen. Ein Glück! Bis eben sah es noch nach Schnee aus«, sagte Otosaku erfreut und machte sich zusammen mit seinem Bruder daran, alles so weit vorzubereiten, daß man den Reis sofort einsacken konnte, sobald sich der Grundherr einstellte.

Erst im spärlichen Licht der Wintersonne sah man, welch bittere Armut unter diesem Dach herrschte. Wer niemals in einer Bauernkate war, wird sich solch eine Feuerstelle, neben der Ushimatsu jetzt saß, und das gedielte Zimmer, in dem die Familie ihre Mahlzeiten einnahm und auch ihre Gäste bewirtete, kaum vorstellen können. Der ebenerdige dielenlose Vorraum, der von vorn bis nach hinten durch die Kate zum Hof führte, machte mindestens ein Drittel von ihr aus und war Küche, Scheuer und Werkstatt zugleich. In den Regalen an der einen Wand standen Schüsseln, Schalen und Lampen, an der anderen hingen Sicheln sowie Beutel mit Saatgut. Neben den Töpfen mit eingelegtem Gemüse stapelten sich in einer Ecke Säcke mit Holzkohle. Zwischen Tiegeln und Pfannen standen Hacken und Harken – überall das gleiche heillose Durcheinander. Dicht unter dem Dach befand sich ein Verschlag für die Hühner, doch die Sitzstangen waren leer. Man schien sich also nicht einmal Hühner zu halten.

O-Shio war in dieser Kate zwar nicht zur Welt gekommen, hatte aber hier gelebt, bis ihr Vater sie mit zwölf Jahren in den Lotosblütentempel geben mußte. Deshalb betrachtete Ushimatsu alles mit forschendem Blick. Das Haus, das nur drei Zimmer zu haben schien, war sehr finster, weil die hohe Decke in keinem rechten Verhältnis zu den tief herabgezogenen Dachtraufen stand und zum anderen die draußen angebrachten Schneeschutzmatten auch noch das letzte bißchen Licht abhielten. Die

Wände waren mit grobem bräunlichem Papier beklebt und mit Ausnahme eines alten Kalenders und ein paar bunter Drucke ohne jeglichen Schmuck. Bestimmt hat O-Shio vor dieser brüchigen Wand gestanden und mit großen Kinderaugen die Männer und Frauen auf den Bildern betrachtet, als seien es ihre Freunde, dachte Ushimatsu und versuchte, sich das kleine Mädchen jener fernen Tage vorzustellen.

Ein Mann um die Fünfzig in einem gefütterten seidenen Überwurf und mit einer dicken grünen Kappe auf dem Kopf erschien im Eingang. Shōgo war mit dem Ruf hereingestürmt gekommen: »Der Onkel, dem's Land gehört, ist da!«

3

Der Grundherr – Ushimatsu kannte ihn, denn er gehörte dem Stadtparlament an – war ein finsterer, unfreundlicher und sehr schweigsamer Mann. Er nickte Ushimatsu kurz zu und trat wortlos an das Feuer, um sich zu wärmen. Leute seines Schlages trifft man oft im nördlichen Shinshū. Sie laufen auch dann mit einer zornigen Miene herum, wenn sie in Wirklichkeit gar nicht erzürnt sind. Ushimatsu wußte darum und machte sich deshalb weiter keine Gedanken darüber, sondern richtete seinen Blick auf die beiden Männer, die emsig die letzten Vorbereitungen trafen. Ihm stand noch sehr genau vor Augen, wie vor gar nicht allzu langer Zeit Kazamas Frau zusammen mit Otosaku und dessen Frau auf dem Feld draußen vor der Stadt die Ernte eingebracht hatten. Der zu einem kleinen Hügel aufgehäufte Reis dort war die Frucht der Mühen eines ganzen Jahres, und jetzt sollte der größte Teil davon als Pachtzins an den Grundeigentümer gehen.

Ein fünfzehn- oder sechzehnjähriges Mädchen erschien, warf ein Zweilitermaß auf die Strohmatte und lief wieder davon. Kazamas Frau stand in einer Ecke, die Linke in die Hüfte gestemmt, und starrte verbittert vor sich hin. Ihr drittes Kind, die vierjährige O-Sue, kam weinend von draußen hereingerannt. Als Otosaku beruhigend auf sie einsprach, weinte sie nur noch um so heftiger. Sie zitterte am ganzen Körper und schluchzte so herzzerreißend, daß nicht recht zu verstehen war, was sie sagte.

»Ist doch schon gut! Wenn du aufhörst zu heulen, kriegst du auch was Feines«, versuchte die Mutter sie zu überreden.

Immer noch schluchzend, trat O-Sue auf sie zu.

»Mir sind die Hände kalt . . .«

»Dir sind die Hände kalt? Na, dann komm und halt sie schnell übers Feuer!« sagte die Frau, nahm die verfrorenen Hände der Tochter in ihre eigenen und führte das kleine Mädchen nach hinten.

Der Grundherr hatte sich inzwischen von der Feuerstelle entfernt und wartete, die grüne Kappe ins Genick geschoben, die Arme verschränkt, das Kinn auf der Brust und gleichsam in sich zusammengekrochen, wie um sich selbst zu wärmen, daß Otosaku und dessen Bruder mit dem Einsacken begannen.

»Was meinen Sie zum Reis in diesem Jahr?« sagte Otosaku und sah den Grundherrn fragend an. Dessen Antwort aber kam so leise, daß kaum etwas zu verstehen war. Dann streckte er eine Hand aus, griff in den Haufen, zerbiß ein Korn zwischen den Zähnen und meinte, während er den Reis auf seiner Handfläche prüfend betrachtete, in kaltem Ton: »Viel Spreu dabei.«

Otosaku lächelte verloren.

»Ein paar haben die Spatzen ausgepickt, aber sonst sind es gute Körner. – Von uns aus kann's losgehen.«

Jemand brachte sechs nagelneue Säcke, und Otosaku fing an, den Reis mit einem Sieb in ein großes rundes Achtzehnlitermaß zu schaufeln. Der Grundherr strich mit einem Stock über das Maß, um sich zu überzeugen, daß es auch wirklich randvoll gefüllt war. Otosakus Bruder entleerte es dann in einen Sack. Er tat das schweigend, wodurch er sich Otosakus Unmut zuzog. »So geht's nicht! Abgabe, ohne ein Wort zu sagen, ist keine richtige Abgabe. Schaufel du ein!« schimpfte er und warf seinem Bruder das Sieb zu. »Los, nun mach schon – das war das erste Maß, und jetzt kommt das zweite . . .«, rief Otosaku mit lauter Stimme. – Sechsmal das große Maß und dreimal das kleine, das das Mädchen vorhin gebracht hatte, also hundertvierundfünfzig Liter für jeden Sack.

»Das ist der sechste, und das wär's dann wohl«, sagte Otosaku, während er den letzten Sack zuband.

Der Grundherr blieb stumm. Er kniff die Augen zusammen und schien im Kopf nachzurechnen. Inzwischen hatte Otosakus Bruder eine riesige Balkenwaage herbeigeschafft. Die beiden Brüder wurden vor Anstrengung knallrot im Gesicht, als sie unter Aufbietung aller Kräfte einen Sack hochwuchteten, um ihn an die Waage zu hängen. Der Grundherr vergewisserte sich, daß sie genau im Gleichgewicht war, hielt den Strick mit den Gewichten fest, damit er sich auch ja nicht bewegte, und rechnete dann rasch zusammen.

»Wieviel Kilo sind's denn?« fragte Otosaku und schaute auf die Gewichte. »Donnerwetter!«

»Siebzigeinhalb Kilo, das ist allerhand!« pflichtete ihm sein Bruder bei.

»Bei siebzigeinhalb Kilo muß gutes Korn in den Hülsen stekken«, sagte Otosaku und streckte sich in den Hüften.

»Aber der Sack wiegt auch was«, warf der Grundherr mit einem rundum unzufriedenen Gesicht ein.

»Das ist wohl wahr. Natürlich wiegt der Sack was«, antwortete Otosaku, und sein Bruder fügte wie im Selbstgespräch hinzu: »An die siebzig Kilo bleiben es trotzdem.«

»Es ist eben gutes Korn und keine Spreu«, sagte Otosaku und sah den hochmütig dreinblickenden Grundherrn treuherzig an.

4

Was sich da vor seinen Augen abspielte, zeigte Ushimatsu deutlich die ganze Kümmerlichkeit eines Pächterdaseins, und ihm war klar, daß diese Frau mit ihren schwachen Kräften niemals in der Lage sein würde, die Familie zu ernähren, mochte Otosaku in seiner aufrichtigen Art aus lauter Anhänglichkeit auch noch so viel für seinen einstigen und nun völlig heruntergekommenen Herrn tun. »Acht Münder, wie soll man die satt kriegen«, hatte Kazama, schon halb betrunken, gejammert, als er zu ihm davon sprach, daß O-Shio wieder nach Hause wollte. Wie recht Kazama doch hatte! Hierher zurückkehren? Ushimatsu schauderte es, als er sich das vorzustellen versuchte.

»Wie wär's denn mit einem Schluck Tee?« sagte Otosaku, wor-

aufhin der Grundherr sofort zur Feuerstelle eilte, weil es ihn offensichtlich fror. Otosaku steckte sich seine Pfeife an und meinte, während er im Stehen erst einmal einen Zug nahm: »Für die sechs Säcke noch zwei große und fünf kleine Maß, also gut vierzig Liter, dazu. Was halten Sie davon?«

»Zwei große und fünf kleine, soll das ein Witz sein?« spottete der Grundherr. »Vier große und fünf kleine!«

»Vier große und . . .?«

»Moment, nicht vier große und fünf kleine. Vier große und sieben kleine!«

»Vier große und sieben kleine?«

Die Frau hörte sich eine Weile Rede und Widerrede der beiden schweigend mit an, aber plötzlich schien sie das Gefeilsche über zu haben.

»Otosaku, nun laß doch!« fiel sie den Männern ins Wort. »Am besten, wir geben dem Herrn Grundbesitzer gleich alles!«

»Na, so geht das ja nun nicht«, sagte Otosaku und sah die Frau völlig verdutzt an.

»Was nützt die ganze Schinderei«, seufzte sie, »wenn der Mann bloß trinkt und keinen Handschlag tut. Das ist doch nicht zum Aushalten! Ich weiß gar nicht, wozu ich mich noch länger abplagen soll. Und dann die Kinder, eins ist so dickköpfig wie das andere . . .«

»Nun reden Sie nicht so was! Ich mach's schon. Auf mich können Sie sich verlassen«, versuchte Otosaku ehrlichen Herzens sie zu trösten.

Die Frau fuhr sich mit dem Ärmel über die Augen, während sie sich in die Küche begab, wo sie sich sogleich am Herd zu schaffen machte.

Otosakus Bruder, der Sake kaufen gegangen war, kam mit einer großen Flasche zurück. Schüssel und Schalen wurden hervorgeholt, und man schien mit dem letzten bißchen, das im Hause war, auch noch den Grundherrn bewirten zu wollen. Pächter sind doch wirklich zu bedauern, daß sie sich selbst dazu noch verpflichtet fühlen! dachte Ushimatsu bei sich. Otosaku übernahm die Rolle des Hausherrn. Zum Sake gab es Happen aus Wurzelstärke, in Öl gebackene Streifen aus Bohnenquark und eingeleg-

tes Gemüse. Als Otosaku dem Grundbesitzer einschenkte, begleitete er es mit den Worten: »Er ist nicht angewärmt, er ist kalt, weil Sie ihn doch so am liebsten mögen.« Daraufhin rang sich dieser zum erstenmal ein Lächeln ab.

Ushimatsu hatte mit der Frau reden wollen, aber keine rechte Gelegenheit dazu gefunden. Und da man nun anfing zu trinken, würde der Grundbesitzer wohl noch einige Zeit bleiben. Ushimatsu entschloß sich deshalb zu gehen. Er lehnte dankend den Becher ab, den Otosaku ihm reichen wollte, erhob sich und rief Shōgo an die Vordertür. Als er dort mit ihm im Verborgenen stand, holte er den Umschlag mit dem Geld hervor und trug ihm auf, das Geld später seinem Vater zu geben. »Dein Vater hat mir erklärt, er muß dich wegen der häuslichen Umstände aus der Schule nehmen. Bestell ihm, er soll davon das Schulgeld bezahlen und dich weiter in die Schule schicken. – Hast du verstanden?« sagte Ushimatsu und drückte Shōgo den Umschlag in die kleine Hand, die sich zu seiner Verwunderung ganz kalt anfühlte. Mitleidig hielt er sie eine Weile fest umschlossen. Während er in das unschuldige Jungengesicht blickte, mußte er unwillkürlich an die feuchtglänzenden Augen O-Shios denken.

5

Auf dem Heimweg suchte Ushimatsu Trost in der Hoffnung, am Ende ein klein wenig getan zu haben, was sicherlich auch im Sinne O-Shios lag. Als er sich dem Haupttor des Lotosblütentempels näherte, hingen graue Wolken tief am Himmel, und es sah wieder sehr nach Schnee aus. Das trübe Licht des scheidenden Tages verstärkte in Ushimatsu, bedrückt, wie er ohnehin schon war, das Gefühl unendlicher Verlorenheit. Nur in einer fernen Ecke des Himmels zeichnete sich im letzten Aufglimmen der versinkenden Sonne ein schmaler roter Streifen ab.

Das Läuten der Glocke, das die Abendandacht begleitete, hallte herüber. Für Ushimatsu war das nicht länger die Stimme eines über das Irdische erhabenen Tempels. Auch der hymnische Gesang hatte all seine Würde verloren und klang ihm jetzt wie ein Echo menschlicher Begierden im Ohr. Er dachte an das, was

Kazama ihm erzählt hatte, spürte aber nicht so sehr Abscheu, sondern vielmehr Angst in sich aufsteigen – Angst um O-Shio. Denn er mußte sich eingestehen, daß alles nur so gekommen war, weil sich O-Shio zu einer duftenden Blüte entfaltet hatte, die nun einmal die Männer anlockte.

Es fiel Ushimatsu jetzt nicht mehr schwer, aus dem Bild, das sich ihm im Hause des Tempelherrn bot, die Wahrheit herauszulesen. Und wie bitter diese Wahrheit war, erwies sich selbst an Kleinigkeiten. Die traute Familienatmosphäre von damals, als er hier einzog, hatte sich unversehens verflüchtigt.

Im Korridor begegnete er O-Shio. Noch im Dämmerlicht dieser frühen Abendstunde gewahrte er die Blässe in ihrem Gesicht und die Trauer in ihren Augen. Auch sie schaute ihn etwas verwundert an, und es schien, als ahne sie, wie verzagt er im Grunde seines Herzens war. Ihre Blicke trafen sich, ein jeder verbeugte sich stumm vor dem anderen und ging seines Weges.

Es war schon dunkel in seinem Zimmer. Trotzdem zündete er die Lampe nicht an. Lange hockte er noch im Finstern und grübelte vor sich hin.

6

»Ich hoffe, ich störe Sie nicht«, sagte die Hausherrin, als sie in sein Zimmer trat. Es mochten an die zwei Stunden seit seiner Rückkehr vergangen sein. Vor ihm auf dem Tisch lag das aus losen Seiten flüchtig zusammengeheftete Büchlein mit dem Lehrplan, in dem er auch täglich den einen oder anderen Gedanken festzuhalten pflegte. In sich versunken saß er da. Sein Schatten zeichnete sich in dem gelblichen Licht der Lampe, das sich im Dunkel des Abends fast verlor, an der rissigen Wand ab. Schwaden von Zigarettenrauch ließen das Zimmer wie in Nebel gehüllt erscheinen.

»Entschuldigen Sie, aber könnten Sie freundlicherweise einen Brief für mich schreiben?« bat die Hausherrin und holte, während sie auf seine Antwort wartete, Papier und Umschlag hervor. Er wunderte sich etwas, weil sie ihm so anders vorkam als sonst.

»Einen Brief?« fragte er, wie um sich zu vergewissern.

»Ja, an meine jüngere Schwester, die in Nagano in einen Tempel hineingeheiratet hat.« Sie zögerte einen Moment. »Eigentlich wollte ich es selber tun. Und ich hab's auch versucht. Aber ich kann nun mal keine Briefe schreiben. Er wurde länger und länger. Bloß was drinstehen sollte, stand immer noch nicht drin. Da hab ich gedacht, ich bitte am besten Sie, das kurz und bündig aufzuschreiben. – Ich weiß auch nicht, aber Frauen kommen in ihren Briefen einfach nicht zur Sache. Sie ahnen ja nicht, wieviel Seiten ich vertan habe. Nicht daß Sie glauben, Sie müßten sich viele Umstände damit machen. Es genügt, wenn Sie es so ausdrücken, daß meine Schwester daraus klug wird.«

»Also gut, was soll ich schreiben?« entgegnete Ushimatsu schlicht.

Ermutigt durch seine Antwort, sagte sie ihm, was in dem Brief stehen sollte.

»Schreiben Sie bitte, ich möchte mich mit ihr über etwas ganz Persönliches beraten – und sie soll gleich kommen, sowie sie den Brief erhalten hat. Dann schreiben Sie bitte, daß zwischen Kanizawa und Iiyama regelmäßig Boote verkehren. Wenn sie nicht mit dem Boot fahren will, muß sie sich eine Rikscha nehmen und nachher auf den Schlitten umsteigen. So, und zum Schluß schreiben Sie bitte, daß es mir diesmal wirklich reicht und ich an eine Trennung denke. Sie sind der einzige, den ich um diesen Gefallen bitten kann.« Ihre Augen schwammen in Tränen. »Sie kennen die Zusammenhänge nicht und finden das alles vielleicht sehr sonderbar, aber . . .«

»Nein, nein«, unterbrach Ushimatsu sie. »Ich habe schon einiges gehört – von Kazama.«

»Wirklich? Er hat Ihnen davon erzählt?« Die Hausherrin machte ein nachdenkliches Gesicht.

»Einzelheiten kenne ich allerdings nicht.«

»Ja, was soll ich Ihnen sagen. Das ist alles eine solche Unvernunft, daß ich mich selbst vor Ihnen scheue, darüber zu reden.« Sie stieß einen tiefen Seufzer aus. »In seinem Alter und dann wieder so eine Geschichte! Das ist schon richtig krankhaft. Meinen Sie nicht? Er ist sonst ein sanftmütiger und gutherziger

Mensch – wenn diese Krankheit nicht wäre, könnte man nichts gegen ihn sagen –, ja, und selbst jetzt noch glaube ich an ihn.«

7

»Warum nehme ich mir das bloß immer gleich so zu Herzen«, schluchzte die Hausherrin. »Da passiert so etwas, und ich weiß nicht mehr aus noch ein. Dabei ist das mit seiner Krankheit nicht zum erstenmal. Er hat früh seinen Vater verloren. Als er dessen Nachfolge antrat, war er noch nicht ganz sechzehn. Zwei Jahre später bin ich hier ins Haus gekommen, und kurz darauf mußte er nach Kyōto an unseren Haupttempel zum Studium. Er galt als sehr begabt und soll dort unter all den jungen Leuten aus dem ganzen Land immer zu den fünf Besten gehört haben. – Fünf Jahre war er weg, und die ganze Zeit über haben wir uns zu dritt um den Tempel gekümmert, seine Mutter, der Vater seines heutigen Gehilfen und ich. Damals hat das mit seiner Krankheit angefangen. Sein Mädchen war die älteste Tochter eines Gastwirts im Westteil von Kyōto. Als wir davon erfuhren, war auch unser alter Priestergehilfe sehr besorgt und ist sofort nach Kyōto gefahren. Was habe ich mir alles einfallen lassen müssen, damit die Mutter nicht verzweifelte und den Gemeindemitgliedern nichts zu Ohren kam. Wir haben dem Mädchen Geld gegeben und ihn schließlich dazu gebracht, daß er von ihr abließ. Das hätte ihm eigentlich eine Lehre sein müssen. Aber bei einer angeborenen Krankheit weiß man ja nie. Tatsächlich ist sie drei Jahre später wieder ausgebrochen. Er war zu der Zeit Lehrer an einer Schule unserer Sekte in Tōkyō.«

Die Hausherrin schien vergessen zu haben, daß sie nur einen Brief geschrieben haben wollte, aber vielleicht lag es in ihrer Natur, daß sie einfach jemanden brauchte, der ihr einmal zuhörte. So kam sie von einem zum anderen.

»Nach dem, was in Kyōto geschehen war, konnten wir ihn unmöglich wieder allein gehen lassen«, fuhr sie fort. »Die Schule zahlte ihm ein Gehalt, der alte Priestergehilfe übernahm es, sich während unserer Abwesenheit um alles zu kümmern, und weil auch seine Mutter Tōkyō sehen wollte, haben wir uns zu dritt in

einem Tempel in Takanawa eingemietet. Von dort hatte er es bis zur Schule nicht weit. Er brauchte nur die Nesselbaum-Straße hinunterzugehen. Nun wohnte in der Straße eine junge Witwe. Sie war recht gebildet und eine treue Anhängerin unserer Glaubensrichtung, und weil sie mehr darüber erfahren wollte, kam es denn dahin, daß er oft bei ihr einkehrte. Sie ist mir deutlich in Erinnerung geblieben. Ich hatte sie nämlich ein paarmal gesehen, wenn sie das Grab ihres verstorbenen Mannes besuchte. Sie war schlank und hatte schöne weiße Hände. Als wir eines Tages auf sie zu sprechen kamen, rümpfte er die Nase und sagte sehr abfällig: ›Die . . . na, die ist doch völlig verdreht.‹ Dabei hatte er zu der Zeit schon ein Verhältnis mit ihr. Stellen Sie sich das mal vor! Und es dauerte auch gar nicht lange, da war sie schwanger. Jetzt wurde er auf einmal doch sehr blaß. Auf den Knien lag er vor mir und hat mich um Verzeihung gebeten. Ich sagte Ihnen ja schon, im Grunde seines Herzens ist er ein ehrlicher und gütiger Mensch, und sobald ihm bewußt wird, daß er etwas Schlechtes getan hat, bereut er auch gleich und ist so zerknirscht, daß er einem leid tun kann. Als er mich nun anflehte, habe ich es nicht über mich gebracht, ihn im Stich zu lassen. Ich habe dem alten Priestergehilfen geschrieben und ihn gebeten, nach Tōkyō zu kommen. Wissen Sie, damals habe ich mir gesagt, wenn ich selber Kinder hätte, wäre er bestimmt viel vernünftiger. Deshalb hatte ich mir vorgenommen, das Kind dieser Frau als mein eigenes aufzuziehen. Doch dann habe ich mich auch wieder gefragt, was die Leute wohl von mir denken werden, wenn sie erfahren, daß er einer anderen Frau ein Kind gemacht hat, wo ich bei ihm bin. Am Ende habe ich mich so elend gefühlt, daß ich es für das beste hielt, mich von ihm zu trennen. Aber schwach, wie wir Frauen nun mal sind, vergeben und vergessen wir alles, sobald wir nur ein einziges freundliches Wort gesagt bekommen. Und so habe ich's mir wieder anders überlegt. Wie soll er denn ohne mich zurechtkommen? habe ich mich voller Mitleid gefragt. Die Frau hat dann sein Kind zur Welt gebracht. Es war allerdings eine Frühgeburt, und weil die Mutter es zu allem Übel auch nicht stillen konnte, ist es nach zwei Monaten gestorben. Wenn Sie wüßten, was ich durchgemacht habe, bis er von der Schule weggegangen ist und wir

wieder nach Iiyama zurückgekehrt sind! Genau zehn Jahre liegt das nun zurück. Damals ist er wirklich in sich gegangen. Er hat eifrig seine Predigten gehalten, dreimal im Monat, hat die Gemeindemitglieder aufgesucht, wenn in ihren Familien ein Todestag zu begehen war, um die Messe zu lesen, und hat sich das selbst dann nicht nehmen lassen, wenn die Familie so weit draußen wohnte, daß er bei ihr übernachten mußte. Ja, und die Gemeindemitglieder dankten es ihm und sorgten im Herbst des vierten Jahres nach unserer Rückkehr aus Tōkyō dafür, daß das Dach der großen Halle wieder wunderschön hergerichtet wurde. Wäre es doch bloß so geblieben! Aber nein, kaum hat er es ein bißchen zu Ansehen gebracht, paßt ihm das nicht mehr. Er findet alles langweilig, und schon bricht die alte Krankheit wieder aus. Es ist schrecklich mit den Männern! Selbst einer mit so viel Verstand wie er weiß nicht mehr, was er tut, sobald ihn die Krankheit gepackt hat. Überlegen Sie mal, Herr Segawa, fünfzig ist er nun schon. Fünfzig Jahre, und dann noch solche Sachen! Ist das nicht schlimm? Sicher, unter den Priestern hier in unserer Gegend gibt es heute kaum noch einen, der nicht dauernd hinter den Frauen her ist. Nicht daß ich das gutheiße, doch was anderes ist es schon, ob sich einer mit einem Teehausmädchen abgibt oder sich eine Geliebte hält. Aber sich an die eigene Ziehtochter heranzumachen – nein, ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll! Wie man es auch dreht und wendet, das habe ich ihm nun wirklich nicht zugetraut. Ich kann mir nicht helfen, aber ich glaube, er ist im Kopf nicht mehr ganz richtig. O-Shio hat mir natürlich alles erzählt. ›Mach dir keine Sorgen‹, hat sie gesagt, ›wie's auch kommen mag, ich lasse mich auf nichts ein.‹ Sie ist ja gerade in der Hinsicht ein sehr ordentliches Mädchen, und ich habe volles Vertrauen zu ihr. ›O-Shio, laß den Mut nicht sinken‹, habe ich gesagt. ›Er ist ja nicht schwer von Begriff, und wenn er merkt, daß wir beide zusammenhalten, besinnt er sich bestimmt. Ob er wieder zu sich findet oder nicht, hängt ganz von uns ab.‹ Und dann haben wir lange zusammen geweint. Er ist ja kein schlechter Mensch, aber damit er endlich aufwacht – nur deshalb habe ich mich entschlossen, ihn zu verlassen.«

8

Nachdem sich Ushimatsu das lange Klagelied der Frau angehört hatte, schrieb er für sie den Brief an ihre Schwester, während sie mit tonloser Stimme immer wieder Amida Buddha anrief, weil sie doch offenbar sehr besorgt in die Zukunft blickte.

»Gute Nacht«, sagte sie und ging.

Kaum war sie aus dem Zimmer, streckte sich Ushimatsu neben dem Tisch auf den Fußmatten aus und dachte bald über dieses, bald über jenes nach. Doch es dauerte nicht lange, und er war fest eingeschlafen. Das passierte ihm in letzter Zeit häufiger. Er brauchte sich nur langzumachen, schon lag er wie ein Toter da. Es war, als mangelte es ihm ständig an Schlaf. Doch nicht nur das. Sobald er wie aus tiefsten Tiefen wieder auftauchte, hatte er einen schrecklich schweren Kopf – auch an diesem Abend. Benommen lag er eine Weile da. Als er endlich wieder zu sich kam, war es schon spät. Draußen schneite es, und bis auf das dumpfe Geräusch, mit dem gelegentlich herabstürzende Schneeklumpen über die Fenster glitten, herrschte ringsum lautlose Stille. Um diese Stunde entrückten nächtlichen Schweigens wachte außer ihm wohl niemand mehr im Haus. Unten schienen alle schon längst zu schlafen. Plötzlich aber drang ganz leise das erstickte Schluchzen einer jugendlichen Stimme an sein Ohr. Woher es kam, war schwer auszumachen. Doch wenn ihn nicht alles täuschte, bemühte sich irgend jemand unten im dunklen Korridor nahe der Treppe, sein Weinen zu unterdrücken. Ushimatsu lauschte angespannt und hörte nun, wie sich eine Korridortür auf der Nordseite öffnete. Jemand schien einen Blick nach draußen zu werfen. – O-Shio! Das ist das Schluchzen O-Shios! Bestürzt sprang er auf und begann im Zimmer hin und her zu gehen, vernahm aber kein Schluchzen mehr. Er stellte sich auf die Zehenspitzen und legte sein Ohr an die Wand. Vielleicht habe ich alles nur geträumt? fragte er sich schließlich. Wieweit konnte er seinen eigenen Sinnen noch trauen? Wirklichkeit oder Einbildung – er vermochte sich weder für das eine noch für das andere zu entscheiden. Mit verschränkten Armen starrte er eine Weile entgeistert in die langsam versiegende Flamme der Öllampe. Die

Nacht schritt voran. Ushimatsu war am Ende seiner Nervenkraft und innerlich so sehr erschöpft, daß ihm nicht einmal mehr richtig bewußt wurde, was er tat, während er sein Bettzeug aus dem Wandschrank hervorholte. Eine entsetzliche Müdigkeit überfiel ihn. Er konnte sich kaum noch auf den Beinen halten, als er sich entkleidete, und versank auch sofort wieder in einen Schlaf, der eher einer Ohnmacht gleichkam.

18. KAPITEL

1

Der alljährliche große Schneeinbruch war da. Häuser und Straßen lagen unter dem Weiß begraben. In der letzten Nacht war über ein Meter Schnee gefallen und hatte dem Städtchen plötzlich das dieser nördlichen Gegend eigene winterliche Aussehen gegeben.

Weil niemand mehr wußte, wohin mit dem Schnee, wurde er mitten in den Straßen zu Bergen aufgehäuft, die man sauber auf beiden Seiten abstach und festklopfte, so daß sie, aus einiger Entfernung betrachtet, wie lange weiße Mauern aussahen. Sie wuchsen Schicht um Schicht und erreichten bald die Höhe der Traufen. Nur die Dächer der Häuser ragten darüber hinaus. Iiyama bot das Bild einer aus dem Schnee gegrabenen Stadt.

Als sich Takayanagi Risaburō und einer der Ratsherren auf der Hauptstraße des Städtchens trafen, waren überall Männer und Frauen mit Schaufeln eifrig dabei, gegen den Schnee anzukämpfen. »Es hat mächtig geschneit!« Das war die stehende Redewendung, mit der man sich hier um diese Jahreszeit begrüßte. Takayanagi wollte nach diesem kurzen Gruß schon weitergehen, doch der andere hielt ihn mit der Frage zurück:

»Haben Sie übrigens schon von der Sache mit diesem Segawa gehört?«

»Nein«, sagte Takayanagi mit Nachdruck. »Um was handelt es sich denn?«

»Es heißt, er soll einer von den Unreinen sein.«

»Einer von den Unreinen?« Takayanagi tat sehr erschrocken.

»Unglaublich, nicht wahr«, sagte der andere und verzog das Gesicht. »Die Geschichte geht, ohne daß man eigentlich weiß, wer sie aufgebracht hat, von Mund zu Mund. Aus der Luft gegriffen scheint sie allerdings nicht zu sein, denn es gibt jemanden, der Beweise dafür haben will.«

»Und wer ist dieser Jemand?«

»Lassen wir das lieber. Er möchte nämlich nicht, daß sein Name genannt wird, weil er sonst in Schwierigkeiten kommen könnte, wie er meint.« Der Ratsherr setzte eine Miene auf, als hätte er damit schon zuviel verraten. »Nur weil Sie es sind, habe ich davon gesprochen. Aber Sie behalten es unbedingt für sich, nicht wahr?« sagte er, als wollte er sich der Verschwiegenheit des anderen versichern.

Takayanagi kräuselte die Lippen und lächelte vielsagend.

Der Ratsherr blickte dem davoneilenden Takayanagi einen Moment nach und setzte dann seinen in die andere Richtung führenden Weg fort, lief aber nach kaum hundert Metern erneut einem Bekannten in die Arme. Schwatzhaft, wie er war, reizte ihn gerade das zum Ausplaudern, was man ihm als Geheimnis anvertraut hatte.

»Stell dir vor, dieser Segawa soll einer von denen sein«, sagte er zu dem jungen Mann und spreizte dabei vier Finger seiner ausgestreckten Hand. Doch der begriff nicht, was er damit meinte. »Weißt du etwa nicht, was das bedeutet?« wunderte sich der Ratsherr, bewegte die vier Finger und lachte.

»Nein, tut mir leid«, antwortete der junge Mann und blickte etwas mißtrauisch drein.

»Du bist aber ziemlich schwer von Begriff. Hast du noch nie davon gehört, daß man die Unreinen auch ›Vierfüßler‹ nennt?« Er stieß ein wieherndes Gelächter aus. »Aber noch ist das ein Geheimnis. Also red nicht darüber!« ermahnte er den jungen Mann und ging davon.

Im selben Moment kam der Praktikant auf seinem Weg in die Schule daher. Der junge Mann rannte auf ihn zu. Nach der üblichen Begrüßung mit dem Hinweis auf den vielen Schnee begannen sie über Ushimatsu zu reden.

»Eigentlich ist es streng geheim, aber dir kann ich's ja sagen«, flüsterte der junge Mann. »Dieser Segawa bei euch an der Schule soll ein Unreiner sein.«

»Das hab ich auch schon gehört. Bloß so recht glauben kann ich's noch nicht«, antwortete der Praktikant und sah den anderen an. »Allerdings scheint doch was Wahres dran zu sein.«

»Ich hab eben jemand getroffen. Der hat mir vier Finger seiner Hand gezeigt und gesagt, der Segawa ist so einer. Was soll denn das bedeuten, hab ich gedacht, und mir dann sagen lassen, daß es ›Vierfüßler‹ heißt.«

»›Vierfüßler‹? Ein anderer Name für die Eta, die Unreinen?«

»Ja, von allein bin ich auch nicht drauf gekommen.«

»Huh, wie scheußlich! ›Vierfüßler‹!«

»Da kann man bloß staunen, wie schlau manche Leute sind. Denn dazu gehört ja einiges, wenn einer es schafft, das bis heute zu verbergen. Aber daß ihr so einen bei euch an der Schule behaltet – findest du das nicht unerhört?«

»Pst!« zischte ihm der Praktikant zu. Er hatte sich nämlich kurz umgeschaut und Ushimatsu kommen sehen, der, tief in seinen Mantel gehüllt, wie ein Traumwandler durch den Schnee stapfte. Ganz offensichtlich schien ihn etwas sehr zu beschäftigen. Er blieb einen Augenblick stehen, starrte die beiden an und eilte dann weiter in Richtung Schule.

2

Wegen des Schnees waren erst wenige Kinder in der Schule. Die Zeit verstrich, ohne daß der Unterricht beginnen konnte. Die Lehrer genossen einzeln oder in Gruppen die ihnen vom Himmel bescherten Freistunden. Die einen blätterten in den Zeitungen, andere hockten im Zimmer des Schuldieners, und wieder andere standen im Musikraum um das Harmonium herum. Ein paar saßen am großen Feuerbecken in der einen Ecke des Lehrerzimmers. Zu ihnen gesellte sich auch der Praktikant, und es dauerte gar nicht lange, bis die Rede wie zufällig auf Ushimatsu kam. Und weil ab und an helles Gelächter in ihrem Kreis aufflackerte, trat noch der eine oder andere aus reiner Neugier hinzu. Vervollstän-

digt wurde die Runde schließlich durch Ginnosuke und Bumpei.

»Tsuchiya, du kommst uns gerade recht«, sagte der Praktikant und blickte zu Ginnosuke hinüber. »Wir reden nämlich über Segawa und sind in zwei Parteien gespalten. Du bist doch schon lange mit ihm befreundet. Vielleicht verrätst du uns mal deine Meinung.«

»Was heißt in zwei Parteien?« fragte Ginnosuke aufgebracht.

»Na, ganz einfach. Die einen sagen, das stimmt, was in letzter Zeit über Segawa geredet wird, und die anderen sagen, das ist alles Quatsch.«

»Moment mal!« warf ein Lehrer mit schütterem Bart – er unterrichtete in der vierten Klasse – in sehr besonnenem Ton ein. »Das ist nicht ganz richtig, wenn du von zwei Parteien sprichst, denn einige von uns haben sich bisher weder für die eine noch für die andere Seite entschieden.«

»Und wenn ihr meine Meinung hören wollt«, ließ sich der Turnlehrer mit Nachdruck vernehmen, »dann steht für mich fest, daß das ganze Gerede blödsinnig ist.«

»So, Tsuchiya, jetzt weißt du Bescheid«, sagte der Praktikant und blickte in die Runde der um das Feuerbecken Versammelten. »Warum das Gerede überhaupt aufgekommen ist, da gibt's ja nun auch wieder verschiedene Ansichten, aber im Grunde genommen haben alle Zweifel damit angefangen, daß sich Segawa mehr als eigenartig verhält. Überleg doch mal! Wenn es heißt, bei uns an der Schule gibt es einen von diesen ›Neubürgern‹, hältst du es da nicht für selbstverständlich, daß das jeden von uns aufregt? Dich doch wohl auch, nehme ich an. Allein daß die Leute davon reden, ist schon eine Beleidigung für unseren Beruf. Und wenn Segawa ein reines Gewissen hätte, warum empört er sich nicht genauso wie wir? Er müßte doch was dazu sagen. Aber nein, er hüllt sich in Schweigen. Was bleibt einem da anderes übrig, als anzunehmen, daß er etwas zu verbergen hat. Jedenfalls meinen das einige. Doch da gibt's jemanden...« Hier unterbrach er sich, dachte einen Augenblick nach und sagte dann: »Ach, lassen wir das!«

»So geht das ja nicht. Erst anfangen und dann mittendrin aufhören«, warf ein Lehrer ein, der die Erstkläßler unterrichtete.

»Nun red schon!« sagte Bumpei in leicht spöttischem Ton. Er stand hinter dem Praktikanten und paffte eine Zigarette.

»Jetzt hört mir mal gut zu!« fuhr Ginnosuke dazwischen, und es blitzte in seinen Augen. »Ich bin mit Segawa seit unseren Tagen am Lehrerseminar befreundet und kenn ihn ganz genau. Zu behaupten, er wäre ein ›Neubürger‹, ist doch allerhand. Ich weiß zwar nicht, wer das aufgebracht hat, aber wenn dieses Gerücht wirklich umgehen sollte, bin ich derjenige, der Segawa bis zum letzten verteidigt. Ich hoffe«, sagte er, an den Praktikanten gewandt, »du bist dir darüber im klaren, daß das eine verdammt ernste Angelegenheit ist – und nicht irgend so ein Geplauder bei einem Becher Tee.«

»Natürlich«, antwortete der Praktikant. »Gerade deshalb zerbrechen wir uns ja auch den Kopf. Übrigens hat jemand gesagt, wenn man Segawa auf die Unreinen hin anspricht, versucht er sofort abzulenken. Und nicht nur das. Obendrein erbleicht er auf der Stelle. Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, aber das spricht doch alles dafür, daß es ihn verwirrt und völlig verstört macht. Findest du das etwa nicht seltsam? Hätte er wenigstens einmal in unserem Kreis gesagt: Puh, diese Unreinen, was soll man lange über die reden! oder so etwas, dann würde keiner auch nur den geringsten Argwohn hegen.«

»Gut, dann beantworte mir aber als erstes die Frage, ob Segawa Ushimatsu irgend etwas an sich hat, woraus man schließen könnte, daß er einer von den ›Neubürgern‹ ist.«

»Na ja. Tatsache ist nun mal, daß er in letzter Zeit immer mächtig bedrückt aussieht«, meinte der Lehrer der Vierten und strich sich dabei seinen spärlichen Kinnbart.

»Er sieht bedrückt aus?« fuhr ihn Ginnosuke ärgerlich an. »Es stimmt, daß er von seinem Charakter her zur Schwermut neigt. Aber du willst doch nicht etwa damit sagen, daß er allein deswegen ein ›Neubürger‹ sein muß. Bedrückt blicken viele drein.«

»Heißt es nicht, daß die Unreinen ganz eigenartig riechen? Vielleicht beschnüffelt ihn mal einer«, warf der Lehrer der ersten Klasse lachend ein, als wollte er die anderen zum Narren halten.

»Feine Einfälle hast du«, gab Ginnosuke ebenfalls lachend zu-

rück. »Ich bin schon einer Menge von ›Neubürgern‹ begegnet. Sie haben eine andere Hautfarbe als gewöhnliche Menschen. Ein ›Neubürger‹ ist also schon rein äußerlich zu erkennen. Und weil sie als Ausgestoßene am Rande der Gesellschaft leben, sind sie zudem ihrem ganzen Wesen nach furchtbar querköpfig und mißtrauisch. Ein aufrechter junger Mann wie Segawa aus ihren Kreisen, nein, undenkbar! Und wie sollte einer von denen nach Bildung streben? So gesehen, dürfte wohl alles klar sein, was Segawa betrifft.«

»Dann erklär uns mal, wieso es diesen Inoko Rentarō gibt«, sagte Bumpei mit einem spöttischen Unterton.

»Was? Inoko Rentarō?« Ginnosuke geriet ins Stottern. »Der ... der ist eine Ausnahme.«

»Und warum könnte Segawa nicht auch eine Ausnahme sein?« Der Praktikant lachte schallend und klatschte sich vor Vergnügen in die Hände. Die anderen stimmten in sein Lachen ein.

Genau in dem Moment öffnete sich die Tür, und herein kam Ushimatsu. Sofort verstummte die ganze Runde, und alle Blicke richteten sich auf ihn.

»Was ist denn, Segawa? Ich denk, du bist krank...«, sagte Bumpei offenbar nicht ohne Hintergedanken. Jedenfalls war die Ironie nicht zu überhören.

Der Praktikant und der neben ihm sitzende Lehrer der ersten Klasse sahen sich mit einem vielsagenden Lächeln an.

»Es geht schon wieder«, entgegnete Ushimatsu gelassen.

»Eine Erkältung?« fragte der Lehrer der Vierten ohne Arg.

»Ja, wahrscheinlich – aber eigentlich nicht der Rede wert«, antwortete Ushimatsu und wechselte den Ton. »Leider sind heute bloß ein paar Schüler da. Aus der Abschiedsfeier für Tsuchiya wird wohl nichts werden. Was meinst du, Katsuno? Die paar, die gekommen sind, ziehen lange Gesichter, weil sie sich extra darauf vorbereitet hatten.«

»Bei dem Schnee, da kann man nichts machen. Wir müssen die Abschiedsfeier eben verschieben.«

Gerade als Bumpei das mit einem Lächeln sagte, trat der Schuldiener ins Lehrerzimmer. Ginnosuke war mit seinen Gedanken so sehr bei Ushimatsu, daß er offenbar gar nicht mitbekam, was der

Schuldiener auszurichten hatte, woraufhin ihm der Turnlehrer leicht auf die Schulter kopfte und zu ihm sagte:

»Du, Tsuchiya, der Direktor will dich sprechen.«

»Mich?« fragte Ginnosuke erstaunt. Ihm war die Mitteilung tatsächlich völlig entgangen.

3

Der Direktor hatte den Kreisschulinspektor zu Gast. Als Ginnosuke die Tür zum Besucherzimmer öffnete, saßen sich die beiden gegenüber und waren allem Anschein nach in ein sehr vertrauliches Gespräch vertieft.

»Ah, da sind Sie ja, Tsuchiya«, sagte der Direktor, erhob sich und bot Ginnosuke einen Stuhl an. »Seit einigen Tagen geht so ein Gerücht um. Deshalb habe ich Sie zu mir gebeten. Ich darf wohl annehmen, daß auch Sie schon davon gehört haben. Was die Leute da in der Stadt reden, können wir nicht einfach mit Schweigen übergehen. Denn wer weiß, was daraus wird, wenn das immer größere Kreise zieht. Darüber ist auch der Herr Inspektor sehr besorgt und hat sich aus dem Grunde trotz dieses Schnees hierherbemüht. Sie kennen Segawa seit der Seminarzeit und sollen auch sonst sehr engen Umgang mit ihm haben. Und da dachte ich, daß Sie uns sicher am besten darüber Auskunft geben können, was es mit alldem auf sich hat.«

»Das kann ich leider nicht«, entgegnete Ginnosuke mit einem Lächeln. »Sollen die Leute doch reden! Wo kämen wir denn hin, wenn wir uns gleich von jedem Gerücht beeindrucken ließen.«

»Na ja, ganz so ist das nicht«, sagte der Direktor, sah den Kreisschulinspektor kurz an und heftete dann seinen Blick auf Ginnosuke. »Sie sind noch jung und glauben es sich leisten zu können, derart wenig Wert auf das zu legen, was draußen vor sich geht. Aber lassen Sie sich's gesagt sein, so lächerlich manches auch erscheinen mag, über die öffentliche Meinung kann man sich nicht einfach hinwegsetzen.«

»Heißt das, wir müssen uns selbst mit dem, was weder Hand noch Fuß hat, beschäftigen, nur weil ein paar Leute in der Stadt darüber reden?«

»Das ist eben das Schlimme mit euch jungen Leuten, daß ihr genau das nicht einsehen wollt. Ich glaube natürlich auch nicht daran. Aber ohne Feuer kein Rauch, sagt das Sprichwort. Also muß solch ein Verdacht seine Gründe haben. Meinen Sie nicht?«

»Ich wüßte keine.«

»Ja, wenn Sie das sagen. Ich dachte nur, Ihnen würde das eine oder andere dazu einfallen.« Mit gedämpfter Stimme fuhr er fort: »In letzter Zeit macht er immer so ein grüblerisches Gesicht. Irgend etwas scheint ihn sehr zu bedrücken. Früher ist er auch oft zu mir nach Hause gekommen, aber seit einiger Zeit läßt er sich nicht mehr blicken. Wenn er mit uns allen zusammen plaudern und lachen würde, wüßten wir viel besser umeinander Bescheid, doch was macht er? Er brütet bloß noch allein vor sich hin. Ja, und wenn man das so sieht, dann muß man sich unwillkürlich fragen, ob nicht doch irgendeine dunkle Geschichte dahintersteckt.«

Mit einem entschiedenen »Nein« fiel Ginnosuke dem Direktor ins Wort.

»Das hat ganz andere Gründe.«

»Was heißt das? Andere Gründe?«

»Er spricht nicht gleich über alles und jedes. Das ist nun mal nicht seine Art.«

»Und woher wollen Sie die Gründe kennen, wenn er nicht darüber gesprochen hat?«

»Manchmal sind Taten beredter als Worte. Ich bin lange genug mit ihm befreundet, um einigermaßen über ihn Bescheid zu wissen. Mir braucht er nichts zu erzählen. Wenn ich mir einiges von dem angucke, was er so tut, verstehe ich vollkommen, warum er dauernd vor sich hin grübelt und so bedrückt aussieht.«

Der letzte Satz Ginnosukes hatte den Direktor wie den Kreisschulinspektor sehr gespannt gemacht. Während sie an ihren Zigaretten sogen, warteten sie schweigend auf das, was Ginnosuke ihnen nun eröffnen würde.

Daß Ushimatsu derart bekümmert dreinblicke, habe, so sagte Ginnosuke, auch nicht das geringste mit dem in der Stadt umgehenden Gerücht zu tun, sondern vielmehr mit einem Schmerz in

seinem Herzen, den wohl jeder junge Mensch mal früher, mal später durchleide. Und daß die Ursache dafür Kazamas Tochter sei, könne er, Ginnosuke, mit ziemlicher Sicherheit behaupten. Aber weil Ushimatsu seinem ganzen Wesen nach eher zum Schweigen neige, habe er nicht nur zu ihm, seinem Freund, bisher mit keinem Wort davon gesprochen, sondern vermutlich auch nicht einmal zu dem Mädchen. Statt dessen aber habe er so manches für ihre Eltern, vor allem für Kazama und Shōgo, getan und anscheinend darin seinen Trost gefunden. Er trage nun mal nicht sein Herz auf der Zunge und behalte seinen Kummer lieber für sich. Allerdings sei er, Ginnosuke, mehr durch einen Zufall, was er ja gern zugeben wolle, hinter Ushimatsus Geheimnis gekommen, und zwar erst kürzlich.

»Plötzlich war mir alles klar«, sagte Ginnosuke und schlug sich mit der Hand an die Stirn. »Vorher habe auch ich mich ganz schön gewundert, weil ich mir vieles nicht zusammenreimen konnte.«

»Ja, vielleicht haben Sie recht«, sagte der Direktor und suchte den Blick des Kreisschulinspektors.

4

Als Ginnosuke kurz darauf das Empfangszimmer des Direktors verließ und wieder ins Lehrerzimmer hinüberging, sah er, wie sich Ushimatsu und Bumpei, umringt von einigen Kollegen, neben dem großen Feuerbecken ein heftiges Wortgefecht lieferten. Die anderen schwiegen zwar alle, waren aber trotzdem ganz bei der Sache und lauschten gespannt, ob sie nun mit verschränkten Armen dastanden, im Zimmer herumliefen oder, das Kinn in die Hände gestützt, an den Tischen hockten. Manche starrten mit lauerndem Blick zu Ushimatsu hinüber, als erhofften sie sich eine Bestätigung ihres Verdachts, manche schauten mit Gesichtern drein, als schwankten sie zwischen Glauben und Zweifel. Der Ton, den die beiden angeschlagen hatten, verriet Ginnosuke sogleich, wie erregt sie waren.

»Um was wird denn gestritten?« fragte Ginnosuke lachend.

Ein wenig verborgen hinter dem Rücken der anderen, hatte der Praktikant gerade begonnen, Ushimatsu und Bumpei mit flüchti-

gen Strichen auf einem Blatt seines vor ihm liegenden Notizbuches zu porträtieren. Er wandte sich zu Ginnosuke um und sagte:

»Im Augenblick um diesen Inoko. Und es geht dabei ganz schön hoch her.« Dann beleckte er kurz die Bleistiftspitze und zeichnete lächelnd weiter.

»Es geht überhaupt nicht hoch her«, gab Bumpei zurück. »Ich habe Segawa nur gefragt, wieso er darauf gekommen ist, sich ausgerechnet mit den Schriften von Inoko Rentarō zu befassen.«

»Und mir ist nicht klar, worauf Katsuno mit seiner Frage hinaus will«, sagte Ushimatsu mit funkelnden Blicken.

»Du kannst mir doch nichts erzählen! Es muß doch irgendwelche Gründe dafür geben«, erwiderte Bumpei mit unüberhörbarer Ironie.

»Gründe? Wieso?« Ushimatsu zuckte mit den Schultern.

»Na gut. Dann will ich's mal mit einem Beispiel versuchen, um dir klarzumachen, was ich meine«, begann Bumpei und wurde ernst. »Angenommen, da ist ein Mann, und dieser Mann verliert den Verstand. Wenn nun eine ganz normale Person auf diesen Geistesgestörten stößt, wird sich bei ihr kein allzu tiefes Mitgefühl einstellen, weil sie die Krankheit des anderen nicht sonderlich grämt.«

»Das klingt ja schon ganz interessant«, warf Ginnosuke ein und musterte abwechselnd Bumpei und Ushimatsu.

»Nun trifft aber jemand, der selber schrecklich leidet und mit sich uneins ist, auf besagten Geistesgestörten. So, und sofort wird ihm dieses Häufchen Elend, die aus lauter Verzweiflung bis auf die Knochen abgemagerte Gestalt, das von Todesgedanken umwölkte Gesicht auffallen, und er wird vor Mitleid fast vergehen, weil er dieselben Qualen empfindet wie der Geistesgestörte. Und darum geht es, Segawa! Warum grübelst du andauernd vor dich hin und blickst wie gebannt auf den Kummer, den Inoko mit sich herumschleppt? Doch wohl deshalb, weil dich ebenfalls irgend etwas sehr bedrückt.«

»Das ist völlig richtig«, nahm Ginnosuke das Wort. »Sonst würde man nämlich überhaupt nicht verstehen, was Inoko

schreibt. Das habe ich Segawa schon immer gesagt. Bloß weiß ich ganz genau, daß er nicht darüber reden kann.«

»Ja, bitte schön, und warum nicht?« fragte Bumpei mit einem triumphierenden Blick.

»Weil das nicht seinem Temperament entspricht«, antwortete Ginnosuke und dachte einen Augenblick nach. »Segawa war schon immer so. Ich bin da viel offenherziger und kann nie was für mich behalten. Wenn er nicht redet, sollte keiner glauben, daß er was verbergen will. Ihm ist es von der Natur einfach nicht gegeben zu reden.« Ginnosuke lachte. »Es tut mir leid. Aber was soll man machen? Er ist nun mal geboren, um zu leiden.«

Die Zuhörer brachen in ein an sich völlig unbegründetes Gelächter aus. Der Praktikant ließ eine Weile seinen Bleistift ruhen und blickte in die Runde. Der Lehrer der Erstkläßler, der die Bemerkung über den angeblich sonderbaren Geruch der Unreinen gemacht hatte, ging um Ushimatsu herum, kniff die Augen zu und tat so, als beschnüffelte er ihn heimlich.

»Offen gestanden«, sagte Bumpei, während er die Asche von seiner Zigarette abstreifte, »ich habe mir von jemandem Inokos Schriften geborgt und sie auch gelesen. Was ist das überhaupt für einer?«

»Was das für einer ist?« fragte Ginnosuke in einem scherzhaften Ton zurück.

»Na ja, er ist weder Philosoph noch Pädagoge oder Priester, und als einen Schriftsteller kann man ihn auch nicht ansehen, wenn man's genau nimmt.«

»Er ist einer der neuen Denker«, antwortete Ginnosuke.

»Ein Denker? Puh, für mich ist er ein Phantast, ein Träumer«, spottete Bumpei. »Er ist so was wie ein Verrückter.«

Das hörte sich irgendwie komisch an. Jedenfalls brach die ganze Schar der Zuhörer erneut in schallendes Gelächter aus, in das diesmal auch Ginnosuke mit einstimmte. Ushimatsu hingegen stieg in dem Augenblick vor lauter Empörung das Blut zu Kopf, und sein bis dahin bleiches Gesicht begann zu glühen. Selbst seine Ohren liefen rot an.

»Das hast du gut gesagt, Katsuno«, ließ sich Ushimatsu vernehmen. »Es stimmt genau. Inoko ist so was wie ein Verrückter. Heutzutage, wo jeder sich nur selbst beweihräuchert, um in der Öffentlichkeit zu gefallen, und den Leuten weismachen will, daß das die Geschichte seines Lebens sein soll, ja, wer da so etwas wie die ›Bekenntnisse‹ schreibt, bei denen es einem kalt über den Rücken läuft, der muß doch verrückt sein. Meinst du nicht? Es ist diese Gesellschaft, die ihm seinen Beruf geraubt hat, die ihn so tief ins Elend gestürzt hat, daß er krank wurde. Und wie verhält er sich? Er sehnt sich nach derselben Gesellschaft, nach unserer Gesellschaft, verfaßt Bücher und hält Reden voll flammender Leidenschaft, schreibt sich die Finger wund, redet sich die Kehle heiser! – Kann es einen größeren Idioten geben?« Ushimatsu stieß ein bitteres Lachen aus. »Sein Leben ist das eines aufrechten Bekenners. Was macht es ihm schon, wenn man ihn als Phantasten und Träumer belächelt! ›Stark ist nur, wer nicht in weibisches Klagen verfällt, was immer ihm an Bitternis und Traurigem widerfährt‹, so schreibt er. ›Mögen dich die Leute noch so sehr anstarren, laß sie, schweig still und stirb mannhaft wie ein Wolf!‹ So lautet sein Prinzip. Das dürfte dann wohl reichen, um zu beweisen, daß er so etwas wie ein Verrückter ist.« Und wieder lachte Ushimatsu bitter.

»Reg dich nicht gleich so auf«, versuchte Ginnosuke ihn zu besänftigen.

»Ich reg mich gar nicht auf«, antwortete Ushimatsu.

»Du kannst erzählen, was du willst«, meinte Bumpei grinsend, »dein Inoko Rentarō ist doch bloß ein Eta, einer von den Unreinen.«

»Was willst du damit sagen?« fuhr Ushimatsu ihn an.

»Nichts anderes, als daß dieser minderwertige Menschenschlag ja wohl kaum etwas hervorbringt, über das es sich zu reden lohnt.«

»Minderwertiger Menschenschlag?«

»Wer von so niederer Gesinnung ist und andauernd nur derart schrecklich verdrehte Dinge von sich gibt, ja, wenn der nicht

minderwertig ist, wer dann! Sein größter Fehler war, daß er es überhaupt gewagt hat, sich mit seinen Ideen ungebeten und stümperhaft in die Gesellschaft einzumischen. Er hätte da bleiben sollen, wo er hingehört, nämlich in eine Siedlung der Unreinen, um dort von mir aus den Abdecker zu machen.«

»Haha! Das heißt also, der Herr Katsuno ist ein gebildeter, erhabener Mensch und Inoko ein kulturloser Barbar. Haha! Bis zu diesem Augenblick hab ich geglaubt, daß ihr beide zuerst und vor allem gleichermaßen Menschen seid.«

»Nun ist aber Schluß!« schimpfte Ginnosuke. »Was soll denn diese Streiterei! Das ist doch Unsinn!«

»Nein, das ist kein Unsinn«, widersprach ihm Ushimatsu. »Mir ist es jedenfalls ernst damit. Katsuno meint, Inoko sei ein kulturloser Barbar. Recht hat er. Der Irrtum liegt bei mir. Jawohl, es wäre für Inoko besser gewesen, in seiner Siedlung zu bleiben und Tiere abzuhäuten. Hätte er sich schön ruhig verhalten, dann würde er jetzt auch nicht an seiner Krankheit leiden. Aber nein, ungeachtet seiner körperlichen Verfassung kämpft er unentwegt, ohne sich auch nur die geringste Ruhe zu gönnen. So einer muß doch verrückt sein. Die gebildeten, erhabenen Menschen hingegen gehen folgsam der Erziehungsarbeit nach, damit ihnen eines Tages ein goldener Orden an die Brust geheftet wird. Leute wie Inoko aber dürfen nicht mal davon träumen, denn sie sind ja Barbaren, Angehörige eines minderwertigen Menschenschlages. Sie wissen von Anfang an, daß sie wie Tautropfen am Feldrain vergehen werden. Sie ziehen in die Schlacht des Lebens nur mit der Aussicht zu sterben ... Ist das nicht traurig?«

Ushimatsu riß den Mund auf, bleckte die Zähne und stieß, am ganzen Körper zitternd, ein heiseres Lachen aus. Alles, was sich in seiner Seele angestaut hatte, drängte nach außen. Seine Stirn glänzte, seine Wangen bebten und überzogen sich vor Zorn und Schmerz mit einer tiefen Röte. Aber gerade das gab seinem sonst immer so zergrübelten Gesicht etwas Männliches. Verwundert schaute Ginnosuke den Freund an und vermeinte nach langer Zeit zum erstenmal wieder etwas von der jugendlichen Kraft und Lebendigkeit Ushimatsus zu spüren.

Da der andere schwieg, ließ es auch Ushimatsu bei seinen letz-

ten Worten bewenden. Es war Bumpei allerdings anzusehen, daß es ihm noch eine ganze Weile sehr schwerfiel, sich zu beherrschen. Er hatte Ushimatsu unbarmherzig beschimpfen wollen, mußte sich nun aber eingestehen, am Ende doch den kürzeren gezogen zu haben. Um so verächtlicher und haßerfüllter waren die Blicke, die er Ushimatsu zuwarf. Was bildet der sich ein, dieser Eta, dieser dreckige Kerl! schienen seine zornblitzenden Augen zu sagen. Nach einiger Zeit zog er den Lehrer der ersten Klasse mit sich fort ans Fenster. »Hast du nicht auch den Eindruck, daß Segawa sich jetzt verraten hat?« flüsterte er ihm zu.

Der Praktikant war gerade mit seiner Bleistiftzeichnung fertig geworden, und alle versammelten sich um ihn.

19. KAPITEL

1

Selbst in der Schule war davon die Rede, daß Rechtsanwalt Ichimura zusammen mit Inoko trotz des tiefen Schnees nach Iiyama gekommen sei und daß das die Parteigänger Takayanagis mächtig erschreckt und sofort zu Gegenmaßnahmen veranlaßt habe. Wahlberechtigte würden aufgesucht, persönliche Schreiben verteilt und heimliche Aufforderungen erlassen. Zudem wollte man wissen, daß auch schon ein Trupp politischer Rowdys seinen Einzug gehalten habe, um Takayanagis Kampagne zu unterstützen. Der Wahlkampf warf seine Schatten voraus.

Ushimatsu und Ginnosuke mußten an diesem Tag in der Schule bleiben, denn sie hatten Nachtwache. Ginnosuke war jedoch wegen einer unaufschiebbaren Angelegenheit in die Stadt gegangen und noch immer nicht zurück, obwohl es bereits dunkelte. Dienstbuch und Schlüssel hatte Ushimatsu an sich genommen. Voller innerer Unruhe streckte er sich, wenn es nichts zu tun gab, auf den Fußbodenmatten im Wachraum aus und grübelte einsam vor sich hin. So verbrachte er, von Ängsten gepeinigt, die letzten Stunden des kurzen Wintertages. Als dann der den Anbruch des Abends verkündende Klang der Glocke des Lotosblü-

tentempels an die Fensterscheiben hallte, wurde der Tumult in Ushimatsus Brust besonders heftig, weil er sich nun auch noch um O-Shio sorgte. Wenn sie von dem Entschluß der Hausherrin, sich von ihrem Mann zu trennen, erfährt, kann sie doch nicht länger als Adoptivtochter in dem Tempel bleiben. Aber wo soll sie hin? Nach Hause? Bei der Stiefmutter? Und wenn sie nun in den Tod geht? Als ihm dies plötzlich in den Sinn schoß, befiel ihn eine unsägliche Traurigkeit.

Er wartete und wartete, aber Ginnosuke kam und kam nicht zurück. Lange hockte Ushimatsu am Tisch und sann im Schein der Lampe über O-Shio nach. Während er, in Gedanken versunken, in die Flamme des tief heruntergebrannten Dochtes starrte, packte ihn mit einemmal die Müdigkeit. Und bevor er sich's versah, war er am Tisch eingenickt.

Im selben Moment erschien O-Shio.

2

Ist dies nicht die Schule? Wieso kommt sie hierher? So fragte sich Ushimatsu verwundert. Aber gleich darauf waren alle Zweifel verflogen: Sie war gekommen, um ihm etwas zu sagen. Als er in ihre sanften, verträumten Augen blickte, las er darin auch ganz deutlich, was sie ihm sagen wollte: Warum bist du zu meinem Vater und meinem Bruder so freundlich und zu mir so kalt? Warum hast du nicht ein einziges nettes Wort für mich, obwohl wir unter demselben Dach leben? Warum sagen deine Lippen nicht, was sie sagen möchten? Warum bleiben sie fest verschlossen und beben vor Furcht und Kummer?

Doch plötzlich endeten die Fragen, die ihn so glücklich gemacht hatten. Unversehens war Bumpei hereingekommen. Er redete eindringlich auf O-Shio ein. Als sie zögerte, ergriff er sie bei der Hand und wollte sie mit Gewalt fortzerren.

»Warte, Katsuno! Du willst sie doch nicht etwa zwingen, mit dir zu gehen!« rief Ushimatsu und versuchte Bumpei zurückzuhalten. Bumpei wandte sich um. Ihre Blicke trafen aufeinander wie Blitze.

»O-Shio, ich muß dir was erklären«, sagte Bumpei und war im

Begriff, ihr etwas ins Ohr zu flüstern. Alles sprach dafür, daß er ihr das schreckliche Geheimnis verraten wollte.

»Nein! Das darfst du nicht!« schrie Ushimatsu – und erwachte aus seinem Traum. Sowie er wieder zu sich kam, fiel eine schwere Last von ihm ab. Aber die Traumbilder hafteten ihm noch im Gedächtnis, und die Ängste wollten nicht aus seinem Herzen weichen. Er sah sich in dem Raum um: Da war keine O-Shio und kein Bumpei. In dem Augenblick öffnete sich die Tür, und Ginnosuke trat ein mit einem Bündel unter dem Arm.

»Tut mir leid, daß es so spät geworden ist. Ich dachte, du schläfst schon. – Komm, legen wir uns hin. Wir können uns im Bett ja noch unterhalten.«

Gleich darauf polterte Ginnosuke mit seinen Schuhen, hängte sein Jackett an einen Haken, löste seinen Stehkragen und legte ihn auf den Tisch, streifte die Hosenträger ab und murmelte dabei vor sich hin: »Lange dauert's nun nicht mehr, bis wir uns trennen müssen.«

Wie viele Nächte hatten sie in diesem Raum gemeinsam durchwacht! Der Gedanke daran, daß das jetzt alles bald vorbei sein sollte, stimmte selbst Ginnosuke ein wenig traurig. Statt sich für die Nacht umzuziehen, behielt er Hemd und Unterhose an und schlüpfte mit einem Lächeln unter die Bettdecke.

»Daß ich mit dir zusammen hier in diesem Zimmer liege, damit wird nun Schluß sein«, meinte Ginnosuke nachdenklich. »Für mich ist das die letzte Nachtwache.«

»Ja, so trennen sich also unsere Wege«, sagte Ushimatsu und legte sich ebenfalls hin.

»Mir ist irgendwie, als wären wir wieder im Internat. Eigenartig, diese Erinnerungen an die alten Zeiten, da wir zusammen studiert haben! Was mag aus all den anderen geworden sein?« Ginnosuke wechselte den Ton. »Du, Segawa, ich wollte schon seit ein paar Tagen mal mit dir reden . . .«

»Mit mir? Worüber?«

»Weißt du, mit deinem Schweigen erweist du dir selber einen schlechten Dienst. Wer sieht, wie du dauernd vor dich hin grübelst, der merkt sofort, daß dich irgend etwas quält, auch wenn du mit keinem Wort darüber sprichst. Ich mach mir große Sorgen um

dich. Sag doch mal was dazu. Glaubst du nicht, daß ein Freund dir vielleicht in deinem Kummer beistehen könnte?«

3

»Warum bist du so verschlossen?« fragte Ginnosuke. Tiefes Mitgefühl klang aus seinen Worten. »Womöglich denkst du, daß einer wie ich, der nur die Naturkunde im Kopf hat, dich sowieso nicht versteht. Aber gerade du solltest eigentlich wissen, daß ich nicht so kaltherzig und grausam bin, nur hohnlachend mit anzugucken, wie sich jemand neben mir schwer verwundet vor Schmerzen windet.«

»Was redest du da für komisches Zeug! Wer hat denn behauptet, daß du grausam bist?« entgegnete Ushimatsu, auf dem Bauch liegend.

»Na bitte, dann erzähl mir doch, was mit dir los ist.«

»Ich weiß überhaupt nicht, was du willst.«

»Ja mußt du dich denn unbedingt so in Schweigen hüllen? Ich meine nicht. Du quälst dich dadurch nur um so mehr. Zugegeben, ich habe lange Zeit vielleicht alles zu sehr mit dem Verstand gesehen, aber vor kurzem ist mir ein Licht aufgegangen. Seither glaub ich zu wissen, was in dir vorgeht. Jedenfalls kann ich mir jetzt ganz gut denken, warum du in den Lotosblütentempel umgezogen bist und warum du dich so quälst.«

Da Ushimatsu nichts entgegnete, fuhr Ginnosuke fort:

»Der Direktor meint, so was ist eigentlich nicht der Rede wert. Für ihn ist es, wie er sagt, eine Krankheit der heutigen Jugend. Aber ich denk mir, er wird ja auch mal jung gewesen sein und ein Liedchen vor sich hin gesummt haben. Bloß von uns verlangt er, daß wir immer mit würdevoller Miene herumstolzieren. Das ist doch zum Lachen, findest du nicht? ›Warum sieht Segawa nur immer so nachdenklich aus?‹ hat er mich heute morgen gefragt. Der Inspektor war auch dabei. Da hab ich gesagt: ›Sie werden sich doch bestimmt noch daran erinnern, wie's einem manchmal ergeht, wenn man jung ist.‹«

»Der Inspektor hat sich also nach mir erkundigt?«

»Darüber brauchst du dich gar nicht zu wundern. Denn weil

du dauernd mit einem so trübsinnigen Gesicht herumläufst, bist du ins Gerede gekommen, und man sagt dir alles mögliche nach.«

»Was sagt man mir nach?«

»Na, daß du einer von den ›Neubürgern‹ sein sollst. – Manche Leute geben eben den größten Blödsinn von sich.«

»Ja, das scheint mir auch so. Aber sag mal, was würde es eigentlich für einen Unterschied machen, wenn ich wirklich ein ›Neubürger‹ wäre?«

Für eine Weile wurde es still. Der spärliche Schein der Lampe zeichnete sich schwach als kreisrunder Fleck an der Decke ab. Ginnosuke hielt den Blick starr darauf gerichtet und malte sich in Gedanken alles mögliche aus. Und weil Ushimatsu schwieg und völlig reglos dalag, glaubte Ginnosuke, sein Freund sei bereits eingeschlummert.

»Segawa, schläfst du schon?« fragte er leise, wie um sich zu vergewissern.

»Nein, ich bin noch wach«, antwortete Ushimatsu mit gepreßter Stimme und bemühte sich, ein Zittern zu verbergen.

»Seltsam, ich finde heute auch keinen Schlaf.« Ginnosuke hatte beide Hände vor sich auf der Bettdecke ausgestreckt. »Unterhalten wir uns noch ein bißchen? Weißt du, wenn ich an das denke, was man das Weh der Jugendzeit nennt, dann würd ich um deinetwillen am liebsten heulen. Liebe und Ruhm sind es, die einen jungen Menschen beflügeln oder töten. Ich ahne, was du fühlst. Bei deinem Charakter kann das gar nicht anders sein. Laß dir gesagt sein, mir gefällt das Mädchen, in das du dich verliebt hast, und ich wüßte nicht, warum du dich ihretwegen schämen müßtest. Deswegen bin ich vorhin auch darauf zu sprechen gekommen. Bloß mir scheint, du machst dir das Leben schwerer als nötig. Das ist es doch, ich meine, warum willst du nicht einsehen, daß ich dir den einen oder anderen Ratschlag geben könnte? Warum mußt du dich allein damit abquälen? Wenn man einen Freund hat, dann sollte man ihn ruhig auch mal fragen: Tsuchiya, was hältst du davon? oder so. Und du könntest gewiß sein, daß ich für dich alles tun würde, was in meiner Macht steht.«

»Du bist der einzige, der mir so etwas sagt. Und ich bin dir auch

dankbar dafür.« Ushimatsu unterbrach sich und stieß einen tiefen Seufzer aus. »Offen gestanden, so ganz falsch sind deine Vermutungen nicht, aber . . .«

»Aber – was?«

»Du weißt eben noch nicht alles. Das Mädchen – das ist gestorben für mich.«

Erneut fielen beide in Schweigen. Nach einer Weile versuchte Ginnosuke, den Freund noch einmal anzusprechen, aber Ushimatsu versagte ihm jede Antwort.

4

Die Abschiedsfeier für Ginnosuke fand am nächsten Tag statt und dauerte von morgens bis nachmittags um zwei. In der Mittagspause stand für jeden ein Imbißschächtelchen bereit, so daß alle auf ihr Mitgebrachtes verzichten konnten. Lehrer und Schüler hielten abwechselnd kleine Reden. Ein paar Gruppen führten ihre Künste vor, und die unschuldigen Mädchen und Jungen, mal traurig, mal fröhlich gestimmt, gaben ihr Bestes, um den Tag zu einem unvergeßlichen Erlebnis zu machen.

Der einzige, der inmitten des Trubels fast unbeteiligt blieb, war Ushimatsu. Wenn er von dem, was um ihn herum geschah, überhaupt etwas wahrnahm, dann nur die Lachsalven der Lehrer und Schüler, das Klatschen nach den einzelnen Aufführungen und die heimlichen spähenden Blicke, die ihn in diesem Durcheinander ab und an trafen. Er selber aber glaubte sich ständig beobachtet, und das machte ihn so besorgt und unruhig, daß er auch nicht den leisesten Sinn für das hatte, was sich seinen Augen und Ohren darbot. Manchmal war ihm sogar, als gehöre ihm selbst sein Körper nicht mehr. Doch so unendlich die Leere in ihm auch sein mochte, eines vergaß er nicht: das Gebot seines Vaters. Und als er dann hörte, wie sich ein paar Kollegen zuflüsterten: »Guckt euch Tsuchiya an! Aus dem wird bestimmt noch mal was!«, da mußte er an seine eigene düstere Zukunft denken. Unwillkürlich beneidete er nun den Freund, denn dem war es erspart geblieben, als Eta, als Unreiner, geboren zu werden.

Gleich nach der Abschiedsfeier verließ Ushimatsu die Schule

und eilte nach Hause in den Tempel. Als er im Garten vor dem Eingang zum Wohnhaus für einen Moment verharrte und einen Blick in das Gästezimmer warf, gewahrte er dort eine weißgekleidete Nonne. Sogleich erinnerte er sich an den Brief, den er vorgestern abend für die Hausherrin geschrieben hatte. Dann ist das bestimmt ihre Schwester! dachte er gerade, doch da kam auch schon Kesaji aus der Küche geeilt, um ihm eine Visitenkarte auszuhändigen. – Es war Inokos Karte! Er sei heute morgen dagewesen, berichtete Kesaji, und habe darum gebeten, Ushimatsu Grüße auszurichten und ihm zu bestellen, daß er in der Herberge »Ogi« in der Oberstadt wohne. »Er war in Begleitung eines europäisch gekleideten fülligen Herrn, der solange draußen gewartet hat«, fügte Kesaji hinzu. Das kann nur Ichimura gewesen sein, sagte sich Ushimatsu und fragte sich gleich darauf: Ob ich sofort zu Inoko gehe?

Natürlich hätte er sich gern unverzüglich zu ihm auf den Weg gemacht, wäre am liebsten wie ein Vogel durch die Lüfte zu ihm geflogen, wenn, ja wenn er nicht hätte befürchten müssen, gesehen zu werden. Überstürze nichts! befahl er sich. Kommt jemand dahinter, daß zwischen dir und ihm Beziehungen besonderer Art bestehen, was dann? Bist du nicht ohnehin schon in Verdacht geraten, weil du dich für seine Schriften ereifert hast? Und jetzt willst du zu ihm? Nein, warte, bis es Abend wird, und such ihn heimlich im Dunkeln auf! – Es galt, Vorsicht walten zu lassen.

Als er die Treppe zu seinem Zimmer hinaufstieg, dachte er besorgt an O-Shio. Ich habe sie gar nicht gesehen. Wo steckt sie? Plötzlich stellte sich die Erinnerung an den Tag ein, da er hier eingezogen war. Äußerlich hatte sich nichts verändert. Das alte Feuerbecken, das abgegriffene Rollbild in der Schmucknische, der Tisch, das Bücherregal – alles war wie zuvor. Wie unbeständig hingegen ist das Menschenleben! Ushimatsu mußte an den unglücklichen Ohinata denken, den man aus der Herberge in Takajō gejagt hatte. Er mußte daran denken, wie er auf der finsteren Straße im spärlichen Schein einer Handlaterne fast gegen die Sänfte geprallt war, als er vom Lotosblütentempel zurückkam. Er mußte auch an den kräftigen Burschen aus der Begleitung Ohinatas denken und an die Worte der Wirtin, die sie am Tor dem

Hinausgeworfenen nachgerufen hatte: »Alles Gute für Sie!« Und er mußte an das Geschimpfe und Gehabe der anderen Gäste denken: »Recht geschieht ihm!« Als ihm dieses Triumphgeheul jetzt in den Ohren widerhallte, lief ihm ein kalter Schauer über den Rücken, weil er in dem, was man Ohinata angetan hatte, nun gleichsam die Vorwegnahme seines eigenen Schicksals sah. Warum verachtet und erniedrigt man uns so? Warum dürfen wir als »Neubürger«, nur weil wir »Neubürger« sind, uns nicht zu den anderen gesellen? Warum verweigert man uns das Recht, Mitglieder dieser Gesellschaft zu sein? – Wie erbarmungslos und grausam ist doch das Leben! dachte er bei sich, während er in seinem Zimmer auf und ab ging. Plötzlich öffnete sich die Tür, und die Hausherrin stand vor ihm.

5

Sie schien völlig verzweifelt zu sein. »Ich habe befürchtet, daß es so kommen würde«, seufzte sie und erzählte dann Ushimatsu, was gestern vorgefallen war: O-Shio hatte gegen Abend gesagt, sie wolle noch mal zur Post, sei aus dem Haus gegangen und nicht wiedergekommen. Auf der Kommode hatte sich ein von O-Shio an die Hausherrin gerichteter Brief gefunden. »Der war in seinem Ton so herzlich, wie man es auch beim Reden von O-Shio gewöhnt ist. Einige Stellen konnte ich allerdings nicht lesen, weil sie von Tränen verwischt waren.« Sinngemäß, so sagte die Hausherrin, habe O-Shio geschrieben: Sie bitte ihre Adoptiveltern um Nachsicht dafür, daß sie ihnen nichts als Kummer bereite. Und wenn sie überhaupt noch einen Wunsch äußern dürfe, dann den, ihre Adoptivmutter möge ihre Absicht aufgeben. Sie jedenfalls werde niemals die Zuneigung vergessen, die sie vom zwölften Lebensjahr an in diesem Hause erfahren habe, und sie hätte sich eigentlich nichts lieber gewünscht, als weiterhin ihre Tochter zu bleiben und an ihrer Seite zu leben. Aber das Schicksal habe es nun einmal anders gefügt, und man möge ihr verzeihen.

»Sie ist noch so jung und unerfahren«, sagte die Hausherrin, während sie sich mit dem Ärmel über die Augen fuhr. »Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können und immer bloß gedacht,

hoffentlich tut sie sich nichts an. Heut in der Früh haben wir Erkundigungen eingeholt. Und soviel wir jetzt wissen, ist O-Shio zu ihrem leiblichen Vater zurückgekehrt.« Sie unterbrach sich für einen Augenblick und fuhr dann in leicht verändertem Ton fort: »Übrigens ist meine Schwester sofort, nachdem sie den Brief erhalten hat, aus Nagano herübergekommen. Und was ist das erste? Daß sie dies alles mit ansehen muß. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie betroffen sie das gemacht hat.« Die Hausherrin begann herzzerreißend zu schluchzen.

Die ganze Zeit über hatte Ushimatsu versucht, sich vorzustellen, was es O-Shio wohl gekostet haben mochte, sich zum Verlassen des Tempels zu entschließen, wie ihr zumute gewesen sein mußte, als sie diesem vertrauten Ort und ihren Adoptiveltern den Rücken kehrte und sich, durch den tiefen Schnee stapfend, in die alte Kate flüchtete.

»Wenn ihm doch jetzt wenigstens die Augen aufgingen!« murmelte die Hausherrin wie im Selbstgespräch vor sich hin und verließ mit einem »Gelobt sei Buddha« auf den Lippen das Zimmer.

Ushimatsu lehnte noch eine Weile an der alten, rissigen Wand. Besorgnis und Mitgefühl, dem Auge sonst unsichtbar, wurden für ihn mit einemmal greifbar. Wieder und wieder malte er sich in Gedanken aus, wie O-Shio davonrannte und sich dabei alle Augenblicke nach dem Tempel umschaute. Was soll aus ihr werden? Dort in der Familie – bei dem von Krankheit und Alter gezeichneten Vater, der nichts anderes mehr kennt als seine Angelei und seinen Schnaps und sich ansonsten am liebsten den ganzen Tag über im Bett verkriecht. Bei den vielen Kindern und ihrem dauernden Geheule und Gezanke! Vor allem aber bei der Stiefmutter! Muß sie da nicht zugrunde gehen? schoß es ihm ähnlich wie am Abend zuvor plötzlich durch den Sinn, und ihm wurde unsäglich traurig zumute.

Schließlich gab er sich einen Ruck und löste sich von der Wand, stülpte sich seinen Hut auf, rannte die Treppe hinunter, eilte durch den Korridor und trat mit einer Miene, als habe er Wichtiges zu erledigen, durch das Haupttor der Tempelumfriedung.

6

Erst nach ein paar hundert Metern wurde ihm auf einmal bewußt, daß er, von Verzweiflung und Angst getrieben, halb wie im Traum ziellos durch die Straßen irrte, und er fragte sich: Wohin willst du eigentlich? Überall bemühten sich Scharen von Menschen, der Schneemassen, die bis zum Frühling nicht mehr wegtauen würden, Herr zu werden. Wenn Schnee, von den Schindeldächern heruntergeschoben, mit dumpfem Gepolter auf die Straße stürzte, zuckte Ushimatsu jedesmal erschrocken zusammen. Und nicht nur das. Sobald er vier, fünf Leute beieinanderstehen sah, wurde er sofort mißtrauisch, weil er glaubte, sie redeten über ihn.

An einer Straßenecke stach ihm von der Seitenwand eines Ladens, in dem es Eingesalzenes zu kaufen gab, ein Plakat in die Augen. Die schwarzen Schriftzeichen auf dem breiten Band aus steifem Papier waren mit roter Tusche doppelt unterstrichen. Ein paar Leute betrachteten es voller Neugierde. Unwillkürlich blieb Ushimatsu stehen. Das Plakat kündigte eine politische Veranstaltung des Rechtsanwalts Ichimura an. Auch der Name Inokos und das Thema seiner Rede waren darauf vermerkt. Stattfinden sollte die Versammlung im Hōfuku-Tempel in der Oberstadt. Ihr Beginn war für sechs Uhr am selben Tag angesetzt, also auf eine Zeit, da die meisten Familien ihr Abendessen hinter sich hatten.

Ushimatsu überflog nur rasch die Ankündigung und ging dann weiter, ohne die Richtung zu ändern. Wer vom Argwohn befallen ist, sieht im Dunkeln überall Gespenster, sagt das Sprichwort. Ushimatsu indessen geschah solches jetzt sogar am hellichten Tage. Böse Blicke, höhnisches Gelächter – er glaubte sich von allem, was als Ausdruck von Haß und Abneigung gelten könnte, umringt. Selbst aus dem abscheulichen Gekrächze, mit dem ein Schwarm Krähen über seinem Kopf dahinstrich, vermeinte er Feindseligkeit herauszuhören. Sogar diese Krähen warten wohl bloß darauf, daß du ermattet in den Schnee sinkst! dachte er, und ihm wurde immer elender zumute, während er durch das sogenannte Fischviertel ging.

Unversehens stand er am Ufer des Chikuma-Flusses, und zwar

oberhalb der »Unteren Fährstelle«, die aber nur so hieß und in Wirklichkeit eine schwimmende Brücke war. Von hier aus öffnete sich ein weiter Blick hinab auf die Wiesen längs des Flußlaufes. Über einen schmalen dunklen Pfad in der Mitte der schneebedeckten Brücke eilten Scharen von Menschen, manche mit hochbeladenen Schlitten hinter sich. Die sich weithin dehnenden Flußwiesen erweckten den Eindruck eines riesigen weißen Meeres. Schilf und Weidengebüsch lagen darunter verborgen. Der Schnee hatte auch den Kōsha, den Kazawara, den Nakanosawa und all die anderen Berge, die sich bis nach Echigo hinüberzogen, sowie die Dörfer und Wälder auf dem gegenüberliegenden Ufer zugedeckt. Mitten durch diese Winterlandschaft, in der tiefe Stille herrschte, so daß selbst fernes Hühnergegacker noch zu hören war, floß einsam der Chikuma. – Dies war das Bild, das sich Ushimatsu darbot. Mal zeichneten sich Dinge, denen er sonst kaum Beachtung geschenkt hätte, scharf bis ins letzte Detail vor seinen Augen ab, mal verschwamm alles zu einem zittrigen Flimmern. Was soll weiter werden? Wohin soll ich gehen? Was soll ich tun? Wozu bin ich überhaupt in diese Welt hineingeboren? So ging es ihm wirr durch den Kopf. Er wußte sich nicht eine einzige Antwort. Lange stand er da und betrachtete die Wasser des Chikuma.

7

Gequält von seinen Gedanken, ging er auf die Brücke zu und hatte dabei das Gefühl, es verfolge ihn jemand. Zwar wußte er genau, daß es nicht an dem war, aber er drehte sich trotzdem voll innerer Unruhe immer wieder um. Bisweilen wurde ihm schwindlig, so daß er sich kaum noch auf den Beinen halten konnte und in den Schnee zu stürzen drohte. »Du Dummkopf, du! Nimm dich zusammen!« schalt er sich. Er stieg über die Schneehügel, die das steinige Ufer bedeckten, auf die schwimmende Brücke und hatte nun einen viel weiteren Blick auf das weißgeränderte Flußbett als zuvor. Worauf er seine Augen auch richtete, ob auf die tief dahinfliegenden hungrigen Krähen, auf die Schiffer, die eilig zum Ablegen rüsteten, oder auf die Bauern, die Petroleumkannen nach

Hause schleppten – alles sprach davon, wie hart das Leben hier zur Winterzeit war. Das grünlich trübe Wasser des Chikuma stürzte pfeilschnell den Oberlauf herab, als wollte es beweisen, daß es keine leeren Worte waren, wenn sein Rauschen höhnte: Komm nur, ich ertränke dich!

Je mehr Ushimatsu seinen Gedanken nachhing, desto beklommener wurde ihm ums Herz. Aus dieser Gesellschaft ausgestoßen zu werden – eine schreckliche Vorstellung! Aus der Schule gejagt zu werden – was für eine Schande! Und womit sollte er sich dann durchs Leben bringen? Woher zu essen und zu trinken bekommen? Er war noch jung, hatte Hoffnungen, Wünsche und sehnte sich nach Anerkennung. Nein, ich will nicht ausgestoßen werden, will kein Verfemter sein, ich will leben wie jeder andere auch, sagte er sich und mußte an die endlose Schmach denken, die seinen Leuten zugefügt wurde, an die in der Welt herrschenden unsinnigen Sitten, an die ganze bisherige Geschichte der Eta, der Unreinen, die man stets noch mehr verachtet hatte als die Banta, die armseligen Bewacher der Leichen hingerichteter Verbrecher. Er mußte an das denken, was er gehört oder selber mit angesehen hatte, an all jene, die vertrieben worden waren wie Inoko und Ohinata oder sich in die Verborgenheit geflüchtet hatten wie sein Vater und sein Onkel. Und er mußte schließlich auch an das Schicksal der vielen hübschen Eta-Mädchen denken, die man insgeheim als Dirnen verkaufte.

Jetzt begann er zu bereuen. Warum, so fragte er sich, wolltest du unbedingt lernen? Warum verlangte es dich nach Gerechtigkeit und Freiheit? Wenn du dir nicht eingebildet hättest, ein Mensch wie jeder andere zu sein, dann würde dich die Verachtung, mit der man dir bald begegnen wird, wahrscheinlich gar nicht berühren. Warum bist du in Menschengestalt in diese Welt hineingeboren worden? Würdest du als ein Gefährte der Tiere mit ihnen Felder und Wälder durchstreifen, wäre dir dann nicht jeglicher Kummer erspart geblieben?

Erinnerungen stiegen in ihm auf, sowohl freudige als auch traurige, Erinnerungen an dieses und jenes, seit er hier in Iiyama Lehrer war, an die Jahre am Lehrerseminar, an die Zeit im Heimatdorf. Manches, was längst vergessen schien, manches, an das

er eine Ewigkeit lang nicht mehr gedacht hatte, stand ihm plötzlich so lebendig vor Augen, als wäre es erst gestern geschehen. Für einen Moment glaubte er, sich selbst bemitleiden zu müssen, doch schon war dieses Gewirr von Bildern der Vergangenheit wie Rauch zerstoben, und er sah nur noch zwei Wege vor sich. Nur noch zwei – Verstoßung oder Tod. Als Verstoßener wollte er nicht leben. Eher würde er den anderen Weg wählen.

Der kurze Wintertag ging zur Neige. Ushimatsu blickte von der Brücke aus mit einer Traurigkeit in die Ferne, als sei er sich nicht ganz sicher, ob er dies alles noch einmal zu sehen bekommen würde. Im Westen lagerte leicht gegen Süden hin eine düstere Wolkenbank am Himmel. Ushimatsu glaubte sich bei diesem Anblick in seine geliebten Heimatberge versetzt. Nur die Ränder der Wolke leuchteten hell. Dunststreifen hatten sich, breiten Schärpen gleich, davorgeschoben. Die Sonne versank. Ihr letzter Glanz und die eisige Luft des anbrechenden Abends umhüllten den Fluß und seine einsamen Ufer. Obwohl Ushimatsu der Gedanke an den Tod tief erschreckte, trat er dicht an die Brüstung der schwankenden Brücke.

Grenzenlos traurig klang ihm in diesem Augenblick das Geläut der Glocke des Lotosblütentempels in den Ohren. Das Wasser des Flusses schwärzte sich, und die Farbe der Winterwolken verwandelte sich von einem düsteren Grau in ein dunkles Violett, kaum daß die letzten Sonnenstrahlen erloschen waren. Noch einmal glühten die Dunststreifen hoch oben am Himmel kurz auf, dann versanken sie im Dunkeln.

20. KAPITEL

1

Auf der Brücke beschloß er, sich Inoko, seinem verehrten Vorbild, anzuvertrauen – er wenigstens sollte es erfahren. Zum Abschied für immer! schrie es gequält in ihm.

Als er mit diesem Vorsatz denselben Weg zurückging, den er gekommen war, hing am Himmel bereits die blanke Sichel des

sechs Tage alten Mondes. Es wäre sinnlos gewesen, sich stehenden Fußes in die Herberge zu begeben, in der Inoko abgestiegen war, denn die für den Abend angesetzte Veranstaltung mußte bald beginnen. Deshalb blieb Ushimatsu nichts anderes, als ihr Ende abzuwarten.

Nahe der »Oberen Fährstelle« gab es eine Garküche, in die sich kaum jemand verirren würde, der ihn etwas anginge. Vermischt mit dem Rauch, der unter der Dachtraufe hervorquoll, drang ein appetitlicher Geruch bis hinaus auf die Straße. Ushimatsu sah durch die offene Tür das rotleuchtende Züngeln der Flammen im Herd und blieb unwillkürlich stehen. Er verspürte schon seit geraumer Zeit heftigen Hunger, doch nur um zu essen, wollte er nicht erst in den Tempel zurückkehren, und so betrat er kurz entschlossen die Garküche. An der Feuerstelle hockte eine Gruppe von vier, fünf Schiffern und etwas abseits davon noch ein einzelner Mann, offenbar ein Schlittenzieher. Ushimatsu gedachte hier die Zeit bis zum Ende der Veranstaltung abzuwarten und bestellte sich deswegen außer einer heißen Nudelsuppe aus reiner Höflichkeit auch einen kleinen Krug Sake, obwohl er gar nichts trinken mochte. Gleich darauf stand beides vor ihm. Bald sog er genüßlich den aus der Schüssel aufsteigenden Geruch ein, bald zitterte er vor innerer Erregung, während er der Unterhaltung der anderen lauschte.

Hoffnungslosigkeit – Ushimatsu sah sie jetzt vor sich. Die Worte und Seufzer, die über die Lippen der Kahnschiffer und des Schlittenziehers, dieser Menschen aus den untersten Schichten, kamen, glaubte Ushimatsu nun zum erstenmal wirklich zu verstehen. Sie berührten ihn in seiner jetzigen Gemütsverfassung sehr tief, weil sich das Leben dieser Menschen, die heute nicht wußten, was morgen sein würde, von seinem in nichts mehr unterschied. Lustig flackerte das Feuer im Herd. Die Leute aßen, tranken und lachten. Davon angesteckt, glitt mitunter auch ein einsames Lächeln über Ushimatsus Gesicht.

Das Warten wurde ihm unerträglich lang. Die Zeit wollte und wollte nicht verstreichen. Der Schlittenzieher hatte die Garküche gerade verlassen, da trat ein anderer Mann in die Tür. Anfangs beachtete ihn Ushimatsu kaum, aber dann horchte er unwillkür-

lich auf. Denn plötzlich war die Rede davon, daß Takayanagi mit seinen Leuten sehr aktiv geworden sei, eine Gruppe politischer Rowdys gedungen habe und mit Geld nur so um sich werfe. Sie hätten ein Lokal gemietet, das sei ihr Hauptquartier, erzählte der Mann. Dort werde mit Essen nicht gespart, Schnaps fließe in Strömen, und es herrsche ein ständiges Kommen und Gehen – jedenfalls tue sich da einiges.

Ushimatsu fragte sich, wie trotz der bestimmt zu erwartenden Störungen die Rede heute abend auf die Zuhörer wohl wirken würde, und versuchte sich vorzustellen, wie gerade in diesem Moment die männliche Stimme seines Vorbildes von den Wänden des Hōfuku-Tempels widerhallte. Als er glaubte, daß sich die Veranstaltung nun langsam ihrem Ende nähern müßte, bezahlte er, legte ein kleines Trinkgeld dazu und verließ die Garküche.

Der plötzliche Wechsel von dem gelblichen Lampenschein drinnen in der Garküche zu dem nächtlichen Dunkel draußen auf der Straße machte Ushimatsu im ersten Augenblick etwas unsicher. Das fahle Licht des Mondes glitt über die Dächer und fiel auf den Schnee in der Straßenmitte. Die Dachvorsprünge warfen lange Schatten. Abenddunst umhüllte die Stadt wie mit feinen Rauchschleiern und schien alles in verlorene Ferne zu rücken. Sofern ein Wort wie »weißlich schimmerndes Dunkel« erlaubt ist, beschriebe es wohl am besten die Atmosphäre dieser Mondnacht.

Angst beschlich Ushimatsu. Bisweilen vermeinte er förmlich zu spüren, daß er verfolgt wurde. Verlangsamte er seine Schritte, tat es ihm der andere nach. Ging er schneller, beschleunigte auch dieser seine Schritte. Es drängte ihn zwar danach, sich umzudrehen, aber er wagte es nicht. Irgend jemand hat es auf mich abgesehen, sagte er sich, schleicht sich heran und wird sich unversehens auf mich stürzen. Als dann an einer Straßenecke die Schritte hinter ihm plötzlich verhallten, fühlte Ushimatsu sich erlöst und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

Was ist das da vorn? Das vage Mondlicht ließ nicht viel erkennen – nur Umrisse. Mehr nicht, denn die Farben hatte die Dunkelheit verschluckt. Sobald für Ushimatsu aber erkennbar wurde, daß eine menschliche Gestalt aus der Nebelhaftigkeit der Nacht

heraustrat und ihm entgegenkam, fuhr er unwillkürlich zusammen, weil er glaubte, ihm nähere sich eine Gefahr. Der Schatten indessen musterte ihn nur durchdringend, während er an ihm vorüberhuschte.

Bei aller Kälte war es ein verhältnismäßig milder Abend. Jedenfalls herrschte kein klirrender Frost. Der Himmel war leicht eingetrübt. Ein paar tiefhängende Wolken schimmerten weiß, und nur ein einziger Stern flimmerte am Firmament. Die Häuser längs der Straße waren schon fest verschlossen. Hier und dort sickerte ein Lichtstrahl durch einen Spalt im Fensterladen. Ushimatsu ging durch die in Stille versunkene Stadt. Jeder Laut ließ ihn zusammenzucken.

2

Die Veranstaltung schien gerade beendet, denn Ushimatsu sah die ersten Gruppen von Zuhörern durch den Schnee heimwärts stapfen. Die Leute unterhielten sich lebhaft, und als er sich ihnen näherte, hörte er so ganz nebenher, wie sich alle darüber erregten und empörten, was auf der Versammlung zur Sprache gekommen war. Und es gab niemanden, der nicht über Takayanagi schimpfte. »Den sollte man aus der Stadt jagen!« sagte jemand. Ein anderer rief: »Laßt uns Ichimura wählen!« Und ein dritter machte keinerlei Hehl aus seiner tiefen Enttäuschung über die meisten der heutigen Politiker.

Einige Männer standen im Mondlicht beieinander und tauschten ihre Meinungen aus. Sie schienen sich darüber einig zu sein, daß Inokos Rede nicht gerade glänzend gewesen sei und dennoch auf eine ganz eigenartige Weise die Zuhörer gebannt habe. Anfangs hatten sechs oder sieben von Takayanagis Rowdys unaufhörlich zu stören versucht, was sich aber als ein Schlag ins Wasser erwies, woraufhin sie schließlich verstummt waren. Das hervorstechende Merkmal von Inokos Rede, so meinten die Männer, sei die Leidenschaftlichkeit gewesen, mit der er seine tiefgründigen Gedanken dargelegt habe. Bisweilen seien allerdings etwas krankhafte Töne nicht zu überhören gewesen. Zum Schluß habe er als Beispiel dafür, wie skrupellos Politiker die Gesellschaft täuschten

und das Menschliche mit Füßen träten, Takayanagi an der verwundbarsten Stelle gepackt und dessen Geheimnis – seine Beziehungen zu Rokuzaemon und die volle Wahrheit seiner aus niedrigsten Beweggründen geschlossenen Ehe – schonungslos aufgedeckt.

In einer anderen Gruppe sprach man davon, daß Inoko während seiner Rede mehrmals Blut gespuckt habe und sein Taschentuch hernach ganz rot gewesen sei.

Jedenfalls schienen Inokos Ausführungen einen tiefen Eindruck auf die Leute gemacht zu haben. Ushimatsu war voller Bewunderung für das mutige oder einfach männliche Auftreten Inokos, zugleich aber befiel ihn eine seltsame Unruhe. Inoko wird schon wieder in der Herberge sein, sagte er sich. Es wird also Zeit für mich. Wie ein Traumwandler ging er auf die Herberge zu, und als er plötzlich davorstand, einen Moment unter der Laterne am Eingang verharrte und einen Blick in den Vorraum warf, sah er dort Leute aufgeregt hin und her laufen. Ein Mann um die Fünfzig – allem Anschein nach der Wirt – schlüpfte gerade in seine Strohsandalen und war im Begriff, mit einer Laterne in der Hand davonzueilen. Ushimatsu sprach ihn an und fragte nach Inoko. Die Antwort, die er bekam, nahm ihm fast den Atem: Inoko sei soeben vor dem Tor des Hōfuku-Tempels überfallen worden. Noch war sich Ushimatsu im Zweifel – aber sollte sich das bewahrheiten, dann gab es nur eine Erklärung: Takayanagi hatte Rache genommen! Zeit, um lange darüber nachzusinnen, blieb ihm nicht. Mit klopfendem Herzen rannte er dem Wirt zum Hōfuku-Tempel hinterher.

Doch schon in dem Augenblick, da er losrannte, war es zu spät. Nicht nur er, auch Ichimura hatte Inoko nicht mehr lebend angetroffen. »Ich geh schon vor«, hatte Inoko gesagt, sich den Mantel übergeworfen und auf den Weg gemacht, während Ichimura noch geblieben war, um in der Tempelhalle beim Aufräumen zu helfen. Die tödliche Wunde stammte von einem Schlag mit einem Stein oder etwas Ähnlichem. Ohnehin von der Krankheit geschwächt und überdies völlig erschöpft, hatte Inoko offenbar keinerlei Widerstand zu leisten vermocht. Sein Blut war in den Schnee gesikkert.

Solange die näheren Umstände seines Todes nicht geklärt waren, durfte niemand den in den Mantel gehüllten Körper von Inoko berühren. Ohne recht zu wissen, was er tat, kniete Ushimatsu nieder und rief dem Toten, als könnte ihn dieser noch hören, ins Ohr: »Ich bin's, Segawa!« Aber soviel er auch rufen mochte, Inokos Gesicht blieb so starr wie zuvor.

Im bleichen Schimmer des Mondes empfand Ushimatsu die ganze Trostlosigkeit des Todes nur um so stärker. Ein paar Männer warteten ungeduldig auf den Arzt und die Polizei. Die einen hockten im Schnee, andere gingen auf und ab, dann und wann ein Wort miteinander wechselnd. Ichimura stand in sich versunken mit hängendem Kopf und verschränkten Armen reglos neben dem Leichnam.

Nach einiger Zeit stellten sich Beamte der Stadtverwaltung, Polizisten und der Arzt ein, um sofort mit ihrer Untersuchung zu beginnen. Spitz zeichneten sich die Backenknochen und die Nase des Toten im Schein der Laternen ab. Aus den Lippen war alles Blut gewichen. Ein düsterer Schmerzensschatten lag über diesem männlich würdevollen Gesicht und ließ etwas von dem standhaften Ende dieses Mannes ahnen. Die Umstehenden waren tief bewegt.

Sobald die Untersuchung beendet war und sich die Beamten entfernt hatten, sollte der Leichnam nach dem Willen des hochherzigen Wirtes vorerst in die Herberge gebracht werden. Ichimura nahm den toten Freund bei den Beinen, Ushimatsu griff ihm von vorn mit beiden Händen unter die Schultern, und so betteten sie ihn auf ein als Trage dienendes, eilig herbeigeschafftes Türblatt. Inokos Körper war schon erkaltet. Vom Trennungsschmerz überwältigt, preßte Ushimatsu sein Gesicht gegen die bleichen Wangen des Toten. Der Wirt trat heran, legte die schlaff herabhängenden Arme Inokos kreuzweise über dessen Brust und deckte ihn mit dem Mantel zu. Der Mond ging schon unter, als der kleine Trauerzug im spärlichen Schein der Handlaternen durch die nächtlichen Straßen der Herberge zustrebte. Auch Ushimatsu folgte der Bahre und überdachte, während der Schnee

leise unter seinen Füßen knirschte, das Leben des verehrten Mannes.

Ob er nicht doch schon so etwas wie eine Vorahnung gehabt hat? fragte sich Ushimatsu und mußte daran denken, wie sich Inoko bei ihrem Abendessen in Nezu über die niedrige Gesinnung Takayanagis erbost und voller Empörung gesagt hatte: »Schlimmer kann man uns ›Neubürger‹ kaum noch kränken.« Er erinnerte sich auch, wie Inoko auf ihrem Weg zum Bahnhof, gerade als sie die Brücke überquerten, gesagt hatte: »Wir mögen ja noch so ungebildet und nichtswürdig sein, trotzdem kann man uns nicht derart in den Schmutz treten. Nein, dieser Mensch darf die Wahl nicht gewinnen. Ichimura muß durchkommen.« Und daran angeschlossen hatten sich die Worte: »Hätte ich von alledem nichts gehört, wär's was anderes. Aber jetzt weiß ich davon, und da kann ich nicht stillschweigend nach Hause fahren. Das wäre gar zu feige.« Ushimatsu mußte auch daran denken, wie böse Inoko, sonst die Freundlichkeit selbst, geworden war, als seine Frau ihn aufgefordert hatte, mit ihr nach Tōkyō zurückzukehren. Und daraus schloß Ushimatsu: Sicher, er hat mit keinem Wort darüber gesprochen, aber er scheint hier in Iiyama auf alles gefaßt gewesen zu sein.

Wäre mir nur früher diese Ahnung gekommen! sagte sich Ushimatsu. Hätte ich mich ihm doch bloß eher anvertraut! Wieviel Trost wäre mir geworden!

Aber was nützte jetzt alle Reue? Mal peinigte ihn Scham, mal Trauer. Erst vor wenigen Stunden hatte Inoko munter im Gespräch mit Ichimura die Herberge verlassen, und nun wurde er auf der Bahre durch dieselbe Tür hineingetragen. Ushimatsu übernahm es, Inokos Frau in Tōkyō zu benachrichtigen, und machte sich auf den Weg zum Postamt, um ihr ein Telegramm zu schicken. Inzwischen war es tiefe Nacht geworden. Verlassen lagen die Straßen da. Das Telegramm geht heute noch ab, und wenn ich den Postbeamten aus dem Bett holen muß! Dann versuchte er sich vorzustellen, wie hart es die Frau treffen würde, wenn sie das Telegramm erhielte, und er wußte sich im Moment keinen Rat, wie er es abfassen sollte. Als er an eine finstere Straßenkreuzung kam, hörte er in der Ferne das Gewinsel eines

Hundes. Jetzt verlor er alle Selbstbeherrschung. Schmerzenstränen schossen ihm in die Augen, und er begann hemmungslos zu schluchzen.

4

Aber gerade diese Tränen halfen ihm, sich aus seiner inneren Verkrustung zu befreien. Auf dem Rückweg vom Postamt verglich er die Haltung Inokos mit seiner eigenen und kam zu der Einsicht, daß das Leben von Inoko das eines aufrechten Mannes gewesen war, ein Leben, wie es ein »Neubürger« leben sollte. Inoko hatte sich öffentlich ohne Umschweife zu seiner Herkunft bekannt und trotzdem bei den Menschen Aufnahme und Anerkennung gefunden. »Ich schäme mich nicht meiner Geburt als Eta.« Welch ein kühnes Wort! Was war dagegen mein ganzes bisheriges Leben? fragte sich Ushimatsu. Und er wurde sich jetzt zum erstenmal bewußt, wie sehr dieses ewige Sichverstecken seinem natürlichen Wesen geschadet hatte. Nie hatte er gewagt, aus sich herauszugehen. So gesehen, war sein Leben bisher ein Leben in Lüge. Er hatte sich selbst betrogen. – All dieses Grübeln! All diese Qual! Tritt entschlossen hin vor die Welt und bekenne: Ich bin ein Eta, ein Unreiner! – Wenn ihn der Tod Inokos etwas gelehrt hatte, dann dies.

Als Ushimatsu mit verweintem Gesicht in die Herberge zurückkehrte, hatten sich in einem der hinteren Zimmer die verschiedensten Leute eingefunden, um über den Fortgang der Dinge zu beraten. Im selben Zimmer hatte man auch Inoko aufgebahrt. Den Kopf nach Norden gerichtet, lag er neben der Schmucknische, mit einer braunen Reisedecke über dem Körper und einem weißen Tuch über dem Gesicht. Ein Tischchen stand davor und darauf ein neuer irdener Krug, in dem Weihrauchstäbchen brannten. Allein schon das Flackern der Kerzen in der von Weihrauch geschwängerten Atmosphäre des Zimmers stimmte unsäglich traurig.

Endlich kam auch Ichimura vom Polizeiamt zurück. Er setzte sich zu Ushimatsu und sprach zuerst davon, daß Inoko, nachdem sie sich in Ueda auf dem Bahnhof getrennt hatten, in Komoro,

Iwamurada, Shiga, Nozawa, Usuda und noch einigen anderen Orten Vorträge zu sozialen Problemen gehalten habe und bis zu ihrer Ankunft hier in Iiyama von einer Munterkeit sondergleichen gewesen sei. »Worüber selbst ich mich gewundert habe«, sagte der Rechtsanwalt, überlegte einen Augenblick und fuhr dann fort: »Als wir gemeinsam hier weggingen, um uns in den Tempel zu begeben, wäre ich nicht einmal im Traum darauf verfallen, daß er heute abend derart heftig werden würde. Sonst hat er mir meistens beim Essen erzählt, worüber er jeweils reden wollte. Aber heute ist er mit keinem Wort darauf zu sprechen gekommen.« Der Rechtsanwalt seufzte. »Sie werden mich sicherlich für einen eigennützigen Menschen halten. Und nicht nur Sie. Ich kann's nicht ändern, denn es stimmt ja. Wenn ich nämlich darauf gedrungen hätte, daß er zusammen mit seiner Frau nach Tōkyō zurückkehrt, wäre das alles nicht passiert. Sie wissen ja, wie es um seine Gesundheit bestellt war, und ich habe auch mein Bestes versucht, ihn davon abzuhalten, als er mir vorschlug, mich durch Shinshū zu begleiten. ›Laß nur‹, hat er gesagt, ›du bringst mich nicht davon ab, weil ich meine eigene Meinung dazu habe. Ob ich dir helfe oder du mir, das kannst du sehen, wie du willst. Am besten, du tust das, was du für richtig hältst, und ich tue das, was ich für richtig halte.‹ So entschlossen, wie er war, hätte ich ihn ja bloß mit Gewalt davor zurückhalten können. Kränken wollte ich ihn auch nicht. So kam es denn, daß wir zusammen durchs Land zogen. Und jetzt? Ich kann doch seiner Frau nicht einmal mehr unter die Augen treten. ›Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen‹, habe ich zu ihr gesagt. ›Ich werde schon gut auf ihn aufpassen.‹ Ich wüßte nicht, was ich nun zu meiner Entschuldigung vorbringen könnte.«

Noch immer in seinen Anzug nach europäischem Schnitt gezwängt, saß der beleibte Rechtsanwalt mit hängendem Kopf da. Um diese Zeit hatten sich die Gäste der Herberge schon alle zur Ruhe begeben, und die ohnehin stille Winternacht wurde noch stiller. Zur Totenwache waren sogar einige erschienen, die für gewöhnlich sofort das Gesicht verzogen, wenn nur das Wort »Neubürger« fiel, aber Inokos grausiges Ende hatte selbst in ihnen tiefes Mitgefühl wachgerufen. »Dies wird die Polizei wohl

nicht einfach auf sich beruhen lassen können. Bestimmt ist sie schon hinter Takayanagi her«, sagte jemand.

Ushimatsu hatte immer mehr das Gefühl, als habe ihn der tote Inoko bei der Hand genommen, um ihn hinüber in eine neue Welt zu führen. Selbst vor ihm, der ein »Neubürger« war wie er, hatte er sich gescheut, sich zu seiner Herkunft zu bekennen. Und niemals wäre er auch nur im entferntesten auf die Idee gekommen, daß er eines Tages bereit sein würde, sogar anderen seine Herkunft zu enthüllen. Ushimatsu hatte frischen Mut gefaßt. Denjenigen, der er bisher gewesen war, gab es nicht mehr. Er würde der Liebe entsagen und auch dem Streben nach Ruhm – die Freuden dieser Welt, nach denen es die meisten jungen Leute derart verlangt, daß sie darüber essen und schlafen vergessen, was sollten sie ihm, einem Eta, einem Unreinen? Ein »Neubürger« zu sein, wie es sein verehrtes Vorbild war – mehr hatte auch er sich nicht zu wünschen. Bei diesem Gedanken rannen ihm unaufhörlich heiße Tränen über das Gesicht. Tränen? Nein, das war der Schweiß des Lebens, der nach all den Qualen aus seinem Herzen tropfte.

Jawohl, morgen gehe ich in die Schule und bekenne mich zu meiner Herkunft. Vor den Kollegen wie vor den Schülern. Und zwar in einer Weise, daß mich hinterher niemand verlacht, und möglichst in einer Weise, daß keinem anderen daraus Ungelegenheiten erwachsen.

Nachdem sich Ushimatsu dazu entschlossen hatte, brachte er zusammen mit den anderen die Nacht neben Inokos Leichnam damit hin, daß er sich dieses und jenes überlegte und die Worte erwog, die er seinen Schülern sagen und in die er sein Entlassungsgesuch kleiden würde. Darüber vergingen die Stunden. Der erste Hahnenschrei ertönte. Für Ushimatsu zog ein neuer Morgen herauf.

21. KAPITEL

1

Der Tag dämmerte kaum, als Ushimatsu nach Hause kam, um sich auf das vorzubereiten, was er sich für heute in der Schule vorgenommen hatte. Im Tempel sprachen alle, angefangen von Shō, dem Einfältigen, bis hin zu dem jungen Priester, nur von Inokos Tod und der doch wohl sehr wahrscheinlichen Verhaftung Takayanagis. Wie betroffen waren sie erst, als sie nun hörten, daß der Ermordete jener Mann gewesen sei, der am Morgen zuvor nach Ushimatsu gefragt hatte!

Ihre Schwester sei wieder abgefahren, teilte ihm die Hausherrin mit und sagte dann, daß der Tempelherr sie inständig um Vergebung gebeten habe und daß sie jedenfalls vorerst nicht mehr an eine Trennung denke. »Namu Amida Butsu – Gelobt sei der Buddha Amida«, murmelte die Frau vor sich hin und ließ die Gebetsschnur durch ihre Finger gleiten.

Man schrieb den ersten Dezember. In dem Tempelhaushalt wurde die Morgenmahlzeit stets sehr früh eingenommen, und da Ushimatsu um diese Zeit meist noch schlief, war der Reis immer schon halb kalt und die Suppe abgestanden, wenn Kesaji ihm das Frühstück brachte. Doch heute dampfte der Reis noch, und die Suppe duftete appetitlich. Dazu gab es eine kleine Schüssel vergorener Sojabohnen, die er sehr gern aß. Während er es sich schmekken ließ, blickte er mit einem seltsamen Gefühl, das fast so etwas wie Dankbarkeit war, auf sein bisheriges Leben zurück, und es wurde ihm schwer ums Herz bei dem Gedanken, daß man ihm bald nur noch mit Verachtung begegnen würde.

Nachdem er seine Mahlzeit beendet hatte, setzte er sich an den Tisch, um sein Entlassungsgesuch zu schreiben. Doch sofort gingen ihm wieder die warnenden Worte seines Vaters durch den Kopf: »Was dir auch immer widerfährt, welchen Menschen du begegnest, nie darfst du davon sprechen. Vergißt du im Zorn oder Kummer jemals diese Mahnung, bist du schon im nächsten Augenblick aus dieser Welt verstoßen.« So hatte es ihm sein Vater eingeschärft. »Gib niemals deine Herkunft preis!« – Was hatte es

ihn bisher für Qualen gekostet, sich daran zu halten! »Denk stets daran!« – Ja, und wie oft hatte er mit Zittern und Bangen daran gedacht!

Ushimatsu versuchte sich vorzustellen, wie erbost und bekümmert sein Vater wohl sein würde, lebte er noch. Was sein Sohn jetzt vorhatte, wäre ihm sicherlich als Wahnsinn erschienen. Doch Ushimatsu mußte das Gebot übertreten. Niemand würde ihn mehr davon abbringen.

»Vater! Verzeih mir!« sprach er ein paarmal leise vor sich hin.

Die ersten Strahlen der winterlichen Morgensonne fielen ins Zimmer. Ushimatsu stand auf, trat ans Fenster, öffnete es und ließ seine Blicke durch das kahle Geäst des Ginkgo über die in Schnee gehüllte Stadt schweifen. So weit das Auge reichte, lag alles unter dem Weiß begraben. Zwischen den Häusern stieg der bläuliche Rauch gerade entfachter Herdfeuer steil in den Himmel. In diesem Moment leuchtete auch die Schule in der Sonne auf. So etwas wie Abschiedsschmerz überkam ihn, während er die zwar kalte, aber erfrischende Morgenluft tief einsog und eine Weile starr auf das Gebäude blickte. Doch plötzlich stand ihm der Satz »Ich bin ein Eta, ein Unreiner«, mit dem Inoko das erste Kapitel seiner »Bekenntnisse« begonnen hatte, wieder deutlich vor Augen, und er wiederholte ihn am offenen Fenster, als wollte er es allen Menschen der Stadt offenbaren:

»Ich bin ein Eta, ein Unreiner!«

Noch einmal sprach er diesen Satz und packte dann seine Sachen zusammen, um sich in die Schule zu begeben.

2

Mit dem ebenso schmerzlichen wie kühnen Entschluß, das väterliche Gebot zu übertreten, verließ Ushimatsu den Lotosblütentempel durch das Haupttor. Er war erst ein paar Schritte gegangen, als ihm vier, fünf Männer, von Polizisten abgeführt, entgegenkamen. Gefesselt, mit bleichen Gesichtern, scheuen Blicken und hängenden Köpfen zogen sie vorüber. Einer von ihnen tat alles, um möglichst unerkannt zu bleiben, aber schon sein modischer Aufzug verriet ihn sofort: Es war Takayanagi Risa-

burō. Die anderen Gestalten von zweifelhaftem Aussehen schienen zu den von ihm gedungenen Rowdys zu gehören. Sobald einer von ihnen einmal kurz stehenblieb und sich umschaute, wurde er sogleich von den Polizisten verwarnt. »Die werden sie wohl einlochen«, sagte jemand neben Ushimatsu. »Recht geschieht ihnen«, meinte ein anderer, während der Trupp in eine Seitenstraße einbog und gleich darauf hinter hohen Schneehaufen verschwand.

Inzwischen eilten auch schon die ersten Jungen und Mädchen in die Schule. Flanelltücher um den Kopf, Schals um den Hals, kamen die Kinder aus den umliegenden Dörfern mit lautem Geschrei durch den Schnee gestürmt und vereinten sich mit denen aus der Stadt vor und hinter Ushimatsu zu Gruppen und Grüppchen. Die Vorstellung, heute zum letztenmal inmitten dieser Scharen unschuldiger Kinder den gewohnten Weg zu gehen, bedrückte ihn doch sehr. Selbst das Schwatzen der Mädchen, das ihn sonst oft verdrossen hatte, verstärkte an diesem Morgen eher noch seine Wehmut, genauso wie der Anblick ihrer ausgeblichenen rotbraunen Röcke.

Auf dem Schulhof türmte sich der Schnee zu Bergen. Reckstange und Sprungpferd lagen tief darunter begraben. So konnten die Schüler draußen nicht nach Herzenslust herumtollen, sondern mußten drinnen spielen. Fröhliches Lärmen erfüllte die Vorhalle, den Korridor und den Turnsaal. Ushimatsu hatte bis zum Unterrichtsbeginn die Aufsicht und schaute mal hier, mal dort nach dem Rechten. Sobald er irgendwo auftauchte, rief es: »Herr Lehrer! Herr Lehrer!« Die Anhänglichkeit der Schüler rührte ihn, und das um so mehr, weil der Abschied von ihnen nahte. Daß ein paar Lehrerinnen im Korridor beieinanderstanden, zu ihm hinüberstarrten, sich dann gegenseitig vielsagende Blicke zuwarfen und hinter vorgehaltener Hand lachten, störte ihn nicht mehr sonderlich. Mutlos drückte sich Senta, der Eta-Junge aus der dritten Klasse, in einer Ecke des Turnsaals herum und schaute neidvoll auf die anderen. Wie immer schien sich keiner mit ihm abgeben zu wollen. Ushimatsu legte ihm von hinten die Hand auf die Schulter und zeigte dem Jungen, der unter demselben unglücklichen Stern wie er geboren war, ganz offen sein

Mitgefühl, ohne sich darum zu kümmern, ob ihn jemand beobachtete. Er mußte daran denken, wie er nach der Feierstunde anläßlich des kaiserlichen Geburtstages beim Tennisspiel zusammen mit diesem Jungen im Doppel gegen Ginnosuke und Bumpei verloren hatte. An dem Tag war auch Kazama verabschiedet worden.

»Momotarō, der Junge, aus dem Pfirsichkern geboren, so sanft und doch so stark...«, begannen in dem Moment ein paar Mädchen – offenbar aus der ersten Klasse – im Korridor zu singen. Ushimatsu wurden die Augen feucht.

Gleich darauf klingelte die Glocke. Mit den Strohsandalen schlurfend, kamen die Kinder durch Wolken von Staub in den Turnsaal geeilt. Die Lehrer versammelten ihre Klassen um sich. Eine Trillerpfeife ertönte, und wohlgeordnet zogen die Lehrer mit ihren Schülern ab. Die Vierte folgte Ushimatsu und marschierte mit ihm im Gleichschritt durch den langen Korridor.

3

Der Direktor und der Kreisschulinspektor saßen sich im Besucherzimmer gegenüber und warteten auf die Stadtverordneten, mit denen sie sich verabredet hatten, um gemeinsam darüber zu beraten, wie mit Ushimatsu verfahren werden sollte. Der Inspektor war allerdings schon vor der vereinbarten Zeit gekommen.

Für den Direktor war es keineswegs ein Akt von Böswilligkeit, die seiner Ansicht nach »fremden Elemente« – so pflegte er sich auszudrücken – zu entfernen. Er war ein Pädagoge alten Stils, und Welten lagen zwischen ihm und solchen jungen Leuten wie Ushimatsu und Ginnosuke. Trotzdem glaubte er, daß das Heute noch immer ihm gehöre, obwohl sich die Zeiten längst gewandelt hatten. Nichts fürchtete er mehr als das Neue. Er wollte nicht alt, nicht verdorrt erscheinen, er wollte auf ewig in Amt und Würden bleiben und nicht vor der jüngeren Generation kapitulieren. Deshalb lag ihm daran, junge Lehrer, die von Unternehmungsgeist sprühten, möglichst aus seiner Nähe zu entfernen.

Hinzu kam, daß Ushimatsu und Ginnosuke selten seine Meinung teilten – ganz im Gegensatz zu Bumpei. Oft genug gerieten

sie bei Lehrerkonferenzen aneinander. Immer und überall standen sie ihm im Wege. Am meisten ärgerte ihn aber, daß diese Grünschnäbel bei den Schülern höheres Ansehen genossen als er, der Direktor. Nein, persönliche Abneigung steckte nicht dahinter, auch um die Schule als Ganzes zusammenzuhalten, war es unumgänglich, diese Burschen zu entfernen – so verteidigte sich der Direktor vor sich selber.

»Nun könnten die Stadtverordneten aber kommen«, sagte der Inspektor, während er einen Blick auf seine Taschenuhr warf. »Übrigens, die Sache mit Segawa scheint ja nun klar zu sein.«

Der Direktor lächelte nur.

»Es wäre allerdings unklug«, fuhr der Inspektor fort, »wenn wir von uns aus darauf zu sprechen kämen. Die Herren von der Stadt müßten den ersten Schritt tun.«

»Genau das ist auch meine Meinung«, pflichtete der Direktor ihm voller Eifer bei.

»Sehen Sie, wenn Tsuchiya und Segawa weg sind, dann haben wir freie Hand. Für Segawa könnten Sie meinen Neffen einsetzen, und auch für die andere freie Stelle werde ich Ihnen jemanden empfehlen, der mir sehr geeignet scheint. Wir hätten damit unsere Position gefestigt, und Sie könnten noch lange auf Ihrem Posten bleiben.« Mit einem Lachen fügte er hinzu: »Und auch meine Bemühungen wären nicht umsonst gewesen.«

In dem Moment öffnete der Schuldiener die Tür und führte die drei Herren von der Stadt herein.

Der Direktor erhob sich, begrüßte die Gäste mit ausgesuchter Höflichkeit und bat sie, Platz zu nehmen.

»Entschuldigen Sie vielmals, daß wir uns verspätet haben«, sagte der Stadtverordnete mit der goldenen Brille in leutseligem Ton. »Aber die Geschichte mit Takayanagi hat uns bei der Wahl plötzlich vor eine ganz neue Situation gestellt.«

4

An die zwanzig Studenten vom Lehrerseminar in Nagano waren an diesem Tag zum Hospitieren in die Schule gekommen und bevölkerten den Korridor. Sie besuchten auch Ushimatsus

Klasse, und zwar gleich nach dem Moralunterricht, als er gerade mit dem Rechnen angefangen hatte und die Schüler über eine von ihm gestellte Aufgabe eifrig nachdachten. Die Tür ging auf, und die eintretenden Studenten störten für einen Moment die Ruhe. Doch gleich kehrte wieder Stille ein, und man hörte nur noch das Kratzen der Griffel auf den Schiefertafeln. Ushimatsu wanderte zwischen den Bänken auf und ab und schaute bald diesem, bald jenem mit dem schmerzlichen Gedanken an den Abschied über die Schultern. Von Zeit zu Zeit warf er einen aufmerksamen Blick auf die uniformierten Studenten, die dicht an dicht an der Wand standen und alles mit kritischer Miene verfolgten. Bilder aus seiner eigenen unbeschwerten Studentenzeit zogen in rascher Folge vor seinen Augen vorüber. Auch er hatte zusammen mit seinen Kommilitonen unter Leitung ihres Dozenten mal hier, mal dort hospitiert. Und er erinnerte sich recht gut, wie hart sie überall den Lehrern mit ihrer zwar harschen, aber keineswegs böse gemeinten Kritik zugesetzt hatten. Ja, es hatte einmal eine Zeit gegeben, da auch er die gleiche Uniform trug!

»Seid ihr fertig? Wer die Aufgabe gelöst hat, meldet sich.« Wie um die Wette flogen die Hände in die Höhe – vom Klassenersten auf der hintersten Bank bis hin zu den schwächeren Schülern. Selbst Shōgo, der seine Schwierigkeiten mit dem Rechnen hatte, hob kühn die Hand.

»Kazama!« rief Ushimatsu ihn auf, woraufhin Shōgo aufsprang und an die Tafel eilte.

Die Strahlen der Wintersonne fielen durch die Fenster und tauchten den vertrauten Klassenraum in ein verlorenes Licht. Ushimatsu sah mit einemmal alles mit anderen Augen, selbst die vier Wände und die hohe Decke, die ihm sonst keinerlei Eindruck gemacht hatten. Er richtete seinen Blick auf Shōgo, der jetzt mit Kreide das Ergebnis auf die an der Stirnseite hängende Tafel schrieb. Wie er sich mit leicht zur Seite geneigtem Kopf und hängender linker Schulter in seiner weiten Jacke mit dem Abnäher auf dem Rücken, weil sie ihm sonst noch zu lang gewesen wäre, streckte, um mit der rechten Hand möglichst weit hinaufzureichen, wirkte er gar nicht mehr so kindlich, sondern schon richtig jungenhaft. Er war ein fleißiger Schüler und hatte seine

Stärken im Malen, Schönschreiben und im Aufsatz, seine Schwächen in der Naturkunde und im Rechnen, und so kam er meistens über den fünfzehnten, sechzehnten Platz nicht hinaus. Heute aber war er seltsamerweise auch im Rechnen gut.

»Wer hat dieselbe Lösung?«

Die Hände in den hinteren Bankreihen gingen hoch. Shōgo errötete leicht und kehrte auf seinen Platz zurück. Die Studenten sahen sich gegenseitig an und lächelten – aber warum, wußten sie wahrscheinlich selber nicht.

Die Rechenstunde ging damit hin, daß Ushimatsu immer wieder neue Aufgaben stellte und den Schülern erläuterte. An diesem Tag herrschte eine erstaunliche Ruhe in der Klasse. Auch in der ersten Stunde, als die Studenten noch nicht da waren, hatte niemand einen Streich ausgeheckt. Selbst die Schlafmützen, die gern ein Nickerchen machten, oder die Techniker, die heimlich unter den Bänken einen drahtlosen Sprechverkehr betrieben, benahmen sich vorbildlich und folgten aufmerksam dem Unterricht.

Der Gedanke, heute zum letztenmal vor seinen Schülern zu stehen und zum letztenmal ihre Gesichter und den Klassenraum zu sehen, ließ Ushimatsu nicht mehr los und machte ihn beklommen, verdoppelte aber zugleich seinen Eifer.

5

»Selbstverständlich wird Ichimura nun die Wahl gewinnen«, sagte im Besucherzimmer der weißbärtige Stadtverordnete im Tonfall eines welterfahrenen Mannes. »Mit der Popularität ist das so eine Sache. So wie es jetzt um Takayanagi steht, schert sich doch kein Mensch mehr um ihn. Selbst die, die er auf seine Seite gebracht hatte, sind bestimmt schon zu Ichimura übergeschwenkt.«

»Und alles bloß, weil dieser Inoko zu Tode gekommen ist. Ichimura kann sich gar nicht genug bei ihm bedanken«, ergänzte der Bebrillte mit Nachdruck.

»So gesehen, ist also selbst ein ›Neubürger‹ nicht zu verachten«, warf der Inspektor ein, streckte die Brust vor und lachte.

»Wahrhaftig nicht!« bekräftigte der Weißbärtige und lachte

ebenfalls. »Zumal wenn er sich derart entschlossen zeigt. Aber einen wie Inoko trifft man nicht alle Tage.«

»Genau!« sagte der Abgeordnete mit dem pockennarbigen Gesicht, offenbar ein Kaufmann. »Aber jener ist jener, und dieser ist dieser.«

Daraufhin lachten alle, denn jeder wußte, wer mit »dieser« gemeint war.

»Wegen ›diesem‹, von dem soeben die Rede war, sind wir ja zusammengekommen«, ließ sich der Bebrillte wieder vernehmen, während er zwischendurch an seiner Zigarette sog. »Wir wollten Sie, Herr Inspektor, eigentlich darum bitten, etwas zu unternehmen, bevor es noch mehr Ärger in der Stadt gibt – eine Versetzung vielleicht oder die Entlassung.«

»Ich verstehe«, entgegnete der Inspektor und rieb sich die Stirn.

»Ehrlich gesagt, Segawa kann einem leid tun. Aber was soll man machen«, klagte der Weißbärtige. »Sie wissen ja, wie es bei uns aussieht. Man hat hier nicht viel im Sinn mit dieser Sorte. Sie sollen mal sehen, wenn sich das unter den Eltern herumspricht, dann weigern die sich, ihre Kinder noch länger zur Schule zu schicken. Das geht doch jetzt schon los. Selbst in der Stadtverordnetenversammlung hat es bereits geharnischte Beschwerden gegeben. Die Schulkommission rührt sich überhaupt nicht, und deshalb fällt man nun über uns her.«

»Ich kann nicht behaupten, daß das alles sehr angenehm für uns ist«, ergänzte der Pockennarbige mit einem Lachen.

»Auch für die Schule ist die ganze Angelegenheit außerordentlich bedauerlich«, versicherte der Direktor. »Segawa macht seine Arbeit gut. Das dürfte auch Ihnen bekannt sein. Ich kann mich ganz und gar auf ihn verlassen. Er ist für mich so etwas wie meine rechte Hand. Er hat wissenschaftliches Talent, ist gewissenhaft und obendrein bei den Schülern sehr beliebt. Das soll ihm einer in seinen Jahren erst mal nachmachen. Und so einen Menschen nur wegen seiner vielleicht etwas fragwürdigen Herkunft davonzujagen – wissen Sie, das will mir nicht in den Sinn. Ich möchte Sie deshalb bitten, doch alles daranzusetzen, damit er, wenn irgend möglich, hier an der Schule bleiben kann...«

»Ich habe volles Verständnis für Sie, Herr Direktor«, fiel ihm der Bebrillte ins Wort. »Und nach dem, was Sie soeben gesagt haben, fühlt sich erst recht keiner so ganz wohl bei dem, was wir besprechen müssen. Es ist wahr, in der Wissenschaft sollte man keine Standesunterschiede gelten lassen. Aber in einer Gegend wie der unsrigen, wo Aberglaube und Vorurteile so tief verwurzelt sind, werden Sie nur wenige finden, die diese edle Gesinnung mit Ihnen teilen.«

»Soweit sind wir hier noch nicht«, warf der Pockennarbige ein, woraufhin der Weißbärtige wieder das Wort nahm:

»Wenn jemand allerdings so sehr herausragt wie Inoko, dann sehen ihm die Leute alles nach. Der Beweis dafür ist, daß man ihn ohne weiteres in der Herberge aufgenommen und ihm die große Tempelhalle zur Verfügung gestellt hat, ja, und vor allem, daß gar nicht so wenige zu seinem Vortrag gekommen sind. Er hat auch nie ein Hehl aus seiner Herkunft gemacht. Und gerade weil er sich von Anfang an dazu bekannt hat, begegnen ihm die Leute eher mit einem Gefühl des Bedauerns – die menschliche Natur ist nun mal ein eigen Ding. Aber wenn man wie Segawa und Takayanagis Frau ängstlich die eigene Herkunft zu verbergen sucht und ein Geheimnis daraus macht, dann fordert man den Unwillen der Leute doch geradezu heraus.«

»Da haben Sie recht«, pflichtete ihm der Kreisschulinspektor bei.

»Wie ist es, wenn wir uns auf eine Versetzung einigten?« fragte der Bebrillte und blickte in die Runde.

»Eine Versetzung?« entrüstete sich der Inspektor. »Das geht unter diesen Umständen nicht. Welche Schule würde ihn schon haben wollen, wenn alle Welt um die Gründe weiß. – Nein, es wird wohl auf eine Entlassung hinauslaufen.«

»Wie auch immer, die Entscheidung liegt bei Ihnen«, meinte der Weißbärtige, während er seine Hände knetete. »Nur daß Sie es wissen, bei uns im Rathaus sagen einige unumwunden: ›Das ist doch eine Frechheit! Sofort raus mit dem!‹ – Nun gut, wir verlassen uns ganz auf Sie, Herr Inspektor.«

6

Ushimatsu wollte an diesem Tag wenigstens seinen Unterricht noch in gewohnter Weise zu Ende bringen und unterdrückte deshalb nach Kräften seine wachsende innere Unruhe. Schönschreiben stand für die dritte Stunde auf dem Plan. Als er nun hinter einen der fleißig übenden Schüler trat, um dessen Hand zu führen, da zitterte die Spitze des Pinsels. Die Nachbarn des Jungen, die sich aus der Bank gelehnt hatten und zuschauten, öffneten ihre mit Tusche beschmierten Münder und lachten.

Das Klingeln verkündete das Ende der dritten Stunde. Zu der Zeit waren der Inspektor und die Stadtverordneten schon gegangen. Die Studenten vom Lehrerseminar blieben, weil sie auch noch dem Unterricht am Nachmittag beiwohnen wollten. Ushimatsu überließ nach dem Essen einem Kollegen die Pausenaufsicht und begab sich in das Lehrerzimmer, um seine Sachen zu ordnen. Niemand sollte ihm hinterher Vorwürfe machen können. Deshalb sah er alles noch einmal durch, um das zurückzugeben, was zurückzugeben war. Äußerlich tat er sehr gelassen, doch sein Herz klopfte ihm zum Zerspringen. In einer Ecke des Zimmers standen einige Lehrer, die gerade nichts zu tun hatten, und redeten über den Vorfall am Tor des Hōfuku-Tempels. Die verschiedensten Vermutungen wurden darüber angestellt, was Inoko wohl veranlaßt haben könnte, sein Leben aufs Spiel zu setzen. Einer meinte, es sei aus übermäßiger Ehrsucht geschehen, ein anderer, die verzweifelten Umstände seines Daseins hätten ihn dazu getrieben, und ein dritter verstieg sich gar dazu, von geistiger Umnachtung zu sprechen. So hatte denn ein jeder seine eigene Auffassung, und wenn sich schon mal einer lobend über die Haltung Inokos äußerte, wurde diese Haltung gleich wieder seiner Lungenkrankheit zugeschrieben. Während sich Ushimatsu dieses Gerede mehr ungewollt als gewollt mit anhörte, wurde ihm bewußt, daß es ohne Mißverständnisse in dieser Welt nicht abging. Tief betrübt dachte er an die Worte Inokos: »Schweig still und stirb mannhaft wie ein Wolf.«

Für den Nachmittag standen Erdkunde und Muttersprache auf dem Plan. Als er zur letzten Stunde nicht nur mit dem Sprach-

lehrbuch, sondern auch mit den Aufsatzheften, den Schönschriftübungen und Zeichnungen, die ihm die Schüler abgeliefert hatten, in die Klasse kam, sahen ihn alle mit runden Augen neugierig an.

»Wir kriegen unsere Aufsätze zurück«, sagte einer der Schüler, ein anderer ergänzte: »Und auch unsere Bilder.« Ushimatsu legte alles vor sich auf das Pult und nahm wie gewöhnlich das Lehrbuch zur Hand, aber kaum hatte er die Hälfte des sonst üblichen Pensums geschafft, als er das Buch wieder zuklappte. Dabei wolle er es heute bewenden lassen, weil er ihnen noch etwas zu erzählen habe, sagte er, allen ins Gesicht blickend. »Herr Lehrer, eine Geschichte?« fragte sogleich einer von den ganz Flinken. »Eine Geschichte! Erzählen Sie uns bitte eine Geschichte!« hallte es daraufhin durch die Klasse.

Ushimatsus Augen glänzten feucht. Er händigte den Schülern nun erst einmal die Schönschriftübungen, Zeichnungen und Aufsätze aus. Manches davon hatte er mit Rot korrigiert, unter manches ein »Ausgezeichnet« oder ein »Sehr gut« geschrieben, manches aber auch gar nicht durchgesehen. Dafür entschuldigte er sich. Er sei nicht mehr dazu gekommen, denn heute sei sein letzter Tag in der Schule, und er stehe jetzt hier, um sich von ihnen zu verabschieden, sagte Ushimatsu und fuhr dann langsam und deutlich fort:

»Ihr wißt bestimmt, daß man die Menschen hier bei uns in den Bergen allgemein in fünf Klassen einteilt: die früheren Samurai, die Kaufleute, die Bauern, die Priester und schließlich die Eta, die Unreinen. Ihr wißt auch, daß diese Eta selbst heutzutage noch ganz für sich am Rande der Ortschaften wohnen und davon leben, daß sie Strohsandalen, wie ihr sie alle an den Füßen habt, flechten, Schuhe, Trommeln und Shamisen anfertigen oder ein Stückchen Land bestellen. Und ihr wißt, daß diese Eta mit einem Büschel Reisähren in der Hand einmal im Jahr euren Vätern und Großvätern einen Besuch abstatten, aber daß sie, wenn sie zu euch kommen, niemals das Innere des Hauses betreten dürfen, sondern im Vorraum niederknien müssen, und bewirtet man sie, wird besonderes Geschirr benutzt. Hat nun jemand aus eurer Familie in einer Siedlung der Eta zu tun, dann ist es seit alters

Sitte, daß er sich dort seine Pfeife mit einem Streichholz anbrennt und nicht mit einem Stückchen Glut aus dem Feuerbecken und daß man ihm auch keinen Schluck Tee anbietet, selbst wenn man gerade welchen trinkt. Ja, so verachtet sind die Eta. Was würdet ihr, was würden eure Eltern wohl denken, wenn einer von diesen Eta hier in diesem Klassenzimmer stünde, um euch in Muttersprache und Erdkunde zu unterrichten? – Hört gut her: Ich bin einer dieser nichtswürdigen Eta!«

Ushimatsu zitterte heftig an allen Gliedmaßen, und er stützte sich auf das Pult, als könnte er sich nicht mehr länger auf den Beinen halten. Die Schüler waren völlig sprachlos. Sie hoben die Köpfe, sperrten die Münder auf und starrten ihn entgeistert an.

»Ihr seid alle vierzehn oder fünfzehn, also in einem Alter, da man sich im Leben schon einigermaßen auskennt. Merkt euch bitte gut, was ich euch jetzt sage.« Es war Ushimatsu anzumerken, wie bitter es ihn ankam, sich von seinen Schülern trennen zu müssen. »Wenn ihr später einmal, nach fünf oder zehn Jahren, an eure Schulzeit zurückdenkt, kann ich nur hoffen, daß ihr euch dann vielleicht erinnert: Damals in der Vierten hatten wir einen Lehrer, der hieß Segawa. Das war ein Eta. Nachdem er uns seine Herkunft gestanden hat, ist er gegangen, hat uns zum Abschied viel Glück und Erfolg im Leben gewünscht und gesagt, daß er jedes neue Jahr genauso wie wir mit einem Schluck von dem Festtagswein willkommen heißt und zum Kaisergeburtstag genauso wie wir die Nationalhymne singt. Nun wißt ihr, wer ich bin, und werdet euch bestimmt vor Ekel schütteln. Ja, aber trotz meiner nichtswürdigen Geburt habe ich mich Tag für Tag ehrlichen Herzens bemüht, euch etwas beizubringen und euch zu edlem Denken zu erziehen. Haltet mir wenigstens das zugute und verzeiht mir!« Ushimatsu senkte den Kopf und fügte dann hinzu: »Wenn ihr heute nach Hause kommt, sagt euren Eltern, daß ich mich schuldig fühle, weil ich bis zum heutigen Tag meine Herkunft verheimlicht habe, und sagt ihnen auch, daß ich euch alles gestanden und euch um Verzeihung gebeten habe, sagt ihnen, daß ich ein Eta, ein Unreiner, ein Ausgestoßener bin.« Er glaubte wohl, seine Worte allein genügten noch nicht, denn er trat ein paar Schritte zurück, fiel auf die Knie und sagte: »Bitte verzeiht mir!«

Die Schüler in der hintersten Reihe sprangen auf. Andere taten es ihnen nach, und schon stand die ganze Klasse. Einige stiegen auf die Stühle, andere traten hinter ihrer Bank hervor, und einige rannten schreiend hinaus auf den Korridor. In dem Augenblick klingelte es. Die Türen der Klassenzimmer flogen auf. Schüler und Lehrer anderer Klassen kamen wie eine Woge in Ushimatsus Raum gestürzt.

Ginnosuke gehörte seit dem ersten Dezember zwar nicht mehr zur Schule, war jedoch an diesem Tag gegen halb zwei noch einmal gekommen, um ein paar persönliche Dinge zu erledigen. Er unterhielt sich gerade im Lehrerzimmer, als er plötzlich von der Sache mit Ushimatsu erfuhr. Sofort stürzte er aus dem Zimmer, durchquerte die Vorhalle und rannte den langen Korridor hinunter, vorbei an Gruppen von Mädchen, die sich schon ihre Schultertücher umgelegt und ihre violetten Mützen aufgesetzt hatten, jetzt aber aufgeregt über Ushimatsu redeten und vergessen zu haben schienen, daß sie eigentlich nach Hause gehen wollten. Die Jungen waren im Turnsaal zusammengeströmt und redeten ebenfalls über Ushimatsu. Ginnosuke bahnte sich einen Weg durch die Schüler, die links und rechts an ihm vorbeirannten. Dicht vor dem Klassenraum der Vierten sah er Ushimatsu, umringt vom Direktor, von fünf, sechs Lehrern, darunter Bumpei, und von seinen Schülern. Auch die Studenten, die zum Hospitieren gekommen waren, standen mit völlig verblüfften Gesichtern da.

Ushimatsu lag, als wäre er von Sinnen, vor den Kollegen auf den Knien, die Stirn im Schmutz des Fußbodens. Beim Anblick dieses traurigen Bildes packte Ginnosuke ein so unerträgliches Mitleid, daß er hinzusprang, Ushimatsu aufhob und ihm den Staub von den Kleidern klopfte.

»Tsuchiya, verzeih mir! Verzeih mir!« stammelte Ushimatsu halb wie im Fieberwahn wieder und wieder vor sich hin, während ihm die Tränen übers Gesicht rannen.

»Schon gut, schon gut. Ich kann mir denken, wie dir zumute ist«, sagte Ginnosuke. »Dein Entlassungsgesuch hast du doch sicher schon bei dir. Ich erledige das alles, und du gehst sofort nach Hause! Hörst du!«

7

Die Schüler der Vierten zogen sich in ihren Klassenraum zurück, um darüber zu beraten, was sich für ihren geliebten Lehrer tun ließe. Sie waren zwar noch viel zu unerfahren, um zu wissen, wie kompliziert es in der Welt zuging, ahnten aber sehr wohl, was Ushimatsu bewegte, und wollten ihn unbedingt als Lehrer behalten. Sie könnten nicht einfach schweigend zusehen, sondern müßten alle zusammen dem Direktor ihre Bitte vortragen, meinte der Klassensprecher, ein Junge von fünfzehn Jahren, und fand damit Zustimmung.

»Los, gehen wir!« rief einer der Schüler, seinem Aussehen nach ein Bauernsohn.

Die Entscheidung war gefallen, und mit Ausnahme derjenigen, die für Ordnung zu sorgen hatten, verließen alle – auch Shōgo – den Klassenraum.

Der Direktor unterhielt sich gerade mit Bumpei, als die Schüler der Vierten in seinem Zimmer erschienen. Er wußte sofort, was sie wollten, tat aber überrascht und fragte mit gespielter Ahnungslosigkeit:

»Was möchtet ihr denn?«

Der Klassensprecher trat an den Tisch. Der Direktor und Bumpei sahen ihn scharf an. Verglichen mit Shōgo und den anderen, wirkte der Junge viel reifer, und was er zu sagen hatte, sagte er im Namen der ganzen Klasse auch klar und bestimmt:

»Herr Direktor, wir haben eine Bitte. Könnten Sie nicht dafür sorgen, daß unser Lehrer bleibt?« Ob er nun ein Eta, ein Unreiner, sei oder nicht, fuhr der Junge fort, sei ihnen gleichgültig. Es gebe doch auch Kinder von ›Neubürgern‹ unter den Schülern. Warum sollte dann ein ›Neubürger‹ nicht ihr Lehrer sein. Jedenfalls wünsche sich die ganze Klasse, weiter von ihm unterrichtet zu werden. »Wir bitten Sie sehr, Herr Direktor«, sagte er zum Schluß und verbeugte sich. Die anderen taten es ihm nach.

Der Direktor erhob sich von seinem Stuhl.

»Das ist ja alles gut und schön«, erwiderte er und blickte dabei die Jungen an. »Und wenn euch so sehr daran gelegen ist, euren Lehrer zu behalten, will ich sehn, was ich tun kann. Aber alles

muß seine Ordnung haben. Wenn ihr eine Bitte habt, dann gehört es sich, daß ihr einen Vertreter bestimmt und mir ein Schreiben vorlegt. Was ist denn das für ein Benehmen, hier alle Mann hoch hereingestürmt zu kommen und von mir zu verlangen, ich soll dafür sorgen, daß euer Lehrer hier an der Schule bleibt!«

Der Klassensprecher setzte zu einer Entschuldigung an, aber seine Worte erstickten in Tränen.

»Nun hört mir mal gut zu«, sagte der Direktor nach einer Weile und entfaltete ein Schreiben, das auf seinem Tisch lag. »Das hier ist das Entlassungsgesuch eures Lehrers. Ich muß es erst einmal an den Kreisschulinspektor weiterleiten und auch an die Schulkommission der Stadt. Persönlich kann ich eurem Lehrer noch so sehr helfen wollen, das nützt gar nichts, wenn man dort anderer Meinung ist.« In einem etwas sanfteren Ton ergänzte er: »Ihr müßt verstehen, daß es nicht in meiner Macht liegt, eine solche Sache allein zu entscheiden. Mir würde es ebenso leid tun wie euch, einen so guten Lehrer zu verlieren. Doch nun geht nach Hause und macht eure Aufgaben. Auch ohne daß ihr euch da einmischt, wird die Schule selbstverständlich ihr Bestes tun. – Für euch ist das wichtigste, fleißig zu lernen.«

Bumpei hatte mit über der Brust verschränkten Armen zugehört. Der Direktor blickte den mit enttäuschten Gesichtern abziehenden Schülern nach, lächelte kalt und schloß hinter ihnen die Tür.

22. KAPITEL

1

Entschuldigung! Ist Segawa hier?« rief Ginnosuke am Eingang von Kazamas Behausung. Die Sorge um den Freund hatte ihn hierhergetrieben.

O-Shio kam herausgestürzt.

»Herr Segawa? Der ist gerade wieder gegangen.«

»Gerade wieder gegangen?« wunderte sich Ginnosuke und starrte dem Mädchen ins Gesicht. »Und wohin? Wissen Sie das vielleicht?«

»Ich bin mir nicht ganz sicher.« O-Shio zögerte. »Aber soweit ich ihn verstanden habe, wollte er in die Herberge zu Herrn Ichimura. Inokos Frau soll heute aus Tōkyō kommen, deshalb...«

»Zu Ichimura? Das beruhigt mich.« Ginnosuke stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. »Ich hab mir mächtige Sorgen gemacht und bin zuerst in den Tempel gelaufen. Aber dort hieß es, er sei noch nicht aus der Schule zurück. Daraufhin bin ich zu Ichimura in die Herberge gegangen, da war er auch nicht. Ja, und da hab ich mir gesagt, vielleicht ist er hier.« Er dachte einen Augenblick nach. »Hm ... Also er war bei Ihnen?«

»Ja, sie hätten sich eigentlich draußen begegnen müssen.« O-Shio errötete leicht. »Wollen Sie nicht hereinkommen? Es sieht zwar schlimm aus ..«, sagte sie und geleitete ihn zur Feuerstelle.

Die Tränen in ihren verweinten Augen waren noch nicht getrocknet. Ginnosuke brauchte sich dieses Gesicht nur anzusehen, um ungefähr zu wissen, was Ushimatsu ihr zum Abschied gesagt hatte. Sein Freund schien tatsächlich zu allem entschlossen. – Daß er im Korridor der Schule vor den Kollegen und Schülern auf die Knie gefallen war und sich unumwunden zu seiner Herkunft bekannt hatte, sagte mehr als genug. Er mußte ihm helfen! Und er mußte auch mit O-Shio darüber reden, aber nicht, ohne zu wissen, wie es um sie selber stand.

O-Shio faßte in ihrer Not sogleich Vertrauen zu Ginnosuke, und das um so mehr, als ihr seine enge Freundschaft zu Ushimatsu nur allzu bekannt war. Er wird mich verstehen und mir mit Anteilnahme zuhören, sagte sie sich, und der Gedanke tröstete sie. Doch als er sie dann fragte, warum sie hierher in das Haus ihres Vaters zurückgekehrt sei, schlug ihr das Herz bis zum Hals, so daß sie nicht mehr wußte, wo sie anfangen sollte. Erzähle ich ihm in allen Einzelheiten, was mich dazu gebracht hat, aus dem Tempel zu fliehen? dachte sie. Dabei wären ihr fast wieder die Tränen gekommen. In ihrer empfindsamen Art schien sie sich des Anblicks der verrußten Lehmwände, die sie jetzt umgaben, zu schämen, und während sie sprach, nestelte sie andauernd an ihrem Kimono oder warf Reisig ins Feuer. Bevor sie sich entschlossen

habe, den Tempel zu verlassen, so erzählte sie, habe sie geweint und geweint, bis selbst die letzte Träne versiegt sei, zumal da auch die harschen Worte ihres Vaters gewesen seien: »Selbst wenn der Tempelherr sich nicht wie ein Vater verhält, denk stets daran, daß du ihm Dank schuldest, denn er hat dich aufgezogen. Die Leute haben dich aufgenommen, und du bist nun mal ihre Tochter und kannst nicht mehr nach Hause zurück, so bitter das auch sein mag.« – So sei sie unter dem düsteren Himmel dahingeirrt und habe nicht gewußt wohin.

Tief betrübt und wie betäubt war O-Shio durch die Straßen gelaufen, als sie plötzlich einen im Schnee liegenden Mann erblickte – einen Betrunkenen. Ihren Vater! Mit einem fürchterlichen Schreck in den Gliedern fragte sie sich, ob er schon erfroren sei. Zufällig kam in dem Moment Otosaku daher. Sie rief ihn an. Gemeinsam halfen sie ihrem Vater auf und schafften ihn nach Hause. Nur ein wenig später, und er wäre nicht mehr am Leben gewesen. Seither lag er zu Bett. Der Arzt machte ihr wenig Aussichten, weil der Körper allzusehr geschwächt sei.

Aber das sei längst nicht alles gewesen, erzählte sie weiter. Noch mehr Unglück habe sie unter diesem Dach erwartet: Weder von ihrer Stiefmutter noch von ihren Stiefgeschwistern sei eine Spur vorhanden gewesen. Von der Nachbarin habe sie später erfahren:

Am Abend zuvor war es zu einem heftigen Streit zwischen den Eheleuten gekommen. Die Stiefmutter hatte laut weinend darüber geklagt, daß sie nicht mehr wisse, wovon sie die Familie ernähren solle, und sie hatte dem Vater Vorwürfe gemacht wegen seiner Trinkerei und auch wegen O-Shio. Am Morgen hat sie dann die Abwesenheit des Vaters genutzt und ist davongelaufen – wahrscheinlich nach Shimotakai in ihr Elternhaus –, und zwar nur mit dreien von ihren eigenen Kindern. Irgend etwas schien sie dazu bewogen zu haben, die ziemlich stille O-Sue zurückzulassen, die ewig ungezogene O-Saku aber mitzunehmen. Die Nachbarin hatte gesehen, wie sie, ihr Jüngstes auf dem Rücken und O-Saku an der Hand, losgezogen war, zusammen mit einem fremden Mann, der Susumu bei der Hand hielt, wobei sich der Junge immer wieder umschaute.

Ihre einzige Stütze sei Otosaku; er und seine Frau kämen jeden Tag, brächten was zu essen und trösteten ihren ehemaligen Herrn. O-Sue hätten sie zu sich ins Haus genommen, um sich besser um sie kümmern zu können. – So stand es also um die aus bitterer Not zerfallene Familie Kazamas.

»Dann leben Sie jetzt hier zu dritt, Ihr Vater, Sie und Shōgo?« fragte Ginnosuke voller Mitgefühl.

O-Shio, Tränen in den Augen, antwortete mit einem kurzen »Ja« und strich sich das Haar aus dem Gesicht.

2

Nach einer kleinen Pause kamen die beiden auf Ushimatsu zu sprechen. Als O-Shio sah, wie bekümmert Ginnosuke um den Freund war, drängte es sie förmlich danach, ihm alles zu eröffnen, und sie erzählte ihm, daß Ushimatsu, totenbleich und mit tieftraurigen Augen, zum Abschied kaum einen zusammenhängenden Satz herausgebracht habe, weil er in seiner inneren Bedrängnis offenbar nicht mehr imstande gewesen sei, das in Worten auszudrücken, was ihn bewege. Wenn sie ihn nicht ganz und gar vergäße, dann sollte sie an ihn nur als an einen Menschen denken, der in den Augen der Welt schuldig sei. Daraufhin sei er vor ihr auf die Knie gefallen und habe ihr tapfer seine Herkunft gestanden.

»Er tat mir so leid«, fügte O-Shio hinzu. »Ich wollte ihn noch so vieles fragen. Aber er hatte bereits seinen Hut aufgesetzt und war im nächsten Moment auch schon aus der Tür. – Hinterher habe ich geweint, ich weiß nicht, wie.«

»Genauso hab ich's mir gedacht«, seufzte Ginnosuke. »Sie waren sicherlich sehr erschrocken, als Sie nun zum erstenmal von seiner Abstammung hörten?«

»Nein!« antwortete sie mit Nachdruck.

Ginnosukes Augen weiteten sich.

»Ich wußte es doch schon. – Herr Katsuno muß irgendwo davon gehört haben und hat es mir erzählt.«

Bei dieser Antwort fuhr Ginnosuke zusammen, er verfluchte Katsuno im stillen und fragte sich, was er wohl damit bezweckt

habe, als er ihr das einflüsterte. Wie im Selbstgespräch murmelte er vor sich hin: »Ein Schwätzer ist das! Dagegen kommt man nicht an!« Er dachte einen Augenblick nach.

»Sagen Sie«, fuhr er dann fort, »hat Katsuno sich denn oft im Tempel sehen lassen?«

»Ja, ziemlich oft. Sie wissen doch, die Mutter hat immer gern jemanden um sich, mit dem sie sich unterhalten kann, am liebsten Männer, weil die ungezwungener sind.«

»Wie ist er überhaupt darauf gekommen, Ihnen das zu erzählen?«

»Das war ganz seltsam«, sagte O-Shio, zögerte dann aber.

»Seltsam? – Was meinen Sie damit?«

»Er sprach von verwandtschaftlichen Beziehungen und davon, daß er bald Karriere machen werde . . .«

»Karriere machen werde!« Ginnosuke lachte, als wollte er denjenigen, der nicht da war, verhöhnen.

»Sieh mal einer an! Das hat er gesagt?«

»Ja, und dann . . .« O-Shio unterbrach sich und schaute nachdenklich drein. ». . . dann hat er ganz häßlich von Herrn Segawa gesprochen. Und da habe ich's zum erstenmal erfahren.«

»Aha! So war das also. Das heißt, er hat Ihnen das erzählt«, sagte Ginnosuke und blickte ihr fest in die Augen. Doch plötzlich polterte er los: »Eine Unverschämtheit! Damit hausieren zu gehen!«

»So etwas hätte ich Herrn Katsuno auch nie zugetraut. Er hat schlimme Wörter gebraucht und nicht einfach nur so dahergeredet. – Wenn Sie wüßten, wie sehr er mich damit verletzt hat!«

»Dann tut auch Ihnen Segawa leid?«

»Ja! Wieso fragen Sie? Ob ›Neubürger‹ oder nicht, ist ein ordentlicher Mensch nicht allemal besser als so ein Heuchler wie dieser Herr Katsuno?« sagte O-Shio völlig unbefangen, senkte aber gleich darauf den Blick und betrachtete eine Weile ihre mädchenhaften Hände.

Ginnosuke stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Warum geht es in der Welt bloß so ungerecht zu? Wenn ich an Segawa denke, heulen könnte ich. Überlegen Sie mal! Nur weil er von anderer Abstammung ist, muß er seinen Beruf aufgeben und

alle Hoffnungen auf einen guten Namen fahrenlassen! – Ist das nicht schrecklich?«

»Aber was kann er dafür? Er hat sich doch seine Eltern nicht ausgesucht.«

»Genau! Das ist es! Er kann nichts dafür. – Ich bin ja so froh, daß Sie das gesagt haben. Denn um ehrlich zu sein, ich hatte schon befürchtet, Sie könnten Ihre Meinung über Segawa geändert haben, seit Sie von seiner Herkunft wissen.«

»Warum?«

»Weil das nun mal so ist.«

»Vielleicht bei anderen, aber nicht bei mir.«

»Wirklich? Sind Sie sich sicher?«

»Ich verstehe Sie nicht. Wie ernst es mir damit ist, hätten Sie doch merken müssen.«

»Dann möchte ich Sie etwas fragen.«

»Ja, und was?«

Sie ahnte es, und eine leichte Röte stieg ihr ins Gesicht.

3

Ein kraftloses Husten war zu hören. O-Shio horchte auf und lauschte besorgt, erhob sich schließlich mit einer Geste der Entschuldigung und eilte nach hinten. Allein gelassen, starrte Ginnosuke in das flackernde Reisigfeuer. O-Shio machte ihm nicht den Eindruck, als würde sie sich unterkriegen lassen, so traurig auch alles um sie herum war. Die Frauen hier im nördlichen Teil Shinshūs, daran gewöhnt, dem harten Klima zu trotzen, sind alle von standhafter Natur. Man könnte fast sagen, daß es ihnen gegeben ist, Leiden zu ertragen. Das gilt auch für O-Shio; bei aller Sanftmut weiß sie doch genau, was sie will, sagte sich Ginnosuke und überlegte fortwährend, wie er es am besten anstellte, die Rede auf das zu bringen, was sein Freund für sie empfand.

O-Shio kam bald wieder aus dem hinteren Zimmer zurück.

»Wie geht es Ihrem Vater?« erkundigte sich Ginnosuke teilnahmsvoll.

»Nicht besser und nicht schlechter«, antwortete O-Shio mut-

los. »Er hat nur ein bißchen Brei gegessen. Mehr möchte er heute nicht, hat er gesagt. Den ganzen Tag über schläft er. Wie kommt das bloß?«

»Das ist kein gutes Zeichen.«

»Lange wird er es wohl nicht mehr machen«, seufzte O-Shio. »Herr Segawa hat so viel für ihn getan, und nun ist es soweit, daß mir selbst der Arzt kaum noch Hoffnungen macht.« Wieder strich sie sich das Haar aus dem Gesicht.

»Was die Menschen doch für ein unterschiedliches Leben haben«, meinte Ginnosuke, sehr traurig gestimmt, nachdem er sich in Gedanken noch einmal O-Shios Lage ausgemalt hatte. »Manche wachsen wohlbehütet in einer glücklichen Familie heran, und alles Leid bleibt ihnen erspart. Andere hingegen werden schon von Kindheit an nur von Kummer und Schmerz verfolgt. Aber von den Stürmen des Lebens hin und her geworfen, wird ihre Natur gestählt. Was red ich! Sie haben das alles am eigenen Leibe erfahren und wissen, was es heißt, leiden und kämpfen zu müssen. Und ich denk mir, daß jemandem wie Ihnen auf der einen Seite zwar traurige Tage beschieden sind, wie sie die anderen kaum kennen, dafür aber auch solche glücklichen Tage, wie sie die anderen ebensowenig kennen.«

»Glückliche Tage?« O-Shio lächelte verloren. »Glauben Sie, daß ich jemals glückliche Tage erleben werde?«

»Davon bin ich fest überzeugt«, erwiderte Ginnosuke mit Nachdruck.

»Ich nicht, wenn ich mir überlege, was bisher alles war. Warum mußte man mich auch in den Tempel geben! Ich habe der Mutter dort schrecklichen Kummer bereitet, dadurch, daß ich weggegangen bin und sie allein gelassen habe. Wenn Sie wüßten, wie es vorher um mich bestellt war . . .«

»Ich kann's mir vorstellen.«

»Wohl kaum! Ich war schon mehr tot als lebendig. Nur noch das Mitgefühl gab mir die Kraft . . . weiterzuleben . . .«

»Segawa hat es hart getroffen und Sie auch. Und gerade weil Sie so viel Schlimmes durchgemacht haben, denk ich mir, daß Sie's ihm am besten nachfühlen können. Offen gesagt, ich möchte Sie bitten, meinem Freund zu helfen.«

»Ihm helfen?« Ein helles Leuchten stand plötzlich in ihren Augen. »Wenn ich das könnte ... alles würde ich tun!«

»Natürlich können Sie.«

»Ich?«

Sie schwiegen beide eine Weile.

»Am besten, ich erzähle Ihnen alles frei heraus«, begann Ginnosuke und ereiferte sich. »Wir hatten zusammen Nachtwache, und weil ich endlich mal wissen wollte, was mit ihm los ist, hab ich zu ihm gesagt: ›Wie wär's denn, wenn du mich wenigstens ein bißchen ins Vertrauen ziehen würdest, statt dich andauernd allein herumzuquälen. Vielleicht glaubst du, ein so nüchterner Mensch wie ich würde dich sowieso nicht verstehen. Aber soweit solltest du mich eigentlich kennen, daß ich bei aller Nüchternheit nicht kaltherzig bin. Ich finde, du machst dir das Leben unnötig schwer. Wozu hast du einen Freund? Meinst du nicht, daß der dir helfen könnte?‹ Da hat er dann zum erstenmal von Ihnen gesprochen. ›Hm‹, hat er gesagt, ›du hast schon richtig vermutet, bloß merk dir, für mich ist sie gestorben.‹ – Und warum hat er das gesagt? Weil er annahm, daß er sich wegen seiner Herkunft erst gar keine Hoffnungen zu machen brauchte. Deshalb hat er versucht, Sie aus seinem Herzen zu verbannen. – Gibt es eine traurigere Liebe? Und dann ist er zu Ihnen gekommen und hat Ihnen seine Herkunft gestanden, aus der er so lange ein Geheimnis gemacht hatte. Das muß Ihnen doch sagen, was er für Sie fühlt. Und da meinen Sie, daß Sie ihm nicht beistehen könnten?«

»Ich weiß nicht, was ich Ihnen anderes darauf antworten soll, als daß ich ihm ja beistehen will.« O-Shio errötete bis hinter die Ohren.

»Ein Leben lang?«

»Ja, mein ganzes Leben lang!«

Ginnosuke erstaunte die Antwort von O-Shio. Dieser eine Atemzug, in dem sie den Satz gesprochen hatte, offenbarte alles – Liebe, Tränen, Entschlossenheit.

4

Nachdem Ginnosuke ihr versprochen hatte wiederzukommen, war er schon im Begriff aufzustehen, um in die Herberge des Rechtsanwalts zu eilen und seinem Freund die gute Nachricht zu überbringen, als O-Shio ihn noch einmal zurückhielt.

»Ich habe eine Bitte«, sagte sie. »Ich möchte gern die ›Bekenntnisse‹ lesen, auch wenn ich glaube, daß ich sie kaum verstehen werde. Sollten Sie dieses Buch haben, würden Sie es mir dann mal borgen?«

»Die ›Bekenntnisse‹?«

»Na, das Buch, das Herr Inoko geschrieben hat.«

»Ach so! Woher wissen Sie überhaupt davon?«

»Ihr Freund hat doch oft genug darin gelesen.«

»Ich kümmere mich drum. Segawa hat es bestimmt. Wenn nicht, werden wir es schon irgendwo auftreiben, damit Sie es in die Hand bekommen.«

Nach diesen Worten machte sich Ginnosuke auf den Weg in die Herberge des Rechtsanwalts. Als er dort eintraf, versammelte sich gerade Gruppe für Gruppe an Inokos Leichnam, um für das Seelenheil des Toten zu beten, bevor er ins Krematorium gebracht wurde. Ein bejahrter Priester aus dem Hōfuku-Tempel las aus den heiligen Schriften. Inokos Frau, die am Nachmittag aus Tōkyō eingetroffen war, der Rechtsanwalt und Ushimatsu verharrten in ehrfürchtigem Schweigen. Auch die Leute aus der Herberge traten nacheinander zum Gebet vor den Verstorbenen hin, weil es den Menschen immer besonders zu Herzen geht, wenn jemand während einer Reise sein Leben in der Fremde lassen muß. Selbst die Gäste der Herberge, die überhaupt keine Beziehungen zu dem Toten hatten, standen auf dem Korridor und lauschten dem traurigen Klang des Schlagholzes, von dem die Lesung der heiligen Schriften begleitet wurde.

Als der Weihrauch abgebrannt war und der Priester die Totenmesse für eine Weile unterbrach, wechselte Ginnosuke zum erstenmal ein paar Worte mit der Witwe, nachdem ihn Ushimatsu vorgestellt hatte. Aber viele drängten zu ihr heran, auch ein Reporter der Naganoer Zeitung mit einem Notizblock in der Hand.

»Verzeihung, sind Sie Frau Inoko?« fragte er in sehr sachlich klingendem Ton.

»Ja«, antwortete die Witwe.

»Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Anteilnahme ausspreche. Ich habe Ihren Gatten zwar nicht persönlich gekannt, aber viel von ihm gehört und stets eine heimliche Verehrung für ihn gehegt...«

Ein jeder verknüpfte seine Beileidsbezeugung mit Worten der Erinnerung an den Verstorbenen. Es war von nichts anderem als von ihm die Rede. Schließlich begann die Witwe über die gemeinsamen Tage in Shinshū zu sprechen, erwähnte auch ihren absonderlichen Traum in der Nacht vor ihrer Rückkehr nach Tōkyō, die Ängste, die sie danach um ihren Mann befallen hätten, und wie ungehalten er gewesen sei, als sie ihm davon erzählt habe. Wenn sie sich jetzt dieses und jenes vergegenwärtige, könne sie sich des Eindrucks nicht erwehren, daß er zu der Zeit schon so eine Art Vorahnung gehabt haben müsse. – Die letzten Tage vor Einbruch des Winters in Shinshū seien schön, er habe seine Freude an dieser Reise und sie solle nur ruhig zu Hause auf ihn warten, er werde ihr auch ein hübsches Geschenk mitbringen – das seien nun seine Abschiedsworte für immer geworden. Sie bedauerte sehr, sagte sie dann, daß durch dieses unerwartete Ereignis so vielen Leuten Ungelegenheiten bereitet worden seien.

Die bei aller Trauer doch sehr schlichten Worte der Witwe erregten mehr Anteilnahme, als es jeder Gefühlsausbruch vermocht hätte.

Der Rechtsanwalt nahm Ginnosuke beiseite und zog ihn in eine Ecke des Zimmers, weil er mit ihm über Ushimatsu reden wollte. Nach dem, was geschehen sei, so meinte er, könne Ushimatsu nicht länger in Iiyama bleiben, und da die Witwe bei der Überführung von Inokos Asche um männlichen Beistand gebeten habe, würde es für ihn das beste sein, mit ihr zusammen nach Tōkyō zu fahren. – Eigentlich hätte er selber die Begleitung übernehmen müssen, aber das habe die Witwe strikt abgelehnt, weil die Wahl vor der Tür stünde und es der Seele des Verstorbenen eher zum Trost gereichen würde, wenn er sich mit aller Kraft dafür einsetzte. Womit sie ja durchaus recht habe. So sei er denn auf

Ushimatsu gekommen. Die Reisekosten übernehme selbstverständlich er.

»Ich habe in dem Sinne schon mit Segawa gesprochen«, fügte der Rechtsanwalt hinzu und blickte Ginnosuke an. »Bloß, wie wird sich die Schule dazu stellen?«

»Die Schule? Die wird bestimmt nichts dagegen einzuwenden haben. Schon vorher war unterderhand die Rede davon, Segawa zu entlassen. Nach Aussage des Direktors scheint das ebenfalls in der Absicht des Kreisschulinspektors zu liegen. Das mit der Schule erledige ich, so gut ich kann. Ich meine nämlich auch, Segawa sollte so schnell wie möglich weg von hier.«

Während sie miteinander sprachen, war der Sarg gebracht worden. Der Priester stimmte erneut ein Gebet an, und alle versammelten sich noch einmal um den Toten, um nun endgültig von ihm Abschied zu nehmen. Als dann der Sarg in dem ringsum schon verblassenden Tageslicht auf den Schlitten gestellt wurde, um ihn ins Krematorium zu schaffen, brach die Witwe in die Knie und begann hemmungslos zu weinen.

5

Vom Krematorium zurückgekehrt, wo sie bis zum Entzünden des Feuers geblieben waren, hatten sich Ushimatsu, der Rechtsanwalt und Ginnosuke um das Feuerbecken in einem der Hinterzimmer des »Ogiya« gehockt. Das Schicksal, das Ushimatsu bisher nicht hold gewesen war, schien ihm jetzt ein wenig zu lachen. Durch den Mund des Rechtsanwalts raunte es ihm wider alle Erwartung etwas zu, was Hoffnungen keimen ließ: Ohinata, der aus dem Krankenhaus vertrieben und aus der Herberge im Takajō-Viertel verjagt worden war, hatte, durch diese Entwürdigung bis zum äußersten angestachelt, den Plan gefaßt, sich im amerikanischen Texas eine Farm zuzulegen, und den Rechtsanwalt schon vor einiger Zeit gebeten, ihm einen gebildeten zuverlässigen jungen Mann zu empfehlen, der ihm bei diesem Unternehmen behilflich sein könnte. Ohinata würde sich über Ushimatsu, zumal er von gleicher Abstammung sei, bestimmt freuen. Ushimatsu brauchte nur ja zu sagen. Ob ihn Texas denn

nicht reize, wollte der Rechtsanwalt wissen. Es hinge von seiner Tüchtigkeit ab, aber er könnte gewiß eine Menge dazulernen.

Ginnosuke war sofort Feuer und Flamme und redete Ushimatsu zu. »Siehst du«, sagte er, »da bewahrheitet sich wieder mal das Sprichwort: Hat ein Gott dich verraten, rettet dich ein anderer.«

»Für übermorgen früh bin ich hier mit Ohinata verabredet. Hm, das paßt gut. Dann können Sie gleich selber mit ihm reden.«

Die Worte des Rechtsanwalts hatten die dahingewelkten Lebensgeister Ushimatsus wiedererweckt. Er brannte geradezu darauf, sich mit Ohinata zu treffen und, wenn es sich denn so ergeben sollte, dessen Angebot anzunehmen.

Aber das war noch nicht alles für diesen Tag. Wie tief bewegt war Ushimatsu erst, als Ginnosuke zu ihm von O-Shio sprach, von ihrem Entschluß, von ihren Tränen, und wie sehr schmerzte es ihn, zu hören, was bei O-Shio alles zusammengekommen war: die Krankheit ihres Vaters, der Weggang ihrer Stiefmutter. Gab es denn wirklich jemanden, der um ihn heimliche Tränen vergoß, nachdem er, verzweifelt und bar jeder Hoffnung, seine Herkunft gestanden hatte und gegangen war? Jemanden, der bereit war, mit einem nichtswürdigen Eta wie ihm, nachdem er seine Scham überwunden und aus tiefster Seele gebeichtet hatte, das Leben zu teilen?

»Ich sag dir nur, Segawa, das ist ein Mädchen, das ganz genau weiß, was es will«, fügte Ginnosuke abschließend hinzu.

Am nächsten Tag ging Ginnosuke für seinen Freund in die Schule, in den Lotosblütentempel und zu O-Shio. Er ließ es sich auch angelegen sein, dessen Sachen zusammenzuräumen, sie zu sortieren und zu entscheiden, was Ushimatsu sofort brauchte und was vorerst im Tempel aufbewahrt werden sollte. Außerdem erzählte er dem Rechtsanwalt und der Witwe von O-Shio. Und weil Frauen füreinander schnell tiefes Mitgefühl empfinden, war die Witwe auch sehr bewegt, als sie von O-Shios unglücklichen Lebensumständen hörte. Sie würde sie später gern zu sich ins Haus nach Tōkyō nehmen und für sie wie für eine Schwester die Hoch-

zeit ausrichten, sobald Ushimatsus Zukunft entschieden sei, sagte sie. Auch der Rechtsanwalt versprach zu helfen.

So überließ Ushimatsu denn alles dem Rechtsanwalt und Ginnosuke, nachdem er sich entschlossen hatte, Iiyama rasch zu verlassen.

23. KAPITEL

1

Schließlich war der Tag der Abreise gekommen. Seit dem ersten Morgengrauen fiel Schneeregen. Das Wetter machte alle im »Ogiya« noch bedrückter, als sie angesichts des bevorstehenden Aufbruchs ohnehin schon waren.

Zu früher Stunde fuhr ein Schlitten vor. Ein in einen dicken Mantel gehüllter Herr stieg aus und bat den Schlittenzieher, ihn beim Rechtsanwalt zu melden.

»Ah, Sie sind's, Ohinata!« rief ihm der Anwalt zur Begrüßung zu.

Ohinata war, kaum daß der Tag dämmerte, aus Shimatakai abgefahren, um die Verabredung pünktlich einzuhalten. Ichimura forderte ihn auf, hereinzukommen, aber Ohinata weigerte sich und blieb am Eingang auf der Schwelle sitzen, als er sich von dem Anwalt eine Rechtsauskunft erteilen ließ. Sowie er sie erhalten hatte, äußerte er ein paar Worte des Bedauerns über den Tod Inokos und wäre sofort danach auch wieder gegangen, wenn Ichimura nicht angefangen hätte, ihm von Ushimatsu zu erzählen.

»Nun kommen Sie schon herein. – Inokos Frau ist da, und auch Segawa, von dem ich Ihnen soeben gesprochen habe. Ich hätte gern, daß Sie mit ihm selber reden. Hier draußen kann man sich doch nicht richtig unterhalten«, drängte der Rechtsanwalt.

Über Ohinatas Gesicht glitt nur ein bitteres Lächeln. Trotz allen Zuredens setzte er keinen Fuß über die Schwelle. Er werde demnächst sowieso nach Tōkyō fahren, sagte er, und da er dann ohnehin die Absicht habe, Frau Inoko zu besuchen, könne er bei der Gelegenheit auch mit Ushimatsu sprechen. Und wenn der junge Mann wirklich so zuverlässig sei, stünde dem ja weiter

nichts im Wege. Die Einzelheiten werde er mit ihm in Tōkyō bereden. Und dabei blieb er.

»Haben Sie es denn heute so eilig?«

»Nein, eilig habe ich's nicht . . .«

In dem Augenblick bemerkte der Rechtsanwalt, wie der Schatten eines tiefsitzenden Schmerzes über Ohinatas Gesicht huschte.

»Ja, wie wär's denn . . .«, sagte der Rechtsanwalt und überlegte. An der »Oberen Fährstelle« gebe es auf dem jenseitigen Ufer ein Rasthaus, erklärte er Ohinata. Bis dahin wolle er den Abreisenden das Geleit geben. Wahrscheinlich werde sich dort auch Ushimatsus Freund einstellen. »Wenn Sie vorausgingen und im Rasthaus auf uns warteten? Ich möchte Ihnen doch so gern Segawa vorstellen.«

»Gut, ich werde dort auf Sie warten«, versprach Ohinata und verschwand, ohne am Ende das Haus betreten zu haben.

»Wenn mich nicht alles täuscht, ist Ohinata nur deshalb nicht hereingekommen, weil auch er sich wieder an den Vorfall im Takajō-Viertel erinnert hat«, sagte der Rechtsanwalt wie im Selbstgespräch und erzählte der Witwe und Ushimatsu, die mit den letzten Reisevorbereitungen alle Hände voll zu tun hatten, wie er mit Ohinata verblieben war.

Kurz darauf fand sich Shō, der Einfältige, aus dem Lotosblütentempel ein und übergab ein Abschiedsgeschenk von der Hausherrin, dazu ein Paar selbstgefertigte Strohsandalen und Schneegamaschen, die, wie er sagte, eine kleine Aufmerksamkeit von ihm seien. Ushimatsu erinnerte sich mit Wehmut an die Zeit im Tempel. Für alle, die dort zusammen unter einem Dach gewohnt haben, sieht jetzt das Leben anders aus: für den Tempelherrn, für die Hausherrin, für O-Shio, für mich selber. Der einzige, für den sich nichts geändert hat, ist Shō, dachte Ushimatsu, während er sich von dem stets etwas kindischen, ohne Verwandte und ohne Familie dastehenden Mann verabschiedete, der Tag für Tag die große Glocke des Lotosblütentempels zum Tönen brachte.

Dann kam Shōgo und fragte, ob er beim Gepäcktragen helfen dürfe. Bald stand auch der bestellte Schlitten bereit. Das Kästchen aus hellem Holz mit Inokos Asche hatten sie in ein weißes

Tuch gehüllt und obendrein mit einem schwarzen verdeckt, damit es möglichst nicht auffiel. Auf dem Schlitten wurden außerdem einige Andenken an den Verstorbenen und Ushimatsus Sachen verstaut. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, wollten die Witwe und Ushimatsu bis zur »Oberen Fährstelle« zu Fuß gehen und sich erst dort beim Rasthaus auf dem jenseitigen Ufer zwei Schlitten nehmen. Begleitet von den besten Wünschen des Wirts und seiner Leute, verließen sie die Herberge.

Noch immer rieselte nasser Schnee vom Himmel. Die beiden Schlittenzieher, in engen blauen Hosen, gesteppte Handschuhe an den Fingern und runde Binsenhüte auf dem Kopf, setzten sich unter gegenseitigen Anfeuerungsrufen in Bewegung, der eine zog, der zweite schob. Zusammen mit den anderen folgte Ushimatsu der Asche seines großen Vorbildes, lauschte dem Knirschen der durch den Schnee gleitenden Schlittenkufen und überdachte, still in sich versunken, sein Leben. Die quälenden Zweifel, die ewigen Ängste, vor denen er Tag und Nacht keine Ruhe gehabt hatte, waren von ihm gewichen. Er fühlte sich frei wie ein Vogel und sog die kalte Luft des Dezembermorgens erleichtert ein, als wäre eine schwere Last von ihm genommen. Er empfand jetzt dasselbe wie die Matrosen, die nach einer langen Reise über das Meer zum erstenmal wieder festen Boden betreten und die Erde küssen. Nein, er war innerlich noch viel aufgewühlter, froh, aber auch traurig. Der Schnee knirschte unter seinen Füßen, und mit jedem Schritt fühlte er sich in der Welt wieder heimischer.

2

An der Straßenecke, wo sie zur »Oberen Fährstelle« einbiegen mußten, erwartete sie O-Shio zusammen mit Otosaku, um ihnen das Geleit zu geben. Otosakus Frau hütete unterdessen das Haus. Ushimatsu und O-Shio, wie sie sich jetzt gegenüberstanden – das war ein Anblick, der selbst die Menschen am Straßenrand tief bewegte. Ushimatsu riß seinen Hut vom Kopf und verbeugte sich vor O-Shio. Sie hob den Blick und sah ihm mit klaren, aber feuchten Augen fest ins Gesicht. Was sie beide in dem Moment empfan-

den, hätte kein Wort ausdrücken können, so viele ihnen auch auf den Lippen lagen. Ihnen wollte es schon wie ein Wunder erscheinen, daß sie überhaupt überlebt hatten und nicht an ihrem Schicksal zerbrochen waren; um so weniger konnten sie es fassen, daß sie sich nach all den bitteren Erfahrungen jetzt in die Augen sahen, um zwar für lange Zeit voneinander Abschied zu nehmen, aber nur, um danach für immer vereint zu sein.

Ushimatsu stellte O-Shio dem Rechtsanwalt und der Witwe vor. Die beiden Frauen faßten sogleich Vertrauen zueinander und unterhielten sich munter, während sie den Männern ein paar Schritte vorangingen. Otosaku gesellte sich Ushimatsu und dem Rechtsanwalt zu und erzählte ihnen, wie es um Kazama stand. Als er dann in seiner treuherzigen bäurischen Art auf die Zukunft der Familie seines einstigen Herrn zu sprechen kam, horchten der Rechtsanwalt und Ushimatsu auf. Sollte das Äußerste eintreten, sagte Otosaku, würde er sich um alles kümmern, dafür aber möchte er sie bitten, Sorge für O-Shio und Shōgo zu tragen. Er selber habe ja keine Kinder und deshalb mit dem Herrn schon darüber gesprochen, daß er O-Sue adoptieren werde, um sie gleichsam als Andenken an die Familie aufzuziehen.

Bald hatten sie die lange, schwimmende Brücke überquert und das Rasthaus am anderen Ufer erreicht. Dort wurden sie schon von Ginnosuke erwartet, auch von Ohinata. Der Rechtsanwalt stellte ihm Ushimatsu vor. Auf den ersten Blick machte Ohinata nicht gerade den Eindruck eines Mannes, der sich in Texas ein neues Leben aufbauen wollte, sondern er wirkte in seiner Farblosigkeit und mit seinem ganz gewöhnlichen Gesicht eher wie ein dörflicher Heilpraktiker. Aber je länger sich Ushimatsu mit ihm unterhielt, desto deutlicher spürte er, über wieviel Klugheit und Charakterfestigkeit dieser Mann doch verfügte. Ohinata erzählte ihm von einer japanischen Siedlung in Texas, von Leuten aus der Gegend von Kitasaku, die vor Zeiten dorthin ausgewandert seien, und von einem jungen Mann in dieser Gruppe, Sohn recht wohlhabender Eltern und Absolvent eines berühmten Gymnasiums in Tōkyō.

»Wirklich? Sie haben dort auch gewohnt?« sagte Ohinata lachend, als er auf die Herberge im Takajō-Viertel zu sprechen

gekommen war. »Das war schlimm. Ich glaubte mich in kochendes Wasser gesteckt. Und wenn Sie es genau wissen wollen, was man mir da angetan hat, das gab den Anstoß dafür, daß ich mich zu diesem Unternehmen entschloß. Jetzt kann ich darüber lachen, aber damals, ja, damals fühlte ich mich zu Tode gekränkt.«

Die anderen hatten schon Platz genommen und lachten nun. Erst da wurde Ohinata bewußt, daß er begonnen hatte, sich düsteren Erinnerungen zu überlassen. Er lächelte bitter und setzte sich zusammen mit Ushimatsu zu den anderen.

»Frau Wirtin! Jetzt kann's losgehen!« rief Ginnosuke. Er hatte heute die Rolle des Gastgebers übernommen und war rechtzeitig gekommen, um alles so vorzubereiten, daß der Abschiedstrunk in diesem Rasthaus am Flußufer allen, den Scheidenden wie den Daheimbleibenden, zu einem unvergeßlichen Erlebnis werden sollte. Und mit der burschikosen Art, die er dabei an den Tag legte, wollte er nur verbergen, wie ihm ums Herz war.

»Ich schulde dir viel, Tsuchiya«, sagte Ushimatsu gerührt.

»Das beruht auf Gegenseitigkeit«, gab Ginnosuke lachend zurück. »Weißt du, alles hätte ich mir träumen lassen, nur dies nicht. Ich hab meine Abschiedsfeier gehabt, und nun bist du der erste, der geht! Wer soll da das Leben noch verstehen!«

»Ich hoffe, wir sehen uns in Tōkyō wieder.«

»Sicher! Lange bleib ich ja auch nicht mehr hier. So, nun trink aber erst einen!« sagte Ginnosuke und wandte sich um. »O-Shio, entschuldigen Sie, würden Sie bitte einschenken!«

O-Shio kam mit dem Krug und goß Ushimatsu ein. Das leichte Zittern ihrer weißen zarten Hände verriet, wie Freude und Schmerz sie zugleich durchzogen.

»Jetzt sind Sie dran!« Ginnosuke nahm ihr den Krug aus der Hand und reichte ihr ein Schälchen. »Lassen Sie mich Ihnen einschenken.«

»Nein, bitte nicht für mich«, lehnte O-Shio ab.

»Das geht aber nicht!« protestierte Ohinata lachend. »Bei so einer Gelegenheit müssen Sie schon trinken – oder wenigstens so tun, aber ganz und gar ausschlagen, nein, das gibt's nicht!«

»Sie brauchen ja nur daran zu nippen«, ließ sich nun auch der Rechtsanwalt vernehmen.

»Aber nur ein ganz klein wenig«, bat O-Shio, führte das Schälchen an die Lippen und errötete.

3

Nacheinander stellten sich in kleinen Gruppen die Schüler der Vierten ein. Als es zu ihnen gedrungen war, daß Ushimatsu an diesem Morgen abreisen würde, da hatte sie, so sehr wie sie an ihm hingen, nichts mehr gehalten. Wenigstens verabschieden wollten sie sich noch von ihrem Lehrer. Ushimatsu ging zwischen den rotbäckigen Jungen hin und her und wechselte Abschiedsworte mit ihnen. Manchmal blieb er stehen und sprach über die Zukunft, manchmal lief er in den Schneeregen hinaus und blickte unter den kahlen Weiden am Ufer der nächsten Gruppe von Schülern entgegen, die über die Brücke geeilt kam.

Die Glocke des Lotosblütentempels ertönte. Ihr zweiter Schlag zerriß die Stille des Wintertages und hallte über das Wasser des Chikuma. Kaum war er unter dem Schneehimmel verklungen, ließ ein dritter Schlag die Luft gleichsam erzittern, dann ein vierter Schlag, ein fünfter. Ushimatsu sah Shō, den Einfältigen, im Glockenhaus jetzt förmlich vor sich. Hörte sich das Geläut nicht so an, als gelte es ihm? Klang es nicht wie ein Abschiedsgruß, und kündete es ihm nicht zugleich vom Heraufdämmern eines lichten Lebensmorgens? Tief gerührt von dem feierlichen Ton, senkte Ushimatsu unwillkürlich den Kopf.

Ein sechster Glockenschlag, ein siebenter.

Die wortlose Stimme teilte sich allen gleichermaßen mit, und für eine Weile schien es, als hingen Scheidende wie Daheimbleibende schweigend denselben Gedanken nach.

Die Schlitten stünden bereit, hieß es schließlich. Ushimatsu erzählte Ginnosuke noch rasch von seiner Tante und seinem Onkel in Nezu. Er mache sich Sorgen um sie, sagte er, denn wenn man dort in der Gegend von der ganzen Sache erführe, hätten auch die beiden wahrscheinlich darunter zu leiden, und es sei nicht ausgeschlossen, daß sie nicht länger in ihrem Dorf bleiben könnten. Was dann?

»Warten wir's ab. Kommt Zeit, kommt Rat«, antwortete Ginnosuke und überlegte einen Augenblick. »Vielleicht sollte man Ohinata bitten, daß sie nach Shimotakai ziehen können, wenn sie aus ihrem Dorf müssen. Aber sich jetzt weiter darüber den Kopf zu zerbrechen hat keinen Sinn. – Es wird schon werden.«

»Sprichst du mit Ohinata?«

»Mach ich.«

Nachdem sich Ushimatsu dieser Sorge entledigt hatte, versprach er O-Shio, ihr gleich nach seiner Ankunft in Tōkyō ein Exemplar der »Bekenntnisse« zu schicken, und dann war es für ihn und die Witwe Zeit, sich zu verabschieden. Der Rechtsanwalt, Ohinata, Otosaku, Ginnosuke und die Schüler umstanden die drei Schlitten. O-Shio blickte, an Shōgos Schultern geklammert, den Abreisenden mit einem Gesicht nach, aus dem alle Farbe gewichen war.

»Los! Schieben! Schieben!« rief einer der Schüler und streckte die Hände vor.

»Herr Lehrer, bis dort drüben dürfen wir doch noch mitkommen?« bat ein anderer und griff nach der Stange hinten am Schlitten.

In dem Moment kam der Praktikant durch den Schneeregen herbeigestürzt und forderte die Schüler auf, sofort wieder in die Schule zurückzukehren. Sowohl die Witwe als auch Ushimatsu blickten sich verwundert um, und die Männer der drei Schlitten, die sich schon ins Zeug gelegt hatten, entspannten ihre Muskeln wieder und blieben etwas ratlos stehen.

4

Ginnosuke war vor den Praktikanten hingetreten.

»Soviel könnte man ihnen doch wohl gestatten«, sagte er zu ihm. »Denk mal gefälligst ein bißchen nach! Die Kinder hängen an ihrem Lehrer und möchten ihm ein Stückchen das Geleit geben. Ist das nicht schön? Loben sollte man sie dafür! Und was macht die Schule? Sie verbietet es ihnen. Und du bist dir nicht zu schade, dich dafür herzugeben!«

»Wieso machst du mir Vorwürfe?« entgegnete der Praktikant und kratzte sich verlegen am Kopf. »Ich habe doch nicht gesagt, daß sie das nicht dürfen.«

»Ja, und warum hat die Schule das gesagt?«

»Weil es nicht angeht, unentschuldigt vom Unterricht wegzubleiben. Wenn sie frei haben wollen, haben sie erst um Erlaubnis zu bitten – hat der Direktor gesagt.«

»Sie können sich ja hinterher entschuldigen.«

»Hinterher? Hinterher entschuldigen? Der Direktor ist außer sich. Und dann solltest du mal Katsuno hören: ›Aus der Klasse taugt einer sowenig wie der andere. Wenn so was öfter passiert, leidet das Ansehen der Schule. Rauswerfen sollte man Schüler, die sich nicht an die Vorschriften halten!‹ Ja, so schimpft er herum.«

»Wie kann man bloß so stur sein?! Sei es, was es will, immer kommen der Direktor und Katsuno dir sofort mit den Vorschriften. Einen halben Tag keinen Unterricht – was ist das schon! Von sich aus hätten sie den Schülern freigeben sollen – das wäre normal. Ja, sie hätten sie dazu ermuntern müssen, ihrem Lehrer das Geleit zu geben. Was sag ich, gemeinsam mit den Schülern hätten sie kommen müssen, um sich von jemandem zu verabschieden, mit dem sie lange freundschaftlich zusammen gearbeitet haben. Aber nein, sie selber lassen sich nicht sehen, den Schülern wollen sie es nicht gestatten und drohen ihnen jetzt obendrein mit Strafen, weil sie angeblich die Schule geschwänzt haben – ist denn das noch zu fassen!«

Ginnosuke konnte nun allerdings nicht wissen, daß der Direktor am Tage zuvor alle Schüler in die Aula gerufen hatte, um ihnen die Gründe für Ushimatsus Entlassung darzulegen. Dabei hatte er Ushimatsu und dessen ganzes Tun und Lassen heftig angegriffen und davon gesprochen, daß sich die Reformen – er hatte dieses Wort absichtlich gewählt – in diesem Zusammenhang für die Zukunft der Schule nur günstig auswirken würden. – Dieser Haß eines Lehrers auf den anderen! Diese Eifersucht unter den Kollegen! Diese Verachtung von Menschen anderer Abstammung! – Das Feuer, in dem die Welt verbrennt, verfolgte Ushimatsu noch bis zum letzten Moment seiner Abreise.

Weil sich Ginnosuke derart erregte, stieg Ushimatsu noch einmal vom Schlitten, um den Freund zu beruhigen.

»Nun laß gut sein, Tsuchiya. Er ist nur der Bote. Was kann er schon dafür!«

Ginnosuke aber wollte davon nichts wissen.

»Das ist doch beim besten Willen nicht mehr zu verstehen! Denk mal daran, als es um mich ging. Die Abschiedsfeier für mich hat länger als einen halben Tag gedauert. Meinetwegen läßt man Unterricht ausfallen, dann muß man es deinetwegen erst recht tun«, beharrte er und wandte sich daraufhin an die Schüler: »Also, los! Vorwärts! – Ich nehme es auf mich. Sollte es hinterher Ärger geben, kläre ich das.«

»Vorwärts! Vorwärts!« rief einer der Schüler und warf die Arme in die Höhe.

»Du tust mir damit keinen Gefallen, Tsuchiya«, sagte Ushimatsu, um dem Freund Einhalt zu gebieten. »Natürlich bin ich den Kindern dankbar, daß sie mich noch ein Stück begleiten wollen, aber es macht mich nicht glücklich, wenn ich weiß, daß sie deswegen hinterher Schwierigkeiten kriegen. – Daß sie schon hierhergekommen sind, soll mir genügen. Bitte, schick sie zurück!« Sinngemäß dasselbe wiederholte er vor den Schülern und bestieg den Schlitten.

»Alles Gute!« rief er, als er noch einmal zu O-Shio hinüberschaute.

Sah er nach rechts hinüber, eröffnete sich ihm durch die Zweige der kahlen Weiden hindurch ein weiter Blick auf Iiyama. Die Dächer der am jenseitigen Ufer dicht an dicht gedrängt stehenden Häuser, die hochaufragenden Tempelgebäude hier und dort, der Hügel mit den Ruinen der alten Burg – alles lag in Schnee gehüllt. Die weißen Wände der Schule und das Glockenhaus des Lotosblütentempels – bei klarem Wetter von hier aus sonst gut zu erkennen – schien der Schneehimmel verschluckt zu haben. Zwei-, dreimal ließ Ushimatsu seinen Blick über die Stadt schweifen. Als er dann einen tiefen Seufzer der Erleichterung ausstieß, rannen ihm ungewollt heiße Tränen über das Gesicht.

Die Schlitten fuhren an und glitten über den Schnee dahin.

NACHWORT

Da war das strenge Gebot seines Vaters: »Verrate niemandem deine Herkunft, sonst bist du schon im nächsten Augenblick aus dieser Welt verstoßen.« Über Jahre hinweg hat Ushimatsu sich ohne größere Gewissensbisse an dieses Wort gehalten; als er aber, zum jungen Mann herangereift, die unausweichliche Wahrheit der väterlichen Mahnung erkennen muß und sich seiner Zugehörigkeit zu der schlimmster Diskriminierung ausgesetzten Volksschicht der Eta, der »Unreinen«, bewußt wird, als sein »Ich« erwacht und ihn die auferzwungene Lebenslüge in seelische Bedrängnis stürzt, beginnt für ihn ein quälerisches Ringen um die eigene Identität: Er will nicht ausgestoßen werden, will kein Verfemter sein, er will leben wie jeder andere. Andererseits gebietet ihm die Würde als Mensch, sich ehrlich zu sich selber zu bekennen. »Warum«, fragt er verzweifelt, »verweigert man uns das Recht, Mitglieder dieser Gesellschaft zu sein?« Er hat darauf keine Antwort, er erfährt nur an sich und an anderen, was es bedeutet, keines zu sein.

Eine bündige Antwort auf diese Frage wußte im Grunde genommen auch Shimazaki Haruki (1872–1943) nicht, der sich als Dichter Tōson nannte. Angeregt durch ein persönliches Erlebnis, begann er sich irgendwann um die Mitte des Jahres 1900 mit diesem Stoff, aus dem er dann 1905 seinen ersten Roman formte, gedanklich zu beschäftigen. Eigene spätere Äußerungen zu diesem Werk bleiben nicht nur spärlich, sondern auch immer sehr vage. Eigentlich ließ er es bei der Bemerkung bewenden: Der Roman »beruhe keineswegs auf einer reinen Fiktion«.

Das erbärmliche Dasein der Erniedrigten erweckte sein Mitgefühl, ihre psychische Knechtung empörte ihn, wie jedes Leid ihn anrührte, Heuchelei, zumal wenn sie im buddhistischen Priestergewand daherkam, war ihm ein Greuel, seelenloser Drill in der Schule entrüstete ihn, die geistige Hohlheit des Erziehungssystems und derer, die es trugen, verachtete er, Skrupellosigkeit und Karrierismus in der Politik verbitterten ihn. – All das dürfte außer Frage stehen, unabhängig davon, was jeder einzelne Leser

als eigene Lese- und Lebenserfahrung mit einbringt, mögen ihm auch Zeit und Ort des Geschehens noch so fern und fremd erscheinen. Und trotzdem blieb Tōson doch wohl stets eher ein mehr oder weniger distanzierter Beobachter. Er dürfte sich kaum als engagierter Sozialkritiker verstanden haben, geschweige denn als bewußter Vorkämpfer für die Befreiung der Eta, deren Unterdrückung er, befangen in den damaligen und teilweise von manchem Japaner und Japanologen bis heute nicht überwundenen Vorstellungen, allein auf hartnäckige rassische Vorurteile zurückführt – zumindest suggeriert er das dem Leser, wenn er von deren Fremdstämmigkeit spricht. Nein, bei all seiner Sympathie für die Rechtlosen war Tōson sicherlich kein bedingungsloser Kämpfer für ihre Rechte, denn als Kämpfernatur ist auch seine Hauptfigur nicht angelegt: Ushimatsus Bekenntnis wird zu einem Akt der Selbstbefreiung, der zwar nicht ohne einschneidende Folge bleibt, verliert er dadurch doch seine Heimat, aber letztlich läuft seine Selbstbefreiung auf bloße Selbsterrettung hinaus, auf ein Finden des eigenen »Ich«, des individuellen Seelenfriedens, und nicht auf ein kämpferisches Eintreten für seine Schicksalsgefährten. Er vermag also nicht seinem großen Vorbild, dem verehrten Inoko, der kämpfend selbst sein Leben hingibt, zu folgen.

Hier tut sich eine Ambivalenz auf, die Tōson später Vorwürfe und Anfeindungen eintrug und wohl auch heute noch einträgt und zudem einen bis in unsere Tage dauernden Streit über die Lesart dieses Werkes auslöste, der allerdings niemals der einhelligen Meinung Abbruch tat: daß Tōsons Erstlingsroman ein Meilenstein auf dem Weg der Entwicklung eines modernen japanischen Prosaschaffens darstellt.

Angetreten war Tōson als Lyriker. Im Jahre 1893 hatte er sich dem von Kitamura Tōkoku geführten Kreis um die Zeitschrift *Literarische Welt* (1893–1898), einem Sammelbecken der romantischen Bewegung, angeschlossen und, frei von überkommenen Konventionen, anfangs sinnlich leidenschaftliche Liebesgedichte geschrieben, die ihre ästhetische Wirkung aus einer stilisierten Einfachheit und aus einem der Umgangssprache des Volkes angenäherten Idiom beziehen. Erfolg blieb ihm keineswegs versagt,

und manche seiner Verse haben ihn überdauert. Als Lieder sind sie bis heute lebendig geblieben. Doch schon 1901 fand sein quantitativ eher bescheidenes lyrisches Œuvre, das aber zu dem Wertvollsten gehört, was die kurzlebige japanische Romantik hervorbrachte, mit dem Bändchen *Abgefallene Pflaumen* seinen Abschluß.

Als 1904 ein Verlag seine Gedichte gesammelt in einem Band herausbrachte – eine 16. Auflage erschien 1911 –, schrieb Tōson gleichsam im Rückblick auf seine lyrische Schaffensperiode und deren Zeithintergrund in einem kurzen, aber nichtsdestoweniger aufschlußreichen Vorwort: »Endlich war die Zeit einer neuen Poesie gekommen. Sie zog herauf wie ein schöner Morgen. Manche erhoben die Stimme gleich den Propheten alter Zeiten, manche sangen gleich den Dichtern des Westens, doch alle waren trunken von strahlendem Licht, von neuen Tönen und Träumen.« An anderer Stelle heißt es: »Die meisten der neuen Poeten waren nicht mehr als schlichte, unverbildete Jünglinge. Ihre Kunst war naiv und unvollkommen, aber auch ohne Falsch und leeres Schmuckwerk. Das Leben in seiner ganzen Jugendlichkeit strömte ihnen über die Lippen, Tränen der Rührung rannen ihnen über die Wangen. Ich glaube, viele der jungen Leute vergaßen über der Flut der neuen Gedanken Essen und Schlafen. Ich glaube aber auch, viele trieb der Kummer und Gram über die heutige Zeit in den Wahnsinn.« Und hier dachte Tōson zweifellos in erster Linie an den nur wenige Jahre älteren und doch als Lehrmeister tief verehrten Kitamura Tōkoku, den führenden Dichter der japanischen Frühromantik, der im Mai 1894 in den Freitod gegangen war.

Fukuzawa Yukuchi, einer der großen, meist aus dem niederen Feudaladel stammenden, dem Wesen nach aber bürgerlich-demokratischen Aufklärer, die den bald nach der Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzenden gewaltigen Umwälzungsprozeß vorbereitet und ihn über weite Strecken mitgetragen hatten, hatte 1872 eine seiner Schriften mit dem Satz eingeleitet: »Der Himmel schuf keinen Menschen vornehmer oder geringer als den anderen.« Das war nicht nur ein stolzer, sondern geradezu revolutionärer Gedanke in einer Zeit, da das Aufbrechen alter feudaler Struktu-

ren in Japan kaum begonnen hatte. Der mittelalterliche Ständestaat war zwar in sich zusammengebrochen und das Feudalgeschlecht der Tokugawa, das seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts über Japan geherrscht hatte, war entmachtet – der Weg, den Japan gehen mußte, wollte es seine nationale Unabhängigkeit bewahren und nicht ins Kolonialjoch geraten, war vorgezeichnet und konnte in gar keine andere Richtung gehen als in die einer raschen Industrialisierung, also die des Kapitalismus, aber die Frage nach der politischen und geistigen Ausgestaltung des neuen sozialökonomischen Systems war mit der Ablösung der Tokugawa noch keineswegs entschieden. Noch gab es die Hoffnung, daß die in Europa und Amerika geborenen bürgerlichen Ideale von der Freiheit und Gleichheit aller auch in Japan im Verlauf der »Abkopplung von Asien und des Anschlusses an Europa« – ebenfalls ein Wort, das Fukuzawa geprägt hatte – realisiert werden könnten. Ausgangs der siebziger Jahre war durch das Zusammentreffen unterschiedlicher Faktoren eine gesellschaftliche Konstellation entstanden, die erstmals in der japanischen Geschichte zur Entstehung einer breiten, die verschiedenen Schichten und Klassen weitgehend einenden, wenn auch nicht vereinigenden demokratischen Bewegung führte – die »Bewegung für Freiheit und Volksrechte«. Doch sie scheiterte Ende der achtziger Jahre. Ihr Schicksal war mit dem Inkrafttreten der neuen Verfassung von 1890 endgültig besiegelt worden, einer Verfassung, die eine neue hierarchische Ordnung unter Nutzung und Aufrechterhaltung alter Strukturen zur Grundordnung erhob. In diesem System hatte der Citoyen, der demokratische Bürger, keinen Platz. Es gab nur noch den Untertan, von dem lediglich eines verlangt wurde, nämlich unbedingte Loyalität und Hingabe gebenüber dem den Staat repräsentierenden Herrscher, der gleichsam die Spitze einer Pyramide bildete, in der auf jeder Ebene bis hinab zum Familienoberhaupt, das gleiche Prinzip der Unterordnung des einzelnen galt.

Unter den spezifischen Bedingungen, unter denen sich in Japan der »Modernisierungsprozeß« vollzog, tat sich immer weniger gesellschaftlicher Spielraum für eine freie Entfaltung der Kräfte auf. So gerieten denn die jungen Intellektuellen, also die Angehö-

rigen der den frühen Aufklärern nachfolgenden Generation, deren Wertvorstellungen nicht mehr allein vom Überkommenen, sondern vielmehr von europäischen Vorbildern entscheidend geprägt wurden, zunehmend in ein inneres Spannungsfeld, dessen Stärke sich heute kaum noch erahnen läßt. Enttäuscht kehrten sie sich von der sie umgebenden Gesellschaft, von der Welt des Realen ab, wendeten sich hin zur Welt der Seele und des Geistes, das hieß für sie zur Dichtung, und versuchten, in der ihnen aufgezwungenen Selbstisolierung nun in der Literatur ihr eigenes Ich zu entdecken und zu realisieren.

Zumindest der zur Romantik tendierende Flügel der neuen Literaten blies also zum Rückzug, kaum daß er zum Kampf angetreten war, und verlor seinen Elan – im Extremfall, wie bei dem hochsensiblen Kitamura Tōkoku, sogar den Lebensmut bis zur Selbstauslöschung. »Mich«, so sagt Tōson in dem bereits erwähnten Vorwort, »retteten die Gedichte an Leib und Seele.« – »Wer konnte sich denn«, fährt er fort, »mit dem alten Leben zufriedengeben. Es ist doch die Pflicht der Jungen, dem Neuen das Tor zu öffnen. Auch ich wünschte mir, in dieses Neue einzudringen, und durchlebte dabei viele traurige und düstere Tage und Monate.« – »Ich hielt es für richtig, auszusprechen, was ich dachte. Ich hielt es für richtig, alles zu sagen, ohne etwas zurückzuhalten.«

Entwicklungen, die sich in Europa über Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte vollzogen hatten, drängten sich in Japan oft auf nur wenige Jahre zusammen, im Sozialökonomischen wie im Geistig-Kulturellen. Und gerade im Literarischen kam es dabei zur Überlagerung verschiedener, sich bisweilen gegenseitig ausschließender, sehr widersprüchlicher Erscheinungen. Bedingt war das nicht immer nur durch die gesamtgesellschaftlichen Prozesse in Japan selbst, sondern auch durch die geradezu begierige Aufnahme dessen, was in Europa entstanden war. Ein und dieselbe Generation, die, solange sich Hoffnungen auf einen bürgerlichen Liberalismus abzeichneten, hochfliegende Träume hatte und mit dem Einzug eines reaktionären Zeitgeistes desillusioniert in einen abgrundtiefen Pessimismus stürzte, hatte ein gewaltiges geistiges Pensum zu bewältigen. Bewußt hatte sie sich von »Asien abgekoppelt«, obwohl sie zumindest in ihrer Kindheit noch die vor

allem chinesisch, das heißt konfuzianistisch geprägten Bildungsinhalte in sich aufgenommen hatte, und nun sah sie sich mit einer Flutwelle europäischen Gedankengutes konfrontiert, das Japan durch die mehr als zwei Jahrhunderte lange, rigoros betriebene Abschließungspolitik des herrschenden Geschlechts der Tokugawa weitgehend verschlossen geblieben war. Eine geradezu fieberhafte Übersetzungstätigkeit hatte anfangs der achtziger Jahre eingesetzt, und das allgemeine Interesse am Erlernen europäischer Sprachen wuchs – mit zwölf Jahren wandte sich auch Tōson aus eigenem Antrieb dem Englischen zu. Man versuchte, in die philosophischen Gedankengebäude, die in Europa in alter und neuer Zeit errichtet worden waren, einzudringen, suchte nach Lebenshilfen in den verschiedenen Spielarten des nichtkatholischen Christentums – 1888 ließ sich auch Tōson taufen, allerdings ohne daß die Religion später in seinem Leben eine Rolle gespielt hätte –, man begeisterte sich gleichzeitig an Darwins *Entstehung der Arten*, las alles, was nur greifbar war, von Shakespeare bis Byron, von Goethe bis Heine, von Turgenjew, Dostojewski bis Tolstoi, von Rousseau bis Flaubert, Maupassant, Zola und den Goncourts, in der Hoffnung, hier bereits etwas gesagt zu finden, was man vielleicht selber irgendwie ahnte, ohne es schon aussprechen zu können.

»Rückhaltloses Bekennertum« war das Credo gewesen, das sich bisher durch eher subjektiv geprägte Impressionen im Kult des poetischen Ich realisiert hatte. Dazu kam nun um die Jahrhundertwende das aus der immer enger gewordenen Bekanntschaft mit der zeitgenössischen europäischen Literatur, besonders der des französischen Naturalismus, hergeleitete Konzept der absoluten Objektivität, also der distanzierten, von eigenen Wertungen freien Bestandsaufnahme des Lebens. Etwa zur gleichen Zeit, nämlich kurz nach dem chinesisch-japanischen Krieg 1894/95, als sich in dessen Auswirkungen die Stellung Japans nach außen und die Verhältnisse im Innern durch die immer rascher vorangetriebene Industrialisierung zu wandeln begannen, entstanden neue sozialökonomische und ideologische Bedingungen, die in der Literatur zu einer Erweiterung der Wirklichkeitsbeziehungen führten, wenn auch nur zögernd und andeutungsweise, wobei die

Bestrebungen vorerst mehr in theoretischen Überlegungen endeten denn in gestalteten Werken. Trotzdem begannen sich im Gattungs- und Genregefüge der Literatur Veränderungen abzuzeichnen. Die Lyrik allein vermochte nicht mehr zu leisten, was die Zeit erforderte. Die Prosa indessen war hinter der Lyrik weit zurückgeblieben und mit wenigen Ausnahmen über eine mehr oder weniger unverbindliche populäre Unterhaltungsliteratur sowie über einige künstlerisch noch sehr ungelenke und oft hilflos wirkende Versuche einer ernsthaften Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit nicht hinausgekommen. Der große bürgerliche Gesellschaftsroman stand noch aus. In dieser auf Veränderungen und von mannigfaltigen Spannungen erfüllten Zeit vollzog Tōson gleich anderen den Schritt von der Lyrik zur erzählenden Literatur und leitete, geführt von europäischen Vorbildern, eine neue Phase im Herausbildungsprozeß des modernen japanischen Prosaschaffens ein.

Einer Erzählung, die aus dem Jahre 1897 datiert und ihm selber wohl kaum mehr als eine Schreibübung galt, folgten zwischen 1902 und 1904 etwa ein halbes Dutzend kleinerer Prosawerke, in denen er sich, weitgehend an Maupassant und Zola orientiert, in den verschiedenen Erzähltechniken und vor allem im Umgang mit dem Dialog erprobte. Daneben entstand eine Folge von fünfundsechzig Skizzen, die er allerdings erst 1912 unter dem Titel *Skizzen vom Chikuma-Fluß* veröffentlichte. Ganze Passagen daraus aber waren fast wörtlich bereits in seinen Erstlingsroman eingegangen. In diesen etüdenhaften kurzen Prosastücken – sein Vorbild dafür waren Turgenjews *Aufzeichnungen eines Jägers* – hatte er Eindrücke und Beobachtungen während seiner Wanderungen durch die Gebirgsgegend, dem Schauplatz seines Romans, festgehalten und dadurch seinen Blick für die Eigenart dieser Landschaft und ihrer Bewohner geschärft, was ihn zweifellos dazu befähigte, seinem Roman dann so viel lebendiges Lokalkolorit zu verleihen, daß man bisweilen den »Atem der Berge« förmlich zu spüren vermeint. Diese Gegend war auch seine eigentlich engere Heimat, die er jedoch schon mit neun Jahren auf Wunsch seines Vaters gegen die Großstadt Tōkyō hatte eintauschen müssen, um sich dort zu bilden. Doch 1899 war er in seine Heimatprovinz, die

heutige Präfektur Nagano, zurückgekehrt, als man ihm in dem gut einhundertfünfzig Kilometer nordwestlich von Tōkyō gelegenen Städtchen Komoro in einer Privatschule die Stelle eines Lehrers für Englisch und Japanisch anbot. Und hier in Komoro war es auch, wo er von dem Schicksal eines Mannes erfuhr, das ihm die Idee zu seinem Roman eingab und das er dann später annähernd in der Figur des Inoko nachgestaltete. Diese Idee beschäftigte ihn vermutlich mehr und mehr und veranlaßte ihn wohl auch zu einer immer bewußteren empirischen Wahrnehmung seiner Umgebung. Daß dabei auch das Eta-Viertel von Komoro, von dem im Roman die Rede ist, in sein Blickfeld rückte und daß er die näheren Lebensumstände jener, die von »normalen« Japanern in der Regel gemieden wurden und werden, wenn schon nicht studierte, so doch sehr intensiv beobachtete, dürfte außer Zweifel stehen, aber Gestalt nahm die Idee erst an, als es ihm gelang, seine Lebenserfahrung mit seinen Leseerfahrungen zu verschmelzen.

An mehreren Details in dem Roman läßt sich ohne Schwierigkeiten nachweisen, wie wichtig ihm die europäische Literatur war und wie sehr er sich manches daraus zu eigen gemacht hatte. Wenn etwa die gespenstische Szene, in der Ushimatsu während seines nächtlichen Kontrollganges um das Schulgebäude die Stimme seines sterbenden Vaters zu hören glaubt, an die Geisterszene in Shakespeares *Hamlet* erinnert, dann ist das sicherlich kein Zufall, denn eine seiner ersten Veröffentlichungen in der Zeitschrift *Literarische Welt* befaßte sich mit *Hamlet*. Und noch weniger zufällig ist es, daß er das Buch, das Ushimatsu so aufwühlt und ihn zwingt, stärker über sich selber nachzusinnen, »Bekenntnisse« nennt. Dies ist eindeutig eine Hommage auf Rousseaus rückhaltlos offenen Bericht über das eigene Leben, seine *Bekenntnisse* aus dem Jahre 1781, mit dem Tōson schon 1890 bekannt geworden war.

Auf eine Umfrage einer großen japanischen Zeitung, welche Bücher denn die heutige Jugend lesen solle, antwortet Tōson 1909, daß er, von den eigenen Erfahrungen ausgehend, vor allem Rousseaus *Bekenntnisse* empfehle: »Es war damals eine Zeit vielerlei Mühsal und Not. Auch mein Gemüt war umdüstert. Aber als mir durch Zufall Rousseaus Buch in die Hand gefallen war, hatte

ich, während ich es voller Eifer las, das Gefühl, als würde mein eigenes Ich, dessen ich mir bisher nicht bewußt geworden war, ans Tageslicht geholt.« Und weiter schreibt er: »Im Unterschied zu den meisten jungen Leuten jener Zeit, die begeistert Goethe und Heine lasen, ließ ich mich von Rousseau leiten.« – »Seine *Bekenntnisse* sind der Lebensbericht eines wie wir enttäuschten und entmutigten schwachen Menschen.« Und er endet mit dem Satz: »Wenn wir seine *Bekenntnisse* aufschlagen, können wir uns darin überall selbst entdecken.«

Ein nicht weniger, wenn auch auf andere Weise prägendes Leseerlebnis war für Tōson Dostojewskis großer Roman *Schuld und Sühne*. Selbst wenn nicht aktenkundig wäre, daß Tōson im Jahre 1903 diesen Roman las und sich in der Folgezeit intensiv sowohl mit Dostojewski als auch mit Tolstoi beschäftigte, ist unschwer herauszufinden, wie stark er sich in seinem eigenen ersten Roman an Dostojewskis *Schuld und Sühne* anlehnte, an den ideellen Kern, der einem humanen Gefühl entspringenden Sympathie für die Erniedrigten und Beleidigten, an die Struktur bis hin zur Figurenkonstellation: Raskolnikow und Ushimatsu, der selbstlose Freund Rasumichin und Ginnosuke, der niederträchtige Karrierist Lushin und Bumpei, der dem Trunk verfallenen Titularrat Marmeladow und Kazama, das Mädchen Sonja und O-Shio – die Ähnlichkeiten sind bei allen Unterschieden der geistig-seelischen Profile nicht zu übersehen. Und selbst die dramatische Schlüsselszene, in der Ushimatsu zuerst seine Schüler und dann seine Kollegen auf dem Korridor demütig um Verzeihung bittet, erinnert an die Szene, in der Raskolnikow die Worte Sonjas beherzigt: »Geh zu einem Kreuzweg, verbeuge dich vor allem Volke, küsse die Erde, weil du dich auch gegen sie versündigt hast.«

Im April 1905 gibt Tōson sein Lehramt in Komoro auf, siedelt wieder nach Tōkyō über und beginnt unter ärmlichsten Lebensumständen mit der Niederschrift seines Romans. Gut acht Monate danach teilt er einem Freund, der ihn finanziell unterstützt hat, auf einer Postkarte mit: »Das Manuskript ist abgeschlossen. Am 27. November abends um sieben habe ich die lange, lange mühevolle Arbeit beendet.« Unverzüglich macht er sich an die Reinschrift und läßt im März 1906 das Buch mit zusammenge-

borgtem Geld auf eigene Kosten drucken, denn einem Verleger mochte er sein Manuskript nicht übergeben. Ein Buchhändler seines Vertrauens in Kanda, dem traditionellen Buchviertel Tōkyōs, übernimmt den Verkauf, der am 28. März beginnt. Innerhalb weniger Tage ist die erste Auflage von 1500 Exemplaren vergriffen, Mitte April erscheint bereits eine zweite, kurze Zeit später eine dritte und im Juli desselben Jahres eine vierte Auflage – ein für damalige Verhältnisse außergewöhnlicher Erfolg. Im Juli bringt Osanai Kaoru, einer der Pioniere des neuen japanischen Theaters, eine von ihm selber geschaffene dramatisierte Fassung des Romans auf die Bühne. In einer neuen Bühnenfassung gelangte das Werk 1948 und 1958 erneut zur Aufführung. Verfilmt wurde es selbstverständlich auch.

Der Widerhall, den Tōsons Roman unmittelbar nach seinem Erscheinen fand, war groß. Öffentlich und privat äußerten sich fast alle namhaften schreibenden Zeitgenossen dazu. Es schien, als hätte die literarische Welt Japans nur auf dieses Buch gewartet. »Zweifellos wurde mit diesem Werk zum erstenmal auf unserer literarischen Bühne eine wahrhaft naturalistische Darstellung erreicht«, schrieb der mit Tōson eng befreundete Schriftsteller Tayama Katai im April 1906 in einer Zeitschrift. Der einflußreiche Kritiker und zugleich einer der bedeutendsten Theoretiker und Befürworter des japanischen Naturalismus Shimamura Hōgetsu äußerte im Mai 1906: » Zum erstenmal erschien in der Welt unserer Literatur ein Roman, der mit den Problemwerken der modernen naturalistischen Schule Europas gleichzusetzen ist.« Und Natsume Sōseki, der in seiner künstlerischen Methode einen anderen Weg ging und wenig später mit seinen Romanen auf andere Weise als Tōson und die sogenannten Naturalisten die japanische Literaturlandschaft bereicherte, schrieb bereits am 1. April 1906 in einer privaten Korrespondenz: »Meiner Meinung nach gab es ein Buch solcher Art in der japanischen Prosa bisher noch nicht.« Wenige Tage darauf nannte er *Ausgestoßen* (im Original: Hakai – Das gebrochene Gelöbnis) »ein hervorragendes Werk, das es verdient, der Nachwelt überliefert zu werden«.

Die einzelnen Zeitgenossen mochten unterschiedliche weltanschauliche und ästhetische Positionen vertreten, dennoch emp-

fanden sie Tōsons Roman in seltener Einhelligkeit als etwas Außergewöhnliches, als bislang Niedagewesenes, also als einen Durchbruch im Entwicklungsprozeß der modernen japanischen Erzählprosa. In irgendeiner Weise schien sich ein jeder darin wiederzufinden. Denn sie alle waren von der gleichen quälenden Suche nach der eigenen Identität erfüllt – leichte ironische Töne, wie sie Natsume Sōseki etwa um dieselbe Zeit bei ähnlicher Grundproblematik in seinen beiden ersten Romanen, *Botchan, der Tor aus Tōkyō* und *Ich bin eine Katze*, anschlug, blieben die Ausnahme; sie alle fühlten ein wachsendes Unbehagen gegenüber der Gesellschaft, die sie umgab, ein Unbehagen, das sich durch den Sieg im Krieg gegen das zaristische Rußland (1904/05), der Japan nun unübersehbar auf den Weg einer imperialistischen Macht geführt hatte, mehr und mehr verstärkte. Sie alle erkannten immer deutlicher, wie sie sich zunehmend von der eigenen Gesellschaft entfernten; sie spürten ihre Ohnmacht und empfanden sich wohl nicht selten selber als Ausgestoßene. Vielen von ihnen erschien Tōsons Romanfigur Ushimatsu gleichsam als ein seelisches Selbstporträt des Autors und das Werk als ein »Bekenntnisroman«, in dem der Protagonist lediglich die Funktion hat, die ganz persönliche Befindlichkeit des Autors zu »objektivieren«. Daß sich der Autor dabei obendrein hinter einer Figur verbarg, die durch ihre Geburt einer gesellschaftlichen Randgruppe angehörte, verlieh dem Selbstbekenntnis verstärkt dramatische oder gar tragische Akzente. Denn für jemanden in der Lage eines Ushimatsu wurde das Bekennen zu sich selbst auf die Ebene der Frage von Sein oder Nichtsein gehoben. Sein inneres Ringen gewann in seiner Qual und Verzweiflung somit an Überzeugung und Glaubwürdigkeit. So war es wohl weniger die erzählte Geschichte, weniger das äußere Geschehen und das Aufgreifen von sozialen und moralischen Mißständen, sondern vielmehr die Darstellung der seelischen Qualen Ushimatsus, die das zeitgenössische Urteil bestimmten. Erst in den zwanziger Jahren, als sich die literarische Szene Japans durch das Vordringen der proletarisch-revolutionären Literatur entscheidend veränderte, begannen Leser und Kritiker in Tōsons Werk eher einen Gesellschaftsroman im Sinne einer gesellschaftskritischen Darstellung relevanter sozialer Pro-

bleme und in der Verteidigung der Rechte des einzelnen ein kämpferisches Aufbegehren gegen ein mit feudalen Relikten übermäßig behaftetes reaktionäres Staatswesen zu sehen. Und die proletarische Literaturbewegung reklamierte Tōsons *Ausgestoßen* für ihre eigene Traditionslinie. Richtig dabei ist zweifellos, daß Tōson das Selbstporträt zugleich zu einem Porträt seiner Zeit gelang, weil das bekennende »Ich« des Autors nicht dem Privaten verhaftet blieb, das »Ich« also noch kein »entsozialisiertes Ich« war.

Bitter hingegen reagierten die tatsächlichen Schicksalsgefährten der Romangestalt Ushimatsu. Nach ersten Anfängen eines gemeinsamen Aufbegehrens, die bis an die Wende zum 20. Jahrhundert zurückreichen, gelang es den »Geächteten«, sich im März 1922 erstmals eine eigene landesweite Organisation zum Kampf gegen ihre Diskriminierung zu schaffen. Nach recht massiven Interventionen dieser Vereinigung ließ Tōson ab 1929 seinen Roman, dessen Auflagenhöhe mittlerweile in die Hunderttausende geklettert war, nicht mehr drucken. Erst ab 1939 erschien das Werk wieder, und zwar nun mit einigen Veränderungen, die allerdings nicht in die Struktur eingriffen, wohl aber in einigen Szenen das allzu Demütigende im Verhalten Ushimatsus abschwächten. Durchgängig war auch die mittlerweile als furchtbare Schmähung und Beschimpfung empfundene Bezeichnung »Eta« – üblicherweise mit zwei Zeichen geschrieben, die wörtlich »Viel Schmutz« bedeuteten – eliminiert und durch den neutraleren Begriff »Burakumin«, im Sinne von »Leute aus dem Ghetto«, ersetzt worden.

Etymologisch geht das Wort »Eta« vermutlich auf das frühmittelalterliche »Etori« zurück, womit Menschen bezeichnet wurden, die Rinder und Pferde töteten, um mit deren Fleisch Jagdfalken und Hunde zu füttern – Rindfleisch dient in Japan angeblich erst seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zur menschlichen Ernährung –, oder mit Fleisch und Häuten von Rindern und Pferden handelten, also, um in der deutschen Begriffswelt zu bleiben, »Abdecker« oder »Schinder«. Nun gibt es sowohl im Shintōismus, der originären japanischen Religion, als auch im später vom asiatischen Festland übernommenen Bud-

dhismus Vorstellungen, die Menschen, die solcherlei Tätigkeiten ausübten, zu »Unreinen« werden ließen. Dem Wesen nach liegt darin nichts Besonderes, denn ähnliche Erscheinungen wären mühelos auch in der Geschichte anderer Völker mit völlig anderen Traditionen nachzuweisen. Nun kommt aber zu diesem Phänomen und zu dem Umgang mit ihm eine japanspezifische Komponente hinzu: Auf einer bestimmten Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung, die nicht in ferner Vergangenheit liegt, sondern lediglich bis ins späte 17. und in das 18. Jahrhundert zurückreicht, das heißt in eine Zeit, als eine strenge Ständeordnung zu einem außerökonomischen Mittel von Machtausübung und zur unabdingbaren Voraussetzung politischer Machterhaltung geworden war, wurden sozialpsychologische Vorurteile, die dem religiösen Bewußtsein entsprangen, ganz gezielt genutzt, um aus Menschen, die aus verschiedenen Zwangslagen heraus »unreinen« Tätigkeiten nachgingen, eine gesellschaftlich insgesamt stigmatisierte Bevölkerungsgruppe zu machen: die »Eta«, die »mit viel Schmutz Behafteten«, und die »Hinin«, die »Nichtmenschen«. Sie hatten sich in relativ geschlossenen, geographisch zumeist sehr ungünstigen Gebieten anzusiedeln, am Rande von Städten, aber in der Mehrzahl an den steinigen unfruchtbaren Ufern von Flußläufen oder in Gebirgsgegenden. Ohnehin rechtlos und jeglicher Willkür ausgeliefert, waren sie damit völlig ins gesellschaftliche Abseits verbannt und vielfach an die äußerste Grenze des Existenzminimums gedrängt. In ihrer Notlage wurden sie, abgesehen davon, daß sie die verachtetsten Tätigkeiten verrichten mußten, überdies zu einem politisch leicht manipulierbaren Faktor und konnten von örtlichen Machthabern zur Unterdrückung aufbegehrender Bauern oder als Spitzel und Häscher benutzt werden. Dadurch kam zu der aus religiösem Bewußtsein bedingten irrationalen Abneigung ein sicherlich gar nicht so selten berechtigtes Mißtrauen gegenüber Menschen aus diesen geschlossenen Wohngebieten seitens der übrigen Bevölkerung. So war es am Ende ein an sich sehr einfacher gesellschaftlicher Mechanismus, der, überdeckt von Mystifikationen und sozialpsychologischen Momenten, zu jenen hartnäckigen Vorurteilen führte, von denen Ushimatsu immer wieder spricht und die Tō-

son in seinem Roman realistisch vorführt. Das Wohnen in solch einem Gemeinwesen genügte, um den Vorurteilen und der Diskriminierung ausgesetzt zu sein, auch wenn man selber oder die Familie niemals etwas mit einem »unreinen« Beruf zu tun gehabt hatte. Ushimatsus Vater führt die Herkunft der Familie sogar auf einen kleinen Landadligen zurück, also auf einen Angehörigen der Samurai, die doch an der Spitze der Standeshierarchie standen. Das klingt bei Tōson ein bißchen nach dem Versuch einer Ehrenrettung, weil er sich selber vielleicht unbewußt von dem allgemeinen Vorurteil nicht gänzlich lösen konnte. Ausgeschlossen war es keineswegs, sondern eher die Regel, daß diese Wohngebiete Zuzug von Deklassierten anderer Bevölkerungsschichten erhielten und daß auch nach Japan verschlagene Fremdstämmige hier ihre Zuflucht suchten. Dennoch stellen die »Ghetto-Leute« keine ethnische Minderheit dar. Äußere Merkmale unterscheiden sie nicht von der Mehrheitsbevölkerung, so daß alle Vergleiche zur Erklärung ihrer Diskriminierung etwa mit den Farbigen in den USA fragwürdig bleiben, wenngleich die Auswirkungen für die Betroffenen durchaus ähnlich waren und – hinzuzufügen wäre – sind. Denn das Wort »Eta« ist zwar aus dem heutigen japanischen Sprachschatz gestrichen, das Phänomen, das damit bezeichnet wurde, aber ist geblieben.

Ein Gericht war 1859 in seinem Urteil zu dem Schluß gekommen, daß ein »Eta« nur ein Siebentel soviel wert sei wie ein »richtiger« Japaner. Im Jahre 1871 – drei Jahre nach dem Zusammenbruch des Feudalregimes der Tokugawa, zwei Jahre nach der »freiwilligen« Rückgabe der in der Hand der Daimyō, der territorialen Feudalfürsten, befindlichen Fürstentümer an den Thron und der Aufhebung des Ständewesens – wurde der sogenannte Befreiungserlaß verkündet. Er besagte, daß die Eta und Hinin, die »Unreinen« und »Nichtmenschen«, fürderhin sowohl dem Stand als auch dem Beruf nach »allen anderen Bürger« gleichgestellt seien. Registriert wurden sie als »Neubürger«. Betroffen davon waren rund vierhunderttausend Menschen. Der entwürdigenden Bezeichnung Eta und Hinin war damit die rechtliche Grundlage entzogen. Aber der »Befreiungserlaß« blieb lediglich ein formaljuristischer Akt und bewirkte im Grunde genommen

nichts, nicht einmal in den Regierungsorganen. In einem *Handbuch der japanischen Sitten und Gebräuche*, das 1880 vom Justizministerium herausgegeben wurde, wird von den Eta als »den untersten aller Menschen, die fast an Tiere erinnern« gesprochen. Und so sehr viel wird sich daran gut zwanzig Jahre später, als Tōson seinen Roman verfaßte, nicht geändert haben.

Der amerikanische Anthropologe Harumi Befu nennt 1971 die Eta die »ewig Unreinen«, bezeichnet diese Bevölkerungsgruppe als eine Minorität, womit er einem amerikanischen sozialanthropologischen Muster folgt, und schreibt: »Wo immer sie ihren Ursprung haben mögen, Eta sind so sehr dem Unreinen verhaftet, daß gewöhnliche Japaner einen Widerwillen gegen physischen Kontakt mit ihnen empfinden.« An anderer Stelle heißt es bei ihm: »Obgleich sich die Eta selber in politischen Vereinigungen organisiert haben, um die Gleichheit zu erlangen, hat die Regierung nicht genug getan, um die Kasten-Barriere zu beseitigen. Und was alles noch schlimmer macht, ist, daß die gewöhnlichen Japaner entweder von einer naiven Ignoranz bezüglich der Situation der Eta sind oder den Ernst dieser Situation unterschätzen.« Damit beschreibt er nicht irgendeinen historischen, sondern einen heutigen Tatbestand, wobei er allerdings besser getan hätte, statt des Schimpfwortes »Eta« die Bezeichnung »Burakumin« zu wählen.

Die Zahl der »Ghetto-Leute« beläuft sich nach vorsichtigen Schätzungen heute auf zwei Millionen, andere sprechen von drei Millionen, die ihrer Siedlungen auf etwa sechstausend, in städtischen Gebieten tragen sie slumähnlichen Charakter, in ländlichen Gegenden sind es zumeist abgeschiedenen Dörfer und Weiler. Insgesamt gesehen tut man sich schwer in Japan mit dem Problem der fortdauernden individuellen und sozialen Diskriminierung der »Ghetto-Leute«, und eine Lösung scheint nicht in Sicht, zumal dieses Relikt einer vormodernen Gesellschaftsstruktur und feudalen Standesdenkens und Verhaltens fast nahtlos in die neuen sozialen Mechanismen eingebaut wurde; es erfüllt heute die Funktion einer industriellen Reservearmee und reproduziert sich dadurch ständig selbst. Dabei ist jedoch nicht zu übersehen, daß die Aufspaltung in Klassen, die sich insgesamt durch die japani-

sche Gesellschaft zieht, sich ebenfalls auf die Bevölkerungsgruppe der »Ghetto-Leute« erstreckt. Das war auch Tōson in der Genauigkeit seiner Beobachtung nicht entgangen. Einen reichen Eta führt er vor, einen erwähnt er: Ohinata, der eigentlich erst die Indentitätskrise in Ushimatsu auslöst und am Ende wie ein Deus ex machina zu dessen Wohltäter wird, und Rokuzaemon, der seine Tochter an den Karrieristen Takayanagi gleichsam verschachert und den Tōson »eine Krähe, die sich mit Kranichfedern schmückt« nennt. Aber ob reich oder arm – wobei Armut das bestimmende Merkmal ist –, der Diskriminierung sind sie alle ausgesetzt, wenn auch sicherlich nicht mehr durchgängig in der brutalen Offenheit wie zu jener Zeit, da Tōson seinen Erstlingsroman schrieb. Trotzdem hat dieses Werk nichts von seiner Aktualität eingebüßt, sofern man es nicht ausschließlich als eine mit dramatischen Effekten angereicherte Lebensbeichte und als Seelendrama, sondern, wenn schon nicht als eine soziale Anklage, so doch als ein Beklagen von Mißständen, die den Menschen erniedrigen, also in seiner Ganzheitlichkeit von Persönlichem und Gesellschaftlichem liest.

Um einer Chronistenpflicht zu genügen: Seit 1952 erscheint der Roman wieder in seiner ursprünglichen Fassung von 1906. Ihr folgt auch die vorliegende Übersetzung. Und so heißt es unter anderem in der Schlüsselszene, die bei den »Ghetto-Leuten« den größten Anstoß erregte, weil das Geständnis Ushimatsus nach ihrer Meinung mit zuviel Demut und Selbsterniedrigung behaftet sei, denn wieder: »Ushimatsu lag, als wäre er von Sinnen, vor den Kollegen auf den Knien, die Stirn im Schmutz des Fußbodens.« Die Veränderung, zu der sich Tōson entschlossen hatte, lautete: »Ushimatsu stand da mit gesenktem Kopf und verschränkten Armen.« Das Bild geriet dadurch mehr zu dem eines trotzigen Jungen. Auch wenn dem Außenstehenden in dieser Hinsicht vielleicht kein Urteil erlaubt ist, so wirkt die ursprüngliche Fassung in ihrer Gesamtheit doch direkter und läßt den Schmerz über die Unmenschlichkeit der Diskriminierung viel stärker empfinden.

Bei allen Unterschieden in den geschichtlichen Traditionen, den literarischen Voraussetzungen und den gesamtgesellschaftlichen Bedingungen war auch der japanische Naturalismus als die

erste umfassende moderne literarische Strömung Japans unter dem Eindruck europäischer Vorbilder mit dem Anspruch aufgetreten, die Prosa vor allem in ihrer großen Form des Romans zu einem Erkundungsfeld gesellschaftlicher Prozesse zu machen. Doch er kam über erste Schritte in dieser Richtung nicht hinaus, sondern wurde letztlich zu einem bloßen Erkundungsfeld der eigenen Psyche des Autors und seiner privaten Befindlichkeit. Ganz im Gegensatz zu dem Gedanken, den Dostojewski in seinem Roman *Der Jüngling* gleich zu Anfang den jungen Mann aussprechen läßt, hielten es die japanischen Literaten keineswegs für »eine Unschicklichkeit und für eine Gemeinheit«, wenn sie das Innerste ihrer Seele und ihre »besten Empfindungen auf den Büchermarkt schleppten«. Ohne daß der gesellschaftliche Bezug noch gesucht wurde, interpretierten sie das Credo von der absoluten Objektivität als absolute Aufrichtigkeit gegenüber sich selbst und entblößten ihr eigenes Ich, indem sie eine völlige Identität zwischen sich und ihrer Hauptfigur herstellten. Dadurch wurde das Fehlen des großen Entwurfs und eines weiten Horizonts insgesamt zu einem Wesenszug bürgerlichen japanischen Prosaschaffens. Auch Tōson vermochte sich dieser durch vielerlei Umstände bedingten Entwicklung nicht zu entziehen. Erst ganz am Ende der zwanziger Jahre findet er zu dem Ansatz in seinem Erstlingsroman zurück, und sein letzter großer Roman, *Vor Tagesanbruch*, der das Schicksal seines Vaters zum Vorwurf hat, gelingt nicht nur zu einem individuellen Lebensporträt, sondern zu einem Epochenaufriß und zu einem der wenigen wirklichen Monumente japanischer Erzählprosa.

Berlin, im März 1988 *Jürgen Berndt*